g

Bio 2931
1

GOTTFRIED WILHELM

FREIHERR VON LEIBNITZ

geb. d. 21. Juni 1646, gest. d. 14. Nov. 1716.

Gottfried Wilhelm
Freiherr v. Leibnitz.

Eine Biographie

von

G. E. Guhrauer.

Zwei Theile.

Zu Leibnitzens Säkular-Feier.

Mit
neuen Beilagen und einem Regiſter.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Erſter Theil.

Mit Leibnitzens Bildniß und Facſimile.

Breslau,
Ferdinand Hirt's Verlag.
1846.

Seiner Excellenz

dem Königlich Preußiſchen wirklichen Geheimen
Staats-Miniſter, Miniſter der Geiſtlichen, Unterrichts- und
Medizinal-Angelegenheiten,

Herrn Dr. Eichhorn,

Ritter höchſter Orden,

in tiefſter Ehrfurcht

dankbar zugeeignet.

Zur

Säkular-Feier Leibnitzens.

Die Jubelfeſte der Geburt, der Thaten und Werke großer Männer ſind die Familienfeſte der Menſchheit, und zunächſt derjenigen Völker, denen jene durch Abſtammung und Geburt angehören. Man verkündiget ſie und freut ſich darauf, wie Mitglieder einer Familie, welche mit Stolz und Liebe auf ein theures Haupt hinblicken, als den leiblichen und geiſtigen Mittelpunkt eines größeren oder kleineren Verwandtſchaftskreiſes, welches auch in weitere Kreiſe hinein die lebendigſte Theilnahme erweckt. Alle Verſchiedenheiten der Denk- und Empfindungsweiſe, alle vielleicht zufällige Spannung oder Störung zwiſchen den Gliedern der Familie werden in ſolchem feierlichen Augenblicke zur Harmonie, zur Freude und zum Frieden ſich auflöſen.

Wie ſchön ſtände es um die Völker, wenn die im Wechſel des Jahrhunderts wiederkehrenden Jubilä enihrer Heroen, den Geiſt ſolcher Familienfeſte athmeten! Denn wie durch edle Thaten und große Charaktere edle und

große Erfindungen hervorgerufen werden, ſo würden aus dieſen Empfindungen wieder ähnliche Thaten erblühen. Ein erhabner Wetteifer würde die verſchiedenſten Kräfte nach einem und demſelben großen Ziele aufrufen, und durch dieſes Ziel die Nationen ſelbſt zu immer feſterer Einheit und Macht erſtarken.

Leider iſt dieſes Bild von den Jubelfeſten der Völker ein Ideal, in deſſen Lichte die vorhandene Spaltung und Zerriſſenheit der europäiſchen Menſchheit in einem um ſo grellern Lichte erſcheint. Nicht genug, daß der unter dem Firniß der Civiliſation fortglimmende Stammeshaß die tiefe Zerklüftung der Völker bezeugt, auch in jedem beſondern Volke waltet unter der Oberfläche eines unter täglichen Anſtrengungen erhaltenen äußeren Friedens tiefer unverſöhnlicher Zwieſpalt, bis in die heiligſten und höchſten Intereſſen. Weit entfernt, Familienfeſte der Völker zu ſein, ſehn wir vielmehr bei unſrer feſtluſtigen Generation die Jubiläen in Partei-Signale ausarten; die Phyſiognomie ſo mancher von ihnen zeigt, ſtatt der Freude, der „Tochter des Himmels", nur Grimace, kränkend für die Gegner, unbefriedigend, aushöhlend für die eigne Parthei. Der Menſchenfreund, der Patriot, der Freund der Kunſt und Wiſſenſchaft, das religiöſe Gemüth, ſieht mit Beklommenheit die Jubiläen unſeres Decenniums ſich drängen, in ſteter Beſorgniß, daß ein Mißton aus der Jubelfreude herausklingen werde. Iſt es nicht, als wenn die Gegenwart mit dieſen Jubiläen, den kirchlichen, politiſchen und ſelbſt literariſchen, ſich zu einem Kriege vorbereitete, während jede Parthei mit jedem neuen Namen eine Fahne erhebt, an welcher die Kampfgenoſſen ſich erkennen ſollen? Der kirchliche Zwieſpalt unterwühlt unſern nationalen Boden und lockert die edelſten Bande auf, welche die Nation

unter ſich einig und vor dem Auslande groß und geachtet machen ſoll. Schon fängt man an, die Dichter, Philoſophen und Geſchichtsſchreiber nach ihrem Taufſchein zu fragen, katholiſche und proteſtantiſche Philoſophie, Geſchichte u. ſ. w. werden Stichwörter; das Schöne, das Wahre, die ewigen Ideen werden in das verworrene Gewühl der geſchichtlichen Kämpfe hinabgezogen. Wohin kann dieſe Spaltung zuletzt führen, als zu dem Verluſte der höchſten Nationalgüter? Bei einer konſequenten Durchführung dieſer Richtung wird man über die Göthe, Leſſing, Kant, ja über die Leibnitz und Baco in das Mittelalter zurückſchreiten, d. h. man wird deſſen todte und barbariſche Form, aber noch lange nicht ſeinen einſt lebendigen Geiſt wiederergreifen. Die kirchlich-religiöſe Trübung des Horizonts iſt es aber nicht allein, welche ihn vor unſerm Blick verdunkelt: ſociale Umwälzungen ſcheinen drohend ſich aufzuthürmen, und wenn jemals von dieſer Seite her ein Sturm ausbricht, ſo wird er das ſchon ohnehin in ſich aufgeregte und zerriſſene Geſchlecht unvorbereitet überraſchen und unaufhaltſam in die Fugen des ganzen Gebäudes dringen.

Wird es mir, um die nachhaltigere Bedeutung des großen Leibnitz für die Nachwelt zu erfaſſen, geſtattet ſein, auf die Grundlage des heutigen Völker-Bewußtſeins einen Blick zurückzuwerfen?

Unſere Zeit leidet an einer entgegengeſetzten Krankheit, als der, an welcher das abendländiſche chriſtliche Mittelalter ſich aufgelöſt hat. Das Mittelalter, mit ſeinen ganzen Lebensbedingungen an Kirche und Religion geknüpft, überſprang in der Wiſſenſchaft, wie in der ganzen Weltanſchauung, welche ſein Handeln beſtimmte, die ſogenannten zweiten Urſachen, die causae efficientes, mit andern

Worten, die ſpontanen Geſetze der Natur, und hielt ſich faſt nur an die erſte Urſache, Gott, nach deſſen Wort und Offenbarung allein es leben, nach deſſen Begriff es alle Erſcheinungen des Lebens und der Natur erklären wollte. Während ſo ihre Phyſik abſtract und unfruchtbar war, blieb dagegen ihr Leben vorzugsweiſe religiös und kirchlich begeiſtert. Gott war dem chriſtlichen Mittelalter überall und jeder Zeit gegenwärtig, gewiſſermaßen anſchaulich, von ihm wurde Alles abgeleitet, auf ſeinen Namen Alles zurückgeführt. Um wahrhaft fromm und ſittlich zu ſein, fehlte ihm nur der beſſere Begriff von Gott, denn in ihrem Wahne ſchlachteten Chriſten einander, wie ſie wähnten: zur Ehre Gottes! Das Band des geſammten Geſellſchaftszuſtandes war mit einem Worte: die Theokratie.

Die neuere Zeit hat zwar die wahre Phyſik gefunden, ſeitdem die Copernicus, Baco und Galiläi uns gelehrt, die Natur durch Verſuch, Beobachtung und Berechnung nach ihren eigenen, von unſerem Bewußtſein und Gemüthsleben unabhängigen Geſetzen zu erforſchen. Aber in dem Verhältniß, als das Reich der wahren Naturwiſſenſchaft ſich erweiterte, rückte auch die erſte Urſache dem wiſſenſchaftlichen Bewußtſein in immer größere und größere Ferne; man verſetzt ſie in die Grenze von Wiſſenſchaft und Religion, bis endlich der Naturkundige die erſte Urſache, Gott, völlig aus dem Geſichtskreiſe zu verlieren ſchien. Laplace durfte zuletzt, ohne Blasphemie, ſich rühmen, daß er Gottes zur Mechanik des Himmels nicht brauchte, womit er nichts anderes ſagen wollte, als daß Newton nur die in ſeinem Himmelſyſtem gelaſſene Lücke, kurz: ſeine eingeſtandene Unwiſſenheit mit dem Begriffe Gottes nur verdeckt, mit andern Worten das Daſein Gottes von ſeinem Nichtwiſſen gewiſſermaßen abhängig

gemacht hatte, was die Wiſſenſchaft aber als ihre Grenze nicht anerkennen dürfte. Von der Phyſik trug man dieſe Methode in die Welt der Moral und Politik, ich meine die Methode der Erfahrung, Beobachtung und Berechnung. Das Naturrecht, ehedem ein Theil der Theologie, ward ihr von Puffendorf und Tomaſius bald entgegengeſetzt. Die Staatswiſſenſchaft wurde eine große und verwickelte Rechnung, in welcher die Menſchen und das ſociale Leben auf Zahlen und Zahlenverhältniſſe zurückgeführt werden. Das Meßbare, Zählbare, Taſtbare, das Materielle mit einem Wort, erhielt die Oberhand über das Moraliſche. Der Organismus des Staats wurde wie ein unbeſeelter Körper auf dem anatomiſchen Theater zergliedert. Der Staat ſelbſt ſank für die modernen Theorien zu dem Begriff einer Maſchine, eines Räderwerks herab, das derjenige zu beherrſchen glaubte, welcher ſich am beſten auf den Mechanismus des Baues und die Geſetze ſeines Räderſpieles verſtände. Und die Triebfeder, welche die Räder dieſer Maſchine in Bewegung ſetzt? — Es iſt kein Geheimniß: es iſt der Egoismus der einander durchkreuzenden Intereſſen oder Leidenſchaften. Wird dieſem Prinzip bei der Berechnung und dem Spiele der Maſchine ſein Theil gewährt, ſo ſcheint alles gut zu ſtehen. Unterdeſſen iſt die erſte Urſache hier ebenſo, ja noch mehr in unendliche Form gerückt, als in der Phyſik. La loi est athée, ſagte Odilon Barrot, den man wegen dieſes recht verſtandenen Wortes den Laplace des modernen Staatsbegriffs nennen möchte.

Daß wir nicht übertreiben, daß hier die Krankheit unſerer Zeit liege, haben Einſichtigere bekannt und beklagt. Dieſe Wahrheit findet nun allgemeinen Wiederklang. Die Bewegung unter den Proletarien hängt damit zuſam=

men; das Uebel iſt nicht bloß materiell, die Heilung darf es daher auch nicht bloß ſein. Es ſind verſchiedene Symptome, welche auf ein allgemeines verborgenes Uebel zurückweiſen. Die Menſchheit fühlt ſich wie verlaſſen, weil Gott ihr moraliſch wie phyſiſch in unendliche Ferne gerückt iſt.

Warum uns Gott ſo wohl gefällt?
Weil er ſich uns nie in den Weg ſtellt.

Dieſer Zuſtand der Geiſter iſt von der Art, daß er nicht nur dem Philoſophen, ſondern auch den Staatsmännern zu Herzen geht. Von verſchiedenen Seiten her ſtrebt und arbeitet man lange, theils der Zukunft zugewendet, neue Grundlagen des ſocialen Wiederaufbaues aufzufinden, theils nach der Vergangenheit hingekehrt, auf ältere Grundlagen zurückzugehen, beides, um den herrſchenden Egoismus, die Iſolirung und Zerſplitterung in Wiſſenſchaft und Leben über ſich ſelbſt zu erheben, der Menſchheit die verlorene Richtung zu Gott und mit ihm zum Ganzen der Humanität wiederzugeben. Während die einen vorzugsweiſe die geiſtige, namentlich die religiöſe Seite des Menſchen ins Auge faſſen, halten ſich die anderen hauptſächlich an die materielle Bedingung des Daſeins. Allein es iſt überall doch nur noch ein Suchen und Taſten, wobei die verſchiedenen Richtungen, ſtatt einander hülfreich entgegen zu kommen, nicht ſelten einander bekämpfen, während jede nicht ſelten in ſich ſelbſt wieder uneins iſt.

Gewiß, es fehlt unſerer Zeit nicht an großen Gelehrten und an Erfindern in Wiſſenſchaft und Kunſt, es fehlt nicht an großen Ideen und Entdeckungen in den Gebieten des politiſchen und religiöſen, wie des materiellen und induſtriellen Lebens; aber was unſerer Zeit ſo Noth thut und

fehlt, ſind Geiſter, welche nicht allein die verſchiedenen, zuletzt an einem einzigen Ringe zuſammenhängenden Richtungen der Wiſſenſchaft concentriren, ſondern auch mit Genialität und hohem Sinn die Zügel in die Hand nehmen, um jene getrennten Richtungen einträchtig zu einem Ziele, dem Ziele der Menſchheit zuzuführen. Geiſter dieſer Art brauchen ſich nicht zu legitimiren; wenn ſie auftreten, fällt ihnen die Zeit von ſelbſt zu, ſie mögen von dem Throne herab, oder aus der Stille des Studirzimmers heraus ſich verkünden. Ein ſolcher Geiſt war für Deutſchland Friedrich der Große, deſſen Säcularfeier wir vor ſechs Jahren begangen haben; ein ſolcher Geiſt war vor ihm Leibnitz, den der große König ſich auch gleich ſtellte. Doch wenn der Weiſe auf dem Throne in das Reich ſeines Wirkens in unmittelbarer Gegenwart ſchöpferiſch eingreift, ſo iſt die Sphäre des Philoſophen am Fuße des Thrones die Zukunft mit ihrem weiteren und reineren Horizonte. Hundert und dreißig Jahre ſind ſeit Leibnitzens Tode verfloſſen, und noch iſt Niemand aufgeſtanden, welcher ihm die Palme ſtreitig gemacht hätte. Immer ſteht das Bild ſeines Geiſtes und Strebens mit einer Friſche und Lebendigkeit, mit einem Glanze vor uns, welcher ihm die Sympathien von den verſchiedenſten Seiten her geſichert hat. Leibnitz gehört mit ſeiner Philoſophie, mit ſeiner ganzen Bildung und Richtung zwei Zeitaltern zugleich an, welche ſich für unſer Bewußtſein nur den Rücken zuzukehren ſcheinen. Das ſiebzehnte Jahrhundert war es, in welchem der moderne Geiſt, wie wir ihn vorhin nach ſeinem Weſen zu ſchildern ſuchten, ſich gebildet, der im achtzehnten Jahrhundert ſich befeſtigt hat und in dem gegenwärtigen ſich immer mehr entwickelt. Die Philoſophen vor Leibnitz im ſiebzehnten Jahrhundert hatten es vor Allem

mit dem Fortſchritte der Wiſſenſchaft zu thun, welcher allerdings davon bedingt war, daß jene Männer ſich von der Welt in das Innere des Geiſtes zurückzogen, oder ſich in das Laboratorium einſchloſſen und den Geſetzen der Natur in ihrem eignen Reiche am Himmel und unter dem Himmel nachgingen. Leibnitz dagegen war nicht bloß Reformator der Wiſſenſchaft wie jene, er war zu gleicher Zeit im höchſten und univerſellſten Sinne des Worts ein ſocialer Geiſt, eben ſo ſehr Staatsmann als Philoſoph. Er nahm ſeinen Standpunkt auf der Höhe des menſchlichen Geſchlechts und beleuchtete auch das ſcheinbar Untergeordnetſte und Geringe mit dem Lichte großer Ideen. Seinem Fache nach Rechtsgelehrter und Publiciſt, ſtellte er ſich bei den großen Fragen der Zeit auf den Standpunkt des Geſetzgebers, ſchöpfte aber das Ideal deſſelben aus den oberſten Prinzipien des Naturrechts, welche in ſeinem Syſteme mit denen der Religion und Moral auf das engſte verknüpft waren. Als Staatsdiener hielt er den Mächtigen und Großen, welche ihn zum Freunde wählten, den Spiegel der Fürſtenpflichten mit eben ſo viel Muth als Klugheit vor. Er verknüpfte nach dem von ihm begründeten großen Geſetze der Kontinuität, der Entwickelung, der Seele ſeine Philoſophie, die Zeiten der Geſchichte, die Vergangenheit mit der Zukunft; er verband die Theorie mit der Praxis, und bei den erhabenſten Bedürfniſſen des Menſchen als eines Gottähnlichen Geiſtes, ließ Leibnitz die materiellen Bedingungen des bürgerlichen Lebens niemals aus den Augen. Jeder ſeiner Vorſchläge war aus dem Ganzen gegriffen und daher von Pedanten oft verkannt und mißverſtanden [1]). Die Akademien der

[1]) Formey wirft einen lächelnden Seitenblick auf Leibnitzens Vorſchlag, daß die Königliche Societät der Wiſſenſchaften unter andern

Wiſſenſchaften z.B. ſollten ihm nicht blos Inſtitute der Wiſſenſchaft, ſondern ſociale Inſtitute ſein, und in das Ganze des Staatslebens eingreifen, ſo viel Elemente als möglich davon in ſich aufnehmend. Der Gelehrte ſollte von dem Handwerker lernen, ſo wie das Handwerk zur Theorie erhoben worden. Ihm war die Wiſſenſchaft, wie er oft ſich ausdrückt, der Schatz des menſchlichen Geſchlechts, alſo nicht etwa das Eigenthum einer Klaſſe, oder eines Standes, noch weniger das Vehikel des Ehrgeizes oder der Habſucht Einzelner; der Gelehrte war ihm nur der Verwalter dieſes Schatzes zum Beſten des allgemeinen Nutzens. Unter dem Mantel eines Ariſtokraten und Fürſtendieners ſchlug dieſem großen Manne ein Herz für die große Mehrzahl der Menſchen. Aber in der Art und in dem Maaße ſeiner Wirkſamkeit, mußte er die Bedingungen annehmen, die das Jahrhundert ihm auflegte. Alles ging damals von oben herab. Nur mit ihren Fürſten ſchritten die Völker fort, von der Veredelung der Fürſten, von der Bildung der Großen hing die Verbeſſerung des Schickſals der Völker und ihre Veredelung ab. Auf dieſen Punkt richtete Leibnitz vor Allem ſein Augenmerk. Das Gute, das er ſtiftete, mußte oft für die Geſchichte verloren gehen; des Beſten, was er that, durfte er ſich nicht immer rühmen. Gewiß iſt, daß ſein Name nicht gemacht iſt im eigentlichen Sinne unter uns populär zu werden, wie etwa der eines Chriſtian Thomaſius, welcher in der Kulturgeſchichte dieſes Jahrhunderts ſein Gegenſtück und gewiſſermaßen ſeine Ergänzung bildet. Und man ſoll ſie beide nicht verglei-

die evangeliſchen Miſſionen beſorgen ſollte. Ihm entging, wie viel für den erſten evangeliſchen und zur Pflege der geiſtigen Kultur berufenen Staat in Deutſchland an der Organiſation gerade dieſes Inſtituts liegen mußte.

chen. Sie wirkten in ſehr verſchiedenen Sphären und daher mit ganz verſchiedenen Mitteln. Ihre ganze Stellung war von vorn herein verſchieden beſtimmt. Und ſo war z. B. der Gebrauch der franzöſiſchen Sprache, die Zurückhaltung, womit ſich Leibnitz als Schriftſteller umgab, nicht willkührlich. Wenn Thomaſius als Reformator ſich die Vernichtung des Wahns, des Aberglaubens, der Pedanterie, der Heuchelei und des Fanatismus zur Aufgabe machte, ſo war Leibnitz im Gegenſatz zu ihm eine vorwiegend organiſirende Natur; es war ihm weſentlich darum zu thun, Keime poſitiver Geſtaltung auszuſtreuen und das Vorhandene, ſelbſt in ſeiner Beſchränktheit, dafür zu nützen. Dahin gehört z. B. der Vorſchlag, öffentliche Handwerker-Schulen zu errichten, um Zeit, Geſundheit und die Vervollkommnung der Lehrlinge zu gewinnen; dahin gehört ein ähnlicher Vorſchlag, Geſellſchaften nach Art der Akademien einzurichten, welche ſich zur Aufgabe machten, Lebensregeln, nützliche und unbekannte Erfahrungen zur Verbeſſerung des menſchlichen Lebens zu ſammeln. Dieſer Organiſationsgeiſt hing bei ihm mit jener „großen Art zu denken“ zuſammen, wonach er ſchlechterdings nichts verachtete, ſofern es nur an die rechte Stelle geſetzt in ſeiner Weiſe lebte und wirkte. Leibnitz war zu gleicher Zeit der univerſellſte und poſitivſte Geiſt, und in dieſer Vereinigung einzig; daher ein Feind des iſolirenden Parthei- und Sektenweſens. Aus dieſer Denkart entſprang ſein Lieblingsplan einer allgemeinen Charakteriſtik, als eines Verbindungsmittels der Menſchheit in Wiſſenſchaft und Philoſophie; daraus ſein, wenn auch ebenſo wenig gelungenes Streben, die beſondern und getrennten Kirchen zu vereinigen: alles Tendenzen, welche, ihrem Endzwecke nach, ihren Urheber zum Bürger künftiger Jahrhunderte machen.

Aber was allen ſeinen Beſtrebungen für das Wohl der Menſchheit zur gemeinſchaftlichen Grundlage dient, das iſt — hier kommen wir erſt zu dem eigentlichen Ziele unſerer Betrachtung — das iſt das religiös-ſittliche Fundament, welches ſeiner ganzen Philoſophie zu Grunde liegt und einen Hauch der Frömmigkeit und echter Begeiſterung über dieſelbe verbreitet. Dies wird ſchon aus der Skizze der Philoſophie hervorgehen, wie ſie in dieſer Biographie (Th. I. S. 222 — 270) gegeben wird. Das Reich der Natur wird getragen von dem Reiche der Gnade. Das Univerſum, als die Welt moraliſch freier Weſen, iſt ihm die Stadt Gottes; und wenn Leibnitz die Könige dieſer Welt Statthalter Gottes, oder gar Götter dieſer Welt nennt, ſo iſt es nicht, wie eine oberflächliche Betrachtung wähnen möchte, ſchmeichleriſcher Knechtſinn, ſondern es geſchieht lediglich, um ihnen die Schwere, Heiligkeit und unendliche Verantwortlichkeit ihres Berufes in unmittelbarſter Lebendigkeit nahe zu legen [1]). Sein ganzes Syſtem iſt gewiſſermaßen nur ein dem Unendlichen dargebrachter Cultus. Das Unendliche iſt in demſelben die Seele wie des Phyſiſchen, ſo und noch mehr des Moraliſchen; nicht um das Individuum dadurch niederzudrücken, ſon-

[1]) So wenn Leibnitz an Peter den Großen ſchrieb: »Gott als ein Gott der Ordnung regieret durch ſeine unſichtbare Hand alles, alles weißlich und ordentlich. Die Götter dieſer Welt, oder die Ebenbilder der Macht Gottes, ich meine die ſouverainen Monarchen, müßten das Modell ihrer Regierung nach jener einrichten, wollten ſie anders die ſüßen Früchte eines blühenden Reichs vor ihre große Mühe genießen.« (S. Zuſätze zum 2. Theile S. 275, die Anmerk. zum 1. Th. S 6 und Auguſt Böckh: Leibnitz in ſeinem Verhältniß zur poſitiven Theologie in v. Raumers hiſtor. Taſchenbuch auf 1844 S. 488.

dern über ſich ſelbſt zu erheben. Dieſe Erhabenheit des Standpunkts, verbunden mit der Demuth in der Geſinnung, iſt es, welche über das ganze Leben und Handeln unſeres Weiſen jene Milde und Humanität, jene wohlthuende Einheit, jenen verſöhnlichen Charakter, jenen Geiſt der Verbrüderung verbreitet, welcher Leibnitzen ſogleich vor allen andern Philoſophen erkennen läßt und geeignet iſt, die Menſchen aus den verſchiedenſten Richtungen und aus allen kirchlichen Confeſſionen anzuziehen und zu feſſeln. Dies iſt von jeher geſchehen und wird immer geſchehen. Mit freudigem Herzen bekennen Proteſtanten wie Katholiken ihre Sympathien zu der Denkart und zu den Schriften dieſes großen Mannes; ſo daß, wie ein Blick auf die Literatur zeigt, auch in dieſer Beziehung, in Abſicht auf Vereinigung des Geiſtes, Leibnitz wohl der univerſellſte aller Philoſophen und Schriftſteller heißen könnte. In dieſer fort und fort wirkenden Einigung und Verſöhnung des Geiſtes liegt, unſers Erachtens, ein großer Theil der wahren Bedeutung Leibnitzens auch für unſere Zeit, und ſie wird der ihm gewidmeten Säcularfeier die allgemeinſte Verbreitung verleihen, gewiß nicht bloß, wie ſich von ſelbſt verſteht, im geſammten deutſchen Vaterlande, ſondern auch im Auslande, welches uns Leibnitzen beneidet [1]).

[1]) Die Sympathien des civiliſirten Europa für Leibnitzens Schriften und Philoſophie ſind ſo alt, als dieſe ſelbſt. Nur England ſcheint bis auf dieſen Tag, ſowohl aus Nationaleiferſucht und Partheilichkeit für ſeinen Newton, als aus Mangel an Organ für den Leibnitzſchen Idealismus ſich den großen Mann nach ſeiner ganzen und wahren Größe fern halten zu wollen. Obſchon der Verfaſſer dieſer Biographie das Verhältniß zwiſchen Newton und Leibnitz nach den Mitteln, welche ihm zu Gebote ſtanden, mit möglichſter Unpartheilichkeit — welche freilich in den Augen der Par-

Dieſe Säcularfeier wird gewiß nicht ohne ein den Manen des großen Mannes würdiges Denkmal vorübergehen; nicht wenigſtens ohne den aufrichtigen, mehrſeitigen Wunſch, ihm ein ſolches zu ſetzen. Wenn ich von neuem auf den Plan einer würdigen Geſammtausgabe von Leibnitzens Schriften zurückkomme, ſo wird man mir dieſes mein Caeterum censeo gerade bei dieſer Gelegenheit zu Gute halten. Die bildende Kunſt hat, nicht blos in Hannover, ſondern auch in der Wallhalla, alſo in Nord- und Süddeutſchland ihre Aufgabe würdig erfüllt: die Reihe iſt jetzt an der Literatur und Wiſſenſchaft. Ueber die Schicklichkeit und Nothwendigkeit der Sache ſelbſt wird unter Allen, welche ſie nicht blos von dem einſeitigen Standpunkte gelehrter Bedürfniſſe, ſondern von dem höhern Geſichtspunkte einer deutſchen National-Angelegenheit auffaſſen, nur Eine Stimme ſein. Aber auch in Hinſicht des Wie? der Ausführung kann, ſobald wir dieſen Geſichtspunkt feſthalten, nicht lange ein Schwanken herrſchen Die Monumenta Germaniae historica, ins Leben gerufen durch den Großſinn eines deutſchen Staatsmannes, beſchützt und gefördert von dem deutſchen Bunde — dieſes Nationalunternehmen zeigt von ſelbſt, wo? die künftige Ausgabe von Leibnitzens ſämmtlichen Werken Schutz

theien ſchon ein Verbrechen iſt — darzuſtellen beſtrebt war, ſo hat doch, unſers Wiſſens, die engliſche Kritik von dieſem Buche keine Notiz genommen. Um ſo charakteriſtiſcher dürfte es, von einem höhern als blos perſönlichen Geſichtspunkte, ſein, daß *Nordamerika*, wie im Uebrigen, ſo auch hierin von der Einſeitigkeit des britiſchen Nationalgeiſtes ſich emancipirt, indem eine freie Bearbeitung dieſes Buches im vorigen Jahre zu *Boſton* herauskam mit dem Titel: Life of Godfrey Wm. v. Leibnitz on the basis of the German works of Dr. G. E. Guhrauer by John M. *Mackie*. Boston 1845. 12.

und Unterſtützung allein finden kann — und wird. Wahrlich, auch Leibnitzens Werke gehören unter die Monumenta Germaniae, und zwar im eminenten Sinne! Daß Leibnitz nicht blos durch die Größe ſeines Genies, die angeborne Anlage ſeines Geiſtes, ſondern eben ſo ſehr durch den niemals getrübten, echten Patriotismus ſein deutſches Vaterland geehrt und gehoben hat; wie er ſein ganzes Leben hindurch mitten durch die mancherlei Riſſe der confeſſionellen, territorialen und dynaſtiſchen Verhältniſſe des Reichs und unter den beſtändigen Anfechtungen von Außen her, auf die Vereinigung, Kräftigung und Hebung deutſcher Nation und deutſcher Macht hingearbeitet; und wie geeignet Leibnitzens Schriften und Leben immer ſein werden, in dieſer wohlthätigen, einigenden, verſöhnlichen Richtung unter uns zu wirken — dies ſteht jetzt Allen lebendig vor der Seele.

Es ſcheint alſo der hohen Fürſorge des durchlauchtigſten deutſchen Bundes nicht unwürdig, die Werke eines in aller Beziehung ſo eminenten deutſchen Schriftſtellers und Charakters unter ſeinen beſondern Schutz zu nehmen. Iſt dieſe Vorausſetzung richtig, ſo werden ſpäter geeignetere Hände den Plan und die Mittel der Ausführung vorzeichnen. Wird mir jedoch eine Meinung zu äußern geſtattet, ſo wird die Ausführung nicht in demſelben Augenblicke beſchloſſen und ins Werk geſetzt werden können, ſondern einer mehrjährigen Vorbereitung und einer vorangehenden Vereinigung und Verſtändigung verſchiedener Kräfte bedürfen. Das zweckmäßigſte Mittel aber, dieſe Vorbereitung und Vereinigung zu treffen, ſcheint mir die Gründung eines Leibnitz-Archivs, ich meine, eines periodiſchen Organs, ähnlich dem der hiſtoriſchen Vereine und ſelbſt dem des Vereins der Herausgeber der Monumenta Germaniae,

beſtimmt, die thätige Theilnahme der verſchiedenen Gelehrten, nicht blos in Deutſchland, ſondern auch im Auslande aufzurufen und zu verſammeln und, wie die andern Archive, als öffentliche Correſpondenz der Mitarbeiter unter einander zu dienen. Anzeige und bezügliche Bekanntmachung ungedruckter Schriften und Briefe, der erhaltenen Autographa, ſeltener Schriften Leibnitzens, ſei es im öffentlichen oder Privatbeſitz, mit einem Worte alles, was die Vervollſtändigung, Sichtung und Kritik des Materials betrifft — andererſeits Verſtändigungen über die Form der Unternehmung, alles dies wird reichlichen Stoff des Archivs darbieten. Bei der eminenten Univerſalität unſers Heros iſt eigentlich kein Gelehrter, wes Faches er ſei, und welcher Richtung, ſei es der Empirie oder der Spekulation, (welche Leibnitz beide in ſich vereinigte) er angehöre, von der Mitwirkung an dieſem Unternehmen ausgeſchloſſen. Dieſes Archiv kann aber eine noch höhere und allgemeinere Bedeutung erhalten, wenn es zu gleicher Zeit der Ort für freie Discuſſion ſolcher literariſchen und kritiſchen oder wiſſenſchaftlichen Problem wird, welche ſich an das Leben und die Schriften Leibnitzens knüpfen. Dadurch wird zugleich für eine vollkommenere Biographie des großen Mannes in Zukunft der Boden gewonnen und urbar gemacht, und niemand wird mit mehr Freude eine ſolche begrüßen, als der Verfaſſer dieſes Buches, welcher heute, nachdem er den Schwierigkeiten eines ſolchen Unternehmens ins Auge geſehen hat, vielleicht den Muth nicht hätte, ſich ihm zu unterziehen. Möge dieſe Arbeit, bis ſie der beſſern den Platz räumt, unterdeſſen dazu beitragen, den Geiſt Leibnitzens unter uns einer lebendigen Verbreitung zu verſchaffen. Durch Zuſätze und Berichtigungen, mit Rückſicht auf die ſeit 1842 erſchienenen mancherlei

Bereicherungen der Leibnitz=Literatur, beſonders aber auch durch ein allgemeines Perſonen=Regiſter ſollte das Buch zugleich vollſtändiger und nützlicher gemacht werden.

Breslau, im April 1846.

G. E. Guhrauer.

Die Vaterſtadt des großen Leibnitz iſt Leipzig, ſeit der Reformation ein hervorragender Sitz deutſcher Cultur und Wiſſenſchaft. Hier kam er zur Welt an Sonntag dem **21.** Juni (a. St.) **1646**, und erhielt in der Taufe, am dritten Tage nach ſeiner Geburt, als dem Vorabend des Johannis-tages, die Namen Gottfried Wilhelm. Zur Verwunderung der Umſtehenden (die Pathen waren der kurſächſiſche Hof-prediger D. Martin Geier, und der Rechtsgelehrte Johann Friſch), noch mehr aber zur Erbauung des, Wunderbares ahnenden, Vaters, richtete das Kind in dem Augenblicke, als der Diaconus M. Daniel Moller es auf dem Arme hielt und taufte, den Kopf empor und ließ mit emporgehaltenem Haupte und Augen ſich mit dem Waſſer benetzen. Der Vater hat dieſen merkwürdigen Umſtand in ſeiner Hauschronik verzeichnet, und die prophetiſchen Worte geſchrieben: „So wünſche und weiſſage ich, daß dieſes ein Merkmal des Glaubens und das beſte Vorzeichen ſei, daß dieſer Sohn ſein ganzes Leben hindurch mit zu Gott erhobenen Augen ganz

göttlich ſein, in Liebe zu Gott brennen und in ihr bewundernswürdige Thaten thun werde, zur Ehre des Höchſten, wie zu dem Heile und Wachsthum der chriſtlichen Kirche, und zu ſeinem und der Unſrigen Heile!"

Wiewohl der Name Leibnitz oder Leubnütz auf ſlaviſche Urſprünge der Familie mit Wahrſcheinlichkeit hinweiſt, und Leibnitze von ritterlichem Stande hohe geiſtliche und weltliche Würden im Mittelalter bekleidet haben, ſo beginnt die geſchichtliche Reihe der erweislichen Vorfahren des großen Leibnitz erſt in ſeinem Vaterlande Kurſachſen, im Zeitalter der Reformation, mit Chriſtoph Leibnitz, welcher die perſönliche Gunſt des Kurfürſten Auguſt beſaß, der ihn zum Amtmann in Altenburg, nachher zum Schöſſer in Pirna eingeſetzt. Er hatte zur Gattin ein Fräulein Barbara von Kahlenburg aus Jütland, welche in ſehr frühem Alter des Kurfürſten Gemahlin, die däniſche Prinzeſſin Anna, an den ſächſiſchen Hof begleitet hatte. Einen älteren Bruder hatte er: Paul von Leibnitz, kaiſerlichen Hauptmann auf der Windiſchen Gränze in Ungarn; von Kaiſer Rudolph II. war derſelbe zur Belohnung ſeiner Tapferkeit in den Adelſtand erhoben worden. Chriſtoph Leibnitz hinterließ einen Sohn Ambroſius, Stadt- und Bergſchreiber in Altenburg. Dieſer hatte Anna, die Tochter eines Patriziers zu Leipzig, Heinrich Deuerlin von Königſtein, zur Frau. Dies waren die Eltern von Friedrich Leibnitz, des Vaters des Unſrigen, welcher den 25. December 1597 geboren wurde und ſpäterhin ſeine rühmliche Laufbahn an den Gerichten und der Univerſität von Leipzig der Theilnahme und Unterſtützung der dortigen Verwandten

ſeiner Mutter zu verdanken hatte. Denn da er ſeine Eltern früh verlor, als er eben den Grund zu ſeiner gelehrten Bildung auf der Fürſtenſchule zu Meißen gelegt hatte, und in Leipzig, wohin er, die Rechte zu ſtudiren, ſich (**1617**) begab, allein ſtand, fand er bald an ſeiner Mutter Bruder, Friedrich Deuerlin, Actuarius des Schöppenſtuhls und der Stadtgerichte, einen beſchützenden Gönner. Leipzig wurde ſeine Vaterſtadt durch Wahl, welcher er ſein übriges Leben widmete. Hier errang er die Stufe der Gelehrſamkeit und der bürgerlichen und gelehrten Wirkſamkeit, vermöge deren er noch nach ſeinem Tode ein ehrenvolles Andenken unter ſeinen Mitbürgern hinterließ, welches ſein großer Sohn als ein heiliges Erbtheil in ſeinem ganzen Leben werth gehalten hat. Er wurde Magiſter der Philoſophie, und zur Zeit, als ihm ſein Sohn Gottfried Wilhelm geboren wurde, war er Beiſitzer und Subſenior der philoſophiſchen Facultät, Profeſſor der Moral (ſeit **1640**), Collegiat des großen Fürſten-Collegium und Actuarius der Univerſität. Gleichzeitig bekleidete er ſeit **1624** mit Eifer und Erfolg das Amt eines Notars. Dieſe, faſt ausſchließlich auf das Leben und die Anwendung genommene Richtung zog Leibnitzens Vater von der Ausarbeitung gelehrter Werke ab, nur einzelne akademiſche Gelegenheitsſchriften und Biographien tragen ſeinen Namen. Er war, bei ſeinem gelehrten und amtlich thätigen Beruf, vor allem ein chriſtlich frommer Hausvater. Friedrich Leibnitz war dreimal verehelicht. Das erſtemal heirathete er im Jahre **1625** Anna, die Tochter des M. Benedict Fritzſche in Leipzig; aus dieſer Ehe entſproß ſein älteſter Sohn und der

Halbbruder unſers Leibnitz, M. Johann Friedrich, Candidat der Theologie, welcher den 9. März 1696 als dritter College an der Thomasſchule zu Leipzig geſtorben iſt, ein gutmüthiger, frommer, einfältiger, mit ſeinem Looſe zufriedener Mann, wie Leibnitz ihn einmal ſchildert; und eine Tochter Anna Roſine, welche die Gattin des Doctor der Theologie und Superintendenten Heinrich Freißleben zu Orlamünde wurde. Seine zweite Frau, Dorothea, die Tochter des Leipziger Buchhändlers Bartholomäus Vogtz, ſtarb 1643 kinderlos. Er heirathete darauf den 21. Mai 1644 Catharina, die Tochter des ſeiner Zeit berühmten Leipziger Rechtsgelehrten Wilhelm Schmuck; dieſe wurde die Mutter des großen Leibnitz. Sie war in Leipzig im Jahre 1621 geboren, und ſchon im eilften Jahre eine vater- und mutterloſe Waiſe; ſie wurde aber im Hauſe des Profeſſors der Theologie, Johann Höpner, mit Sorgfalt erzogen, das ſie, vor ihrer Verheirathung, mit dem Hauſe ihres Vormunds, des Profeſſors der Rechte, Quirin Schacher, ſpäter Leibnitzens Lehrer, vertauſchte. Sie galt als eine kluge, fromme und ſanftmüthige Frau. Eine ihrer Schweſtern hatte der berühmte Rechtsgelehrte, Johann Strauch, Profeſſor in Jena, nachher Syndicus in Braunſchweig, der ſpäter zu hohen Würden in Jena und zuletzt in Gieſſen emporſtieg; eine dritte Schweſter war an den Doctor der Theologie, Zimmermann, in Meißen verheirathet. Leibnitzens Verwandte ſtanden alſo von beiden Seiten im Genuſſe eines geſchätzten bürgerlichen Anſehens und zum Theil auch eines gelehrten Rufes. Seine Mutter gebar ihm noch eine Schweſter, Anna Catharina, welche im Jahre 1672 als

die Ehefrau des Archi-Diaconus an der Thomaskirche zu Leipzig, Simon Löffler, verſtarb, und einen Sohn, Friedrich Simon Löffler, hinterließ, denſelben, welcher zuletzt der Erbe ſeines großen Oheims geworden.

Ein Kind von ſechs Jahren verlor Leibnitz ſchon ſeinen Vater. Er ſtarb den 5. September 1652, von ſeinen Amtsgenoſſen, Schülern und Mitbürgern aufrichtig betrauert. Nur wenige, aber ſeinem Gedächtniſſe deſto tiefer eingedrückte Erinnerungen behielt Leibnitz von ihm, wie wir in einem hinterlaſſenen Bruchſtücke ſeiner Lebensbekenntniſſe aufgezeichnet finden. „Ich wurde, beginnen dieſe, meinem Vater, als er im fünfzigſten Lebensjahre ſtand, geboren, und kaum ſechs Jahr alt verlor ich den Vater, ſo daß ich nur wenig von ihm aus eigner Erinnerung mir vorſtelle, das Uebrige aber von Andern gehört habe. Zweier erinnere ich mich nur; das eine war, als ich zeitig leſen lernte, wie der Vater ſelbſt mit Eifer bemüht war, theils durch öfteres Erzählen, theils mit Hülfe eines deutſchen Büchleins mir Liebe zur Profan- und der bibliſchen Geſchichte einzuflößen. Er that dieſes mit einem ſolchen Erfolge, daß er ſich Ausgezeichnetes davon für die Zukunft verſprach. Das zweite iſt in der That merkwürdig, und ſteht mir noch ſo lebhaft vor der Erinnerung, als wenn es vorgeſtern geſchehen wäre. Es war an einem Sonntage, und meine Mutter war zur Kirche in die Vormittags-Predigt gegangen. Der Vater aber lag krank zu Hauſe in ſeinem Bette. Ich ſelbſt ſpielte, während nur noch eine Muhme im Zimmer war, an dem Ofen und war noch nicht ganz angezogen. So trippelte ich auf und ab auf einer an der Wand

ſtehenden Bank, vor welche ein Tiſch herangerückt war; an dem Tiſche ſtand die Muhme und wollte mich ankleiden. Ich aber, Muthwille treibend, ſteige auf den Tiſch, und indem jene mich erfaſſen will, trete ich hinter mich und ſtürze von dem Tiſche auf den Eſtrich hinab. Der Vater und die Muhme ſchreien auf, ſie blicken hin und ſehen mich unverſehrt und ſie anlachend, aber beinahe drei Schritte von dem Tiſche entfernt ſitzen, viel weiter, als ein Kind durch einen Sprung hätte erreichen können. Mein Vater erkannte darin eine beſondere Gnade Gottes, und ſchickte daher auf der Stelle jemanden mit einem Zettel in die Kirche, damit, der Sitte gemäß, nach dem Gottesdienſte ein Dankgebet zu Gott gehalten würde; und man ſprach viel über dieſen Vorfall in der Stadt. Mein Vater aber ſchöpfte theils aus dieſem Zufalle, theils aus, ich weiß nicht welch andern Träumen oder Vorzeichen ſo große Hoffnungen von mir, daß er ſich dadurch oft den Spott ſeiner Freunde zuzog. Allein weder habe ich länger ſeines Beiſtandes theilhaftig ſein, noch er an meinen Fortſchritten ſich erfreuen ſollen."

Nach dem Tode des Vaters entſagte die Mutter Leibnitzens jeder andern Verbindung und widmete ſich ganz der Erziehung ihrer Kinder, deren Früchte ſie noch zu erleben anfing. In den bei ihrem Tode (1664) verfaßten Funeralien wird rühmend gemeldet, daß, „als ſie in den Wittwenſtand verſetzt worden, ſie denſelben während ihres ganzen Lebens nicht wieder verlaſſen, ſondern mit ihrer ganzen Hoffnung auf den lebendigen Gott gerichtet, fleißig im Gebete war und nicht allein den Ihrigen, ſondern auch Andern als ein Muſter der

Frömmigkeit vorleuchtete; daß ſie, um die ſorgfältige Erziehung ihrer Kinder bemüht, es ſich zur Aufgabe machte, wie ſie den von den Vorfahren auf ſie vererbten guten Ruf nicht verdunkelten, ſondern vielmehr erhöheten. Den heiligen Verſammlungen, heißt es ferner, an Wochen- wie an Feſttagen wohnte ſie fleißig bei; ihren Glauben nährte und kräftigte ſie mehremals im Jahre durch das heilige Abendmahl; auf keinen Menſchen übel geſinnt, bemühte ſie ſich, mit Allen in Frieden und Eintracht zu leben. Da ihr die Auszeichnung einer wahren Chriſtin zu Theil geworden, daß ſie durch mannichfaltige Anfechtungen Uebelwollender beunruhigt wurde, übertraf ſie dennoch Alle an Geduld, in welcher ſie viel Uebung erworben hatte, und vergab leicht denjenigen, welche ſie beleidigt hatten.“ Man kann leicht erachten, daß dem jungen Leibnitz bei dieſem Vorbilde die Keime der Tugend und Religion, die Ehrfurcht vor dem Göttlichen, frühzeitig für das ganze Leben ſich einprägten. Die hervorſtechendſten Züge in ſeinem ſittlichen Weſen kommen beinahe mit den hier geſchilderten in dem Wandel und Charakter ſeiner Mutter überein.

Man übergab den Knaben in noch ſehr zartem Alter der in beſonderem Anſehen ſtehenden Nicolai-Schule in Leipzig, welche unter dem Rector Johann Hornſchuh ſtand; dieſer, und außerdem Tilemann Bachuſius und Elias Nathuſius waren die Lehrer des jungen Leibnitz. Seine außergewöhnlichen Anlagen entwickelten ſich früh, und äußerten ſich, wie zu geſchehen pflegt, in einer unerſättlichen Begierde nach geiſtiger Nahrung, welcher aber der Lehrer ſeiner Klaſſe, ein

beſchränkter Kopf, ſtatt Vorſchub zu leiſten, nach Kräften entgegentrat; und nicht ohne Kampf gelangte der achtjährige Leibnitz zur Befriedigung ſeines glühendſten Wunſches, wie er uns mit einigen beſondern Umſtänden in ſeinen Bekenntniſſen, wie folgt, berichtet: „Ich fand, ſagt er, bei vorgeſchrittenen Alter und Kräften an dem Leſen der Geſchichten ein außerordentliches Vergnügen, und die deutſchen Bücher, deren ich habhaft wurde, legte ich nicht aus der Hand, bis ich ſie ganz durchgeleſen hatte. Auf die lateiniſche Sprache legte ich mich in der Schule, und ohne Zweifel wäre ich mit der gewöhnlichen Langſamkeit vorgeſchritten, wenn nicht ein Zufall mir einen eigenthümlichen Weg gewieſen hätte. Ich traf nemlich in dem Hauſe, worin ich wohnte, auf zwei Bücher, welche ein Student verſetzt hatte; das eine, erinnere ich mich, war ein Livius, und das andere der chronologiſche Theſaurus von Sethus Calviſius. Dieſe waren kaum in meinen Händen, ſo verſchlang ich ſie, und zwar verſtand ich den Calviſius ziemlich leicht, weil ich ein deutſches Buch über die allgemeine Hiſtorie hatte, welches häufig das nämliche ſagte. In dem Livius dagegen blieb ich öfter ſtecken; denn da mir die Dinge und die Schreibart bei den Alten unbekannt waren, und den Geſchichtſchreibern überdies eine über das gemeine Verſtändniß erhabene Diction eigenthümlich iſt, ſo verſtand ich, aufrichtig geſagt, keine Zeile darin. Weil es aber eine alte Ausgabe mit Figuren und Holzſchnitten war, ſo betrachtete ich dieſe emſig, las hie und da die untergeſetzten Worte, um die dunkleren Stellen wenig bekümmert, und das, was ich gar nicht verſtand, überſprang ich; und als ich dies

öfter gethan und das ganze Buch durchgeblättert hatte, und nachher, in einiger Zeit, die Sache von vorn betrieb, verſtand ich viel mehr davon. Darüber hoch erfreut, fuhr ich ſo ohne irgend ein Wörterbuch fort, bis mir das Meiſte eben ſo klar war, und ich immer tiefer in den Sinn eindrang. Mittlerweile, wie ich in der Schule von dem Geleſenen zufällig etwas vorbrachte, fiel dies einem der Lehrer auf und er fragte mich, wie ich zu dieſen Dingen gekommen ſei? und als ich es ihm bekannte und was mir friſch im Gedächtniſſe war, mittheilte, ſchwieg er mir gegenüber ſtill. Dagegen geht der Lehrer zu denjenigen, welchen meine Erziehung oblag, und fordert ſie auf, zu verhüten, daß ich durch unzeitiges und voreiliges Leſen meine Studien ſtörte: Livius paſſe eben ſo für mich, wie der Kothurn für einen Pygmäen. Man müſſe dem Knaben die Bücher, welche für ein höheres Alter wären, aus den Händen nehmen, und ihm das Bilderbuch des Comenius und den kleinen Katechismus wieder in die Hand geben. Und ohne Zweifel würde er dieſe Perſonen (fährt Leibnitz fort) überzeugt haben, wäre nicht zufällig ein gelehrter und durch Reiſen gebildeter Edelmann aus der Nachbarſchaft, ein Freund des Herrn vom Hauſe, Zeuge der Unterredung geweſen. Betroffen von des Schulmeiſters, ſoll ich ſagen Mißgunſt oder Einfalt, wonach er Alle nach einem und dem nemlichen Maaße nahm, fing er an, ihnen zu beweiſen, wie unbillig und nicht zu ertragen es wäre, daß die erſten Keime eines ſich entfaltenden Genies durch Härte oder Roheit der Lehrer erſtickt würden. Man müſſe im Gegentheile den, Ungewöhnliches verſprechenden Knaben begünſtigen und ihm

mit allen Mitteln zu Hülfe kommen. So läßt er mich holen, und als er auf ſeine Fragen nichts Ungereimtes aus meinem Munde hörte, ſtand er nicht eher ab, bis er meinen Verwandten das Verſprechen abgedrungen hatte, daß mir in die Bibliothek meines Vaters ſelbſt, die ſo lange unter Schloß und Riegel gehalten ward, der Zutritt geſtattet werden würde. Ich triumphirte über dieſe Ankündigung, als wenn ich einen Schatz gefunden hätte! Denn ich brannte vor Begierde, die Alten, mir nur erſt durch ihren Namen bekannt, zu erblicken: den Cicero und Quinctilian und Seneca und Plinius und Herodot und Xenophon, Plato, die scriptores historiae Augustae, und die vielen lateiniſchen und griechiſchen Kirchenväter. Dieſe las ich, wie mich der Trieb führte, und fand mein Vergnügen an der außerordentlichen Mannichfaltigkeit der Dinge. So verſtand ich, ehe ich mein zwölftes Jahr zurückgelegt hatte, das Lateiniſche geläufig und fing an, das Griechiſche zu ſtammeln. Verſe ſchrieb ich mit beſonderm Erfolg und erlangte darin eine ſolche Fertigkeit, daß, als einſt einem Knaben in der Schule aufgegeben worden war, am Vorabende von Pfingſten eine Rede in Verſen zu halten, und dieſer, kaum drei Tage vor dem Akte, durch Krankheit davon abgehalten ward; Keiner aber die Sache für ihn übernehmen wollte, wenn man ihm nicht die von dem Ausbleibenden verfaßte Rede verſchaffte, ich mich von ſelbſt erbot, mich in mein Studirzimmer einſchloß, und von Tagesanbruch bis zum Mittag dreihundert Hexameter niederſchrieb, welche den Beifall der Lehrer erhielten; wobei ich mir beſonders in den Kopf geſetzt hatte, jede Eliſion zu vermeiden.

Und an dem feſtgeſetzten Tage trug ich dieſe Verſe auch vor.“ Dies fand zu Pfingſten des Jahres 1659 ſtatt, als Leibnitz dreizehn Jahr alt war. Es kann als die erſte Compoſition Leibnitzens gelten, wenn ſie auch nie im Druck erſchienen iſt. Er hat dieſen Zug übrigens gern und öfters in ſeinen Briefen erzählt.

In der Geſchichte ſeines Geiſtes hat Leibnitz dieſe früh gewonnene Freiheit und Selbſtſtändigkeit des Studirens, welche ihn namentlich den Schriftſtellern des Alterthums zuführte, als eine für ihn unberechenbare Wohlthat bezeichnet. Unter dem bedeutungsvollen Namen Guilelmus Pacidius führt er ſich ſelbſt, mit höherer Weihe, in einem philoſophiſchen Aufſatze folgendermaßen redend ein: „Wilhelm Pacidius, ein Deutſcher von Geburt, aus Leipzig, welcher in erſter Kindheit ſeinen Vater, als Führer im Leben, verloren hatte, ward durch einen angeborenen Drang ſeines Geiſtes zu dem Studium der Wiſſenſchaften geführt, und gleich groß war die Freiheit, mit welcher er in ihnen lebte. Denn da ihm eine Bibliothek im Hauſe zur Hand war, verbarg er ſich, ein achtjähriger Knabe, oft ganze Tage darin, und kaum lateiniſch ſtammelnd, nahm er jedes ihm in die Augen fallende Buch bald in die Hand, bald legte er es weg; ohne Wahl die Bücher aufſchlagend und wieder ſchließend, naſchte er hier, überſprang er dort, wie eben die Klarheit des Ausdrucks oder der Inhalt durch Annehmlichkeit ihn feſſelte. Es hatte das Anſehen, als wenn er Fortuna zur Lehrerin genommen, oder als wenn er das Tolle, lege! (des heiligen Auguſtinus) von einer höheren Stimme zu hören geglaubt hätte. Denn

dem Knaben, welcher nach einem höheren Geſchick fremden Raths entbehrte, war die dieſem Alter eigene Verwegenheit, welcher Gott zu Hülfe zu kommen pflegt, nothwendig. Und der Zufall hat es wenigſtens geleitet, daß ſein Eifer ihn den Alten zuführte, in welchen er im Anfange nichts, nach und nach aber etwas, endlich das Nothwendige verſtand: bis er, gleich wie diejenigen, welche in der Sonne wandeln, während ſie mit Anderm beſchäftigt ſind, gebräunt werden, eine gewiſſe Färbung nicht nur des Ausdrucks, ſondern auch der Gedanken von den Alten angenommen hatte. Als er daher von dieſen zu den Neuern kam, wie ſie damals in den Buchläden Mode waren, ekelten ſie ihn an mit ihrem ſchwülſtigen Schaume, der nichts ſagte, mit den zuſammengeflickten Lappen, die nur Fremdes zum Vorſchein brachten: ohne Anmuth, ohne Kraft und Mark, ohne allen Nutzen für das Leben, ſollte man meinen, wären ſie für eine andere Welt geſchrieben, welche jene ſchon damals bald die Gelehrten-Republik, bald den Parnaß nannten: — wenn man ſich vergegenwärtigte, daß der Alten männliche und große, treffende, die Dinge gleichſam überragende, das ganze Leben wie in eine Tafel zuſammenfaſſende Gedanken, dazu ihre natürliche, klare, fließende und den Dingen angemeſſene Ausdrucksweiſe ganz andere Bewegungen in den Gemüthern erzeugt! Dieſer ſo hervortretende Gegenſatz bewirkte bei dem Jünglinge, daß er von damals ab die beiden Axiome für ſich feſtſtellte: immer bei den Worten und den übrigen Zeichen der Seele die Klarheit, bei den Dingen aber den Nutzen zu ſuchen. Er hat nachher gelernt, daß jenes die Grundlage des

Urtheils, dieſes die der **Erfindung** iſt, und daß die meiſten deshalb irren, weil ſie die von ihnen gebrauchten Worte nicht deutlich genug erklärt und in die letzten Elemente aufgelöſt hatten, die Andern aber, daß ſie die Verſuche, welche ſie in der Hand hatten — da ihnen die combinatoriſche Kunſt der Mittel und Wege abging und ſie das: Dic cur hic, das cui bono und das respice finem nicht beſtändig übten — nicht zu gebrauchen wußten." Daher alſo, lernen wir hier, hat Leibnitz noch als junger Mann, in dem berühmten Aufſatze über den Stil des Marius Nizolius, mit ſo vielem Eifer auf die Klarheit bei den Philoſophen und Phyſikern gedrungen.

Durch den Unterricht in der Logik, welcher den Vorgeſchrittenern auf der Schule vorgetragen wurde, geſchah es aber, daß der Erfindungsgeiſt des jungen Leibnitz zum erſtenmale auf eine ſo eigenthümliche, als fruchtbare Weiſe geweckt ward; auch hier laſſen wir ihn die Erinnerungen und Bekenntniſſe aus ſeinem ſpätern Leben ſelbſt erzählen. In ſeinem Briefe an Gabriel Wagner, vom Jahre **1696**, zur Vertheidigung der von dieſem verworfenen Logik, muß er bekennen, ſagt er: „daß er auch in der bisherigen Logik viel Gutes und Nützliches finde: dazu mich, fährt er fort, auch die Dankbarkeit verbindet, weil ich mit Wahrheit ſagen zu können vermeine, daß mir die Logik, auch wie man ſie in Schulen lehrt, ein Großes gefruchtet."

„Ehe ich noch zu einer Schulklaſſe kam, da man ſie treibet, war ich ganz in den Hiſtorien und Poeten vertiefet; denn die Hiſtorien hatte ich angefangen zu leſen, faſt ſobald ich

leſen können, und in den Verſen fand ich große Luſt und Leichtigkeit; aber ſobald ich die Logik anfing zu hören, da fand ich mich ſehr gerührt durch die Vertheilung und Ordnung der Gedanken, die ich darin wahrnahm. Ich begundt gleich zu merken, daß ein Großes darin ſtecken müßte, ſo viel etwa ein Knabe von dreizehn Jahren in dergleichen merken kann. Die größte Luſt fand ich an den ſogenannten Prädicamenten, ſo mir vorkam als eine Muſter-Rolle aller Dinge der Welt, und ſuchte ich in allerhand Logiken nach, um zu ſehen, wo ſolch allgemeine Regiſter am beſten und ausführlichſten zu finden; ich fragte oft mich und meine Mitſchüler, in welches Prädicament und deſſen Fach wohl dies oder jenes gehören möchte, ob mir wohl nicht anſtund, daß man ſo viel davon ganz ausſchloß; einige der Prädicamente, als ſonderlich die zwei, wo nicht vier letzten, auch bei mir bald wegfielen, weil ſie in den vorigen begriffen, oder deren Nutzen ſich in der That nicht zeigen wollte. Ich kam bald auf einen luſtigen Fund, wie man oft vermittelſt der Prädicamente etwas errathen, oder ſich erinnern könne, was einem ausgefallen, wenn man nemlich das Bild davon noch hat, aber ſolches in ſeinem Hirn nicht ſofort ertappen kann; denn da darf man ſich oder Andere nur nach gewiſſen Prädicamenten und deren ferneren Eintheilungen (davon ich gar ausführliche Tafeln aus allerhand Logiken zuſammengetragen hatte) befragen und gleichſam examiniren, ſo ſchließet man bald aus, was zur Sache nicht dienet, und treibet das Werk dergeſtalt in die Enge, daß man auf das recht Schuldige kommen kann; und dergeſtalt hätte vielleicht Nebucadnezar auch ſeinen

vergeſſenen Traum wieder erwecken können. Bei ſolchem Eintäfeln der Kenntniſſe kam ich in Uebung der Eintheilung und Aftereintheilung (divisionis und subdivisionis), als einen Grund der Ordnung und als ein Band der Gedanken. Da mußten die Ramiſten und halben Ramiſten herhalten, ſobald ſich ein Regiſter zuſammen gehörender Dinge fand; und ſonderlich ſo oft ich ein Geſchlecht oder Gemeines antraf, ſo eine Zahl der befundenen Arten unter ſich hatte, als z. B. die Zahl der Gemüthsbewegungen, oder der Tugenden und Laſter, ſo mußte ich ſie in eine Tafel bringen und verſuchen, wie die Arten nach einander herauskämen, und da fand ich gemeiniglich, daß die Erzählung unvollkommen, und noch mehr Arten beigeſetzt werden könnten. Mit ſolchen allen hatte ich meine beſondere Luſt, ſchrieb auch allerhand Zeug zuſammen, ſo zwar nicht geachtet, ſondern verloren, doch lange Jahre hernach etwas davon ohngefähr gefunden, ſo mir noch jetzt nicht ganz mißfällt. Den Nutzen dieſer Uebung befand ich hernach, wenn ich eine Materie ausführen wollte; und erinnere mich, daß einſtmals, da etwas von mir aufgeſetzt, mich ein gelehrter Freund gefraget, wie mir doch alles, ſo ich anbracht, auch dienlich, aber nicht ſofort zu erblicken, beigefallen. Dem ich geantwortet (wie es dann auch wahr), daß es durch divisiones und subdivisiones geſchehen, die ich gleichſam als ein Netz oder Garn gebrauchet, das flüchtige Wild zu fangen. Ich fand auch, daß die Eintheilung diene, rechte Beſchreibungen von den Dingen zu machen, andern Nutzen zu geſchweigen. Zu allem Glück war ich in den ſogenannten Humanioribus ziemlich fort-

geſchritten, ehe ich zu dieſen Gedanken kommen, ſonſt würde ich mich ſchwerlich haben überwinden können, wieder zurück von den Sachen zu den Worten zu gehen."

„Ich hatte auch ſonſten viel Einfälle (fährt Leibnitz fort); die ich zu Zeiten den Lehrmeiſtern fürtrug, als unter andern: ob nicht, gleichwie die termini simplices oder Kenntniſſe (notiones) durch die bekannten Prädicamente in Ordnung bracht, alſo auch eigene Prädicamente und ordentliche Reihen für die terminos complexos oder Wahrheiten zu machen. Ich wußte nämlich damals nicht, daß der Wißkünſtler Grundbeweiſe (mathematicae demonstrationes) eben dasjenige ſei, was ich wünſchte. Ich bemerkte auch, daß die Topica, oder Sammelplätze der Erklärungs= und Beweismittel, nicht wenig dienen, um dasjenige, ſo wir zwar im Kopf, aber nicht in Gedanken haben, zu gehöriger Zeit zu erinnern, alſo nicht nur von den Sachen viel herzuſchwätzen, ſondern ſie auch beſſer zu unterſuchen; und bemerkte ich bereits damals, daß ſolche Plätze (loci) oder Hauptſitze als Quellen zu gebrauchen, nicht nur der Beweismittel einer dargeſtellten Wahrheit, ſondern auch der Erklärungsmittel einer vorgegebenen Sache, und daß ſie alſo nicht allein Beweislichkeiten (argumentabilia), ſo zu reden, ſondern auch Beileglichkeiten (praedicabilia) ſeien, alſo die bekannten fünf Prädicabilia des Porphyrii bei weitem nicht zureichen, welche nur die praedicata in recto oder Benennungen, und auch die nicht alle in ſich halten, maßen noch die Begränzung (definitio, bepaeling nennen es die Holländer) und Eintheilung (divisio) beizufügen. — Es entſteht auch eine gewiſſe Kunſt zu fragen, nicht nur

den Richtern und Berichtenden dienlich, ſondern auch auf Reiſen wohl zu gebrauchen, bei denen Gelegenheiten, da ſeltſame Dinge oder ſonderbare Perſonen zu ſehen oder zu ſprechen, von denen viel zu erfahren ſtehet, damit man nemlich ſolche vorbeiſtreichende und nicht wieder kommende Fügung wohl brauchen, und nicht hernach auf ſich ſelbſt böſe ſei, daß man dies oder jenes nicht gefraget oder beobachtet. Dahin gehöret auch die Kunſt, die Natur ſelbſt auszufragen und gleichſam auf die Folterbank zu bringen, ars experimentandi, ſo Verulamius wohl angegriffen. Mein geehrter Herr wird ſagen, daß die wackerſten Köpfe ſich ſolcher Vortheile wenig bedienen, ſondern mit ihrem natürlichen Verſtande genug zu recht kommen, und daß ſchlechte Tropfe mit allen Vortheilen es ihnen nicht gleich thun. Es iſt nicht ohne; es iſt aber auch wahr, daß wenig ſind, ſo die Vortheile wiſſen oder brauchen, und daß es gleichſam ein Verhängniß für das menſchliche Geſchlecht, daß es die von Gott erzeigte Gnade und Schätze der gütigen Natur ſo wenig ſich zu Nutz macht; wie ich dann der Meinung bin, daß die Menſchen bereits jetzo unglaubliche Dinge leiſten können, wenn ſie recht dazu thun wollten; aber ihre Augen werden annoch gehalten, und Alles muß Zeit haben, reif zu werden. Demnach ſtehe ich in den Gedanken, daß ein ſchlechter Kopf mit den Hülfsvortheilen und deren Uebung es dem Beſten bevorthun könnte, gleichwie ein Kind mit dem Lineal beſſere Linien ziehen kann, als der größte Meiſter aus freier Hand. Die herrlichen Ingenia aber würden unglaublich weit gehen können, wenn die Vortheile dazu kämen."

Hieran reiht ſich, der Verwandtſchaft der Ideen nach, ein zweites Bekenntniß Leibnitzens über die Einwirkung des Studiums der Logik auf ſeine frühzeitige Spekulation, mit Rückſicht auf den Entwurf jener allgemeinen Charakter-Sprache, welcher ihn von der Schule ab bis an das Ende ſeines Lebens unausgeſetzt begleitet hat. Es iſt in dem Vorhergehenden bereits, doch ſehr kurz, von ihm berührt worden. „Durch eine ſonderbare Schickung,“ bekennt er alſo, „iſt es gekommen, daß ich noch als Knabe auf dieſe Gedanken verfiel, welche, wie die erſten Neigungen zu thun pflegen, nachher immer meinem Geiſte am tiefſten eingeprägt geblieben ſind. Zwei Dinge haben mir außerordentlich gedient (obſchon ſie ſonſt zweideutig und Vielen ſchädlich zu ſein pflegen): erſtlich, daß ich nachgerade ein Autodidakt war, und zweitens, daß ich in einer jeden Wiſſenſchaft, kaum daß ich an ſie herangetreten war, da ich oft das Gewöhnliche nicht einmal hinlänglich verſtand, Neues ſuchte. So aber gewann ich zweierlei: erſtlich, daß ich meinen Geiſt nicht mit leeren und wieder zu verlernenden Dingen, welche mehr durch das Anſehen der Lehrenden, als aus Gründen angenommen ſind, gefüllt; zweitens, daß ich nicht geruht habe, als bis ich einer jeden Wiſſenſchaft Fibern und Wurzeln erkundſchaftet hatte, und bis zu den Principien ſelbſt gelangt war, von wo mir ganz unabhängig alles, was ich behandelte, zu finden vergönnt war.“

„Als ich daher von dem Leſen der Geſchichten, woran ich ſchon als Kind ein außerordentliches Vergnügen fand, und von den Uebungen des Stils, welche ich in Proſa und in gebundener Rede mit ſolchem Glücke betrieben hatte, daß die

Lehrer beſorgten, ich würde über dieſe Ergötzlichkeiten nicht hinauskommen — zur Logik und Philoſophie geführt worden war, und wie ich nur erſt etwas in dieſen Dingen zu verſtehen anfing, Himmel, wie viele Chimären tauchten da ſogleich in meinem Gehirn auf, welche ich zu Papier brachte und bisweilen damit die Lehrer in Verwunderung ſetzte! (Nicht allein, ſchalten wir aus dem Fragment der Autobiographie ein, wandte ich die Regeln leicht auf Beiſpiele an, was ich zur Verwunderung der Lehrer unter meinen Mitſchülern allein that, ſondern ich brachte auch Zweifel vor, und unternahm ſchon damals Neues, was ich, damit es nicht verloren ginge, zu Papier brachte. Ich las lange nachher, was ich als vierzehnjähriger Knabe geſchrieben habe, und ergötzte mich gar ſehr daran). Unter andern brachte ich einmal einen Zweifel vor über die Prädicamente. Ich ſagte nemlich, wie es Prädikamente oder Klaſſen der einfachen Begriffe gebe, ſo müßte man auch eine neue Gattung von Prädikamenten haben, in welchen auch die Propoſitionen ſelbſt oder die zuſammengeſetzten Ausdrücke (termini complexi) nach einer natürlichen Ordnung an einander gereihet erhalten würden; man muß wiſſen, daß ich die Demonſtrationen damals nicht im Traume kennen gelernt hatte und nicht wußte, daß eben dasjenige, was ich vermißte, die Geometer thun, welche die Propoſitionen in derjenigen Ordnung aufſtellen, worin die eine durch die andere demonſtrirt wird. Daher war zwar mein Zweifel ein eiteler, jedoch da die Lehrer ihn nicht auflöſten (ſie erinnerten blos, es paſſe nicht für einen Knaben, Neues zu unternehmen in Dingen, welche er noch nicht hinlänglich betrieben hätte),

ſo ſetzte ich, von der Neuheit angezogen, meine Gedanken fort, und nahm mir vor, dergleichen Prädicamente der termini complexi oder der Propoſitionen zu gründen. Als ich aber dieſem Studium mit größerm Nachdruck oblag, verfiel ich nothwendig auf jene bewundernswürdige Betrachtung, daß nemlich ein gewiſſes Alphabet der menſchlichen Gedanken erfunden werden könnte, und daß aus der Combination der Buchſtaben dieſes Alphabets und aus der Analyſis der aus ihnen gebildeten Wörter alles ſowohl erfunden, als auch beurtheilt werden könnte. Sobald dieſes von meinem Geiſte erfaßt worden war, jauchzte ich auf, freilich mit einer knabenhaften Freude, denn damals faßte ich die Größe des Gegenſtandes nicht genug. Späterhin aber, je größere Fortſchritte ich in der Erkenntniß der Dinge machte, deſto mehr wurde ich in dem Entſchluſſe befeſtigt, einen ſo großen Gegenſtand zu verfolgen." Wir werden im folgenden Buche die Abſicht Leibnitzens bei dieſem Problem näher in Betrachtung ziehen. Uebrigens trifft dieſes merkwürdige Bekenntniß mit einer Bemerkung Leibnitzens über die Autodidakten zuſammen, welche er nicht undeutlich auf ſich ſelbſt bezogen haben wollte. „Häufiger," ſagt er an einem Orte, „findet derjenige etwas Neues, welcher eine Kunſt nicht verſteht, als derjenige, welcher ſie verſteht. Gleichermaßen ein Autodidakt eher, als ein anderer. Er bricht nemlich durch eine von den Uebrigen nicht betretene Bahn und Pforte, und findet eine andere Anſicht von den Dingen. Alles Neue bewundert er, und unterſucht er, während die Uebrigen daran, als vor etwas Bekanntem, vorübereilen."

Mit dieſen rein logiſchen Uebungen und Meditationen in der Schule verband Leibnitz für ſich zu Hauſe, in der Bibliothek ſeines Vaters, das Studium der Metaphyſik in den Scholaſtikern der mittlern und neuern Zeit, ſo wie das der Theologie in den Werken der berühmteſten Controverſiſten der beiden chriſtlichen Kirchen. „Inzwiſchen,“ fährt er in ſeinen Selbſtbekenntniſſen fort, „lebte ich in dem Zabarella, dem Rubius und dem Fonſeca und andern Scholaſtikern mit keinem geringern Vergnügen, als vorher in den Hiſtorikern, und brachte es ſo weit darin, daß ich den Suarez mit eben ſo vieler Leichtigkeit las, als man die Mileſiſchen Mährchen oder die ſogenannten Romane lieſt. Darüber aber fürchteten jetzt meine Vormünder (welchen ich keine größere Verbindlichkeit ſchuldig bin, als daß ſie ſich nicht im geringſten in meine Studien miſchten), wie ſie vorher befürchtet hatten, ich würde ein Poet von Profeſſion werden, daß ich in den Spitzfindigkeiten der Scholaſtiker ſtecken bleiben würde: aber es wußten jene nicht, daß mein Geiſt nicht durch Eine Gattung der Dinge ausgefüllt werden könnte.“

Ueber ſeinen damaligen, auf die Religions-Controverſen verwandten Eifer, welchen das häusliche einſame Leſen in dem Knaben weckte und nährte, äußerte ſich Leibnitz in einem Briefe an Jablonski, vom 23. Januar 1700, bei Gelegenheit der Controvers von der Gnadenwahl, wie folgt: „Ich habe von meiner zarten Jugend an, als ich kaum ſolcher Dinge fähig, über dieſe Materie meditirt, da mir, ehe ich noch ein Academicus worden, eines Theils Lutheri Buch de servo arbitrio, andern Theils Jacobi Andreae Colloquium

Mompelgardense und des **Aegidii Hunnii scripta** zu Handen kommen. Worauf ich ferner nicht nur viele Streitſchriften der Unſrigen und Reformirten darüber zu leſen begierig geweſen, ſondern auch nach der Hand der Jeſuiter und Arminianer, theils der Thomiſten und Janſeniſten Bücher zu Rath gezogen, hernach auf meinen Reiſen mit viel berühmten Theologis und Andern, ſonderlich dem berühmten Arnaud darüber conferirt. Habe aber von dem ſechzehnten Jahr meines Alters, aus ſonderbarer Schickung Gottes wie es ſcheinet, mich zu einer an ſich ſelbſt ſchweren, und dem Anſehen nach unannehmlichen Unterſuchung angetrieben gefunden, aber für wenig Jahren erſt mich völlig vergnüget..." Daſſelbe Geſtändniß hat Leibnitz dann auch öffentlich in der Vorrede zu ſeiner Theodicee abgelegt; mit dem Unterſchiede, daß er dort das Werk des Laurentius Valla gegen Boethius und das von Luther gegen Erasmus als diejenigen anführt, welche vor den übrigen ihn entzückt hatten, wiewohl er ſchon geſehen hätte, daß ſie einiger Milderung bedurften. „Ich vernachläſſigte die Belehrungen unſerer Theologen nicht," ſagt er, „und das Leſen ihrer Gegner, weit entfernt mich zu verwirren, diente dazu, mich in den gemäßigten Meinungen der Kirchen der Augsburgiſchen Confeſſion zu beſtärken." Hier finden wir ſchon die Anlage zu Leibnitzens nachherigen Bemühungen um Herſtellung des Kirchenfriedens, und den Keim zu ſeiner Theodicee.

Als fünfzehnjähriger Jüngling, damals aber ſchon ein vielſeitiger und gründlicher Gelehrter, und, was mehr iſt, Selbſtdenker, bezog Leibnitz zu Oſtern **1661** die Univerſität ſeiner

Vaterſtadt Leipzig. Auch hier aber wird der Fortgang ſeiner innern Entwickelung und Selbſtbeſtimmung in der Geſchichte ſeines Geiſtes die erſte Stelle einnehmen: auch hier iſt Leibnitz vor allem Autodidakt. Beinahe gleichzeitig mit dem Uebergange von der Schule auf die Univerſität fällt eine entſcheidende Epoche in der Richtung ſeines Denkens und ſeiner Studien. Carteſius fällt ihm in die Hände; er muß jetzt zwiſchen der Philoſophie der Schule und der neuern Phyſik wählen, und nach tagelangem Sinnen und Ueberlegen entſcheidet er ſich für die letztere; ohne aber die Alten, namentlich Ariſtoteles, aus den Augen zu verlieren. Darüber hat ſich Leibnitz noch im hohen Alter, in einem Briefe an Remond von Montmort, den Gang ſeiner philoſophiſchen Studien zuſammenfaſſend, wie folgt mitgetheilt: „Außer daß ich meine Sorgfalt darauf gerichtet, Alles auf die Erbauung anzulegen, war ich auch beſtrebt, die Wahrheit, welche unter den Meinungen der Sekten der verſchiedenen Philoſophen vergraben und zerſtreut liegt, aufzugraben, und ich glaube von dem Meinigen etwas beigetragen zu haben, um einen Schritt vorwärts zu thun. Die Gelegenheit meiner Studien ſeit meiner erſten Jugend hat mir für dieſe Thätigkeit die nöthige Leichtigkeit erworben. Ich war noch Kind, als ich den Ariſtoteles kennen lernte; und ſelbſt die Scholaſtiker ſtießen mich nicht zurück; und dieſes reut mich jetzt keineswegs. Aber auch Plato und Plotin gaben mir ſpäter einige Befriedigung, der übrigen Philoſophen des Alterthums zu geſchweigen, welche ich zu Rathe zog. Nachher aber, als ich die niedere Schule verlaſſen hatte, fiel ich auf die neuern Philoſophen, und ich erin-

nere mich, daß ich in einem Wäldchen bei Leipzig, das Roſen=thal genannt, in dem Alter von fünfzehn Jahren einſam luſt=wandelte, um mit mir zu Rathe zu gehen, ob ich die ſubſtan=tiellen Formen beibehalten ſollte. Der Mechanismus gewann endlich die Oberhand und führte mich der Mathematik zu.“

So wenig aber als die Schule hielt die Univerſität, nach dem damaligen Standpunkte der Wiſſenſchaft und des höhern Unterrichts in Deutſchland, mit dem Vordringen, mit dem Feuer des jungen Univerſalgelehrten gleichen Schritt. Die Vorleſungen über Mathematik eines faſt unbekannten Johann Kühn führten den damaligen Studenten zum erſtenmal in die Elemente des Euklides ein, und ſie waren dabei ſo dunkel, daß, wie berichtet wird, außer Leibnitz die Uebrigen ihnen kaum folgten, und er allein mit dem Lehrer in Erörterungen und Fragen ſich einließ, um dann ſeinen Mitzuhörern die Lehrſätze deutlicher zu machen. Auf dieſem Punkte aber ſchien er ſelbſt ſtehen geblieben ſein, bis er Weigel in Jena hören ging, welcher ihn in die Arithmetik, die niedere Analyſis und Combinationen einführte. Obgleich Leibnitz dieſe Lücke nachher auf das glänzendſte ausfüllte, ſo war ihm die Erin=nerung daran noch in ſpätern Jahren empfindlich. „Die Ma=thematik,“ ſagt er einmal in Bezug auf die Geſchichte ſeiner mathematiſchen Bildung, „wurde in jenen Orten gar nicht betrieben, und wenn ich, wie Pascal, meine Jugend in Paris zugebracht hätte, würde ich vielleicht die Wiſſenſchaften früher bereichert haben.“

In der Philoſophie hörte Leibnitz im erſten Jahre Johann Adam Scherzer und Jacob Thomaſius. Jener war der Ver=

treter der guten alten Scholaſtik, worin er als rüſtiger Controverſiſt große Stärke entwickelte und deshalb von Leibnitz noch ſpäter immer hochgehalten und noch in der Theodicee gerühmt wurde. Jacob Thomaſius, Vater des vielberühmten Chriſtian Thomaſius, kann indeß mit viel mehrerm Rechte als jener der Lehrer Leibnitzens genannt werden; er ſelbſt hat ihn dafür anerkannt. Thomaſius gehörte zu den eleganteren Peripatetikern, er hat ein wiſſenſchaftlicheres Studium der Geſchichte der Philoſophie in Deutſchland begründet. Um jedoch ſelbſt an den Fortſchritten der Wiſſenſchaft Theil zu nehmen, war er, nach Leibnitzens Urtheil, zu ſpät geboren worden. Thomaſius hatte übrigens, wie erzählt wird, die Größe Leibnitzens ſchon auf der Schule vorhergeſehen, ihn aufgemuntert und ihn durch Bande der Hochachtung und Dankbarkeit bis über die Schule hinaus gefeſſelt, was ihr Briefwechſel bekundet.

An die Namen dieſer Beiden nun knüpft ſich die erſte akademiſche Handlung und Druckſchrift des im Jahre 1663 ſechszehnjährigen Leibnitz, ſeine Graduirung zum Baccalaureus der Philoſophie durch die Vertheidigung ſeiner Diſſertation: De principio individui, gehalten den 30. März 1663. Thomaſius, als Präſes, führte den jungen Gelehrten durch eine Vorrede ein, worin er den Urſprung und die Geſchichte der aus der ſcholaſtiſchen Philoſophie entlehnten Controverſe kurz entwickelte. Er hebt Leibnitzens große Jugend hervor, welche „bereits den ſchwierigſten und weitläuftigſten Controverſen gewachſen ſei.“ Es ſcheint, als habe Leibnitz dieſes Thema gewählt, um den erſtaunlichen Umfang ſeiner

Beleſenheit in den Scholaſtikern und die Leichtigkeit in dem Gebrauche ihrer Methode an den Tag zu legen. Hat er auch dieſer Methode und dieſer ganzen Richtung von Stunde ab einmal für immer den Rücken gekehrt, ſo bleibt immer die bloße Wahl des Gegenſtandes für die Geſchichte der Philoſophie Leibnitzens merkwürdig und bedeutungsvoll; denn das ganze Leibnitzſche Syſtem, in ſeinem Gegenſatze zu den vorhergehenden, dreht ſich ja um das Princip der Individualität. Leibnitz ließ indeß in dieſer Diſſertation den Anfangspunkt ſeiner wahren Richtung in ſo fern durchblicken, als er ſich, im Geiſte der modernen Phyſik ſeines Zeitalters, für den Nominalismus und gegen den Realismus ausſprach, was keinesweges die allgemein herrſchende Richtung auf den deutſchen Univerſitäten war. Je mehr er die Schriften der Reformatoren der Philoſophie kennen lernte, deſto mehr wuchs ſein Widerwille gegen die unfruchtbare Scholaſtik; und bedeutſam und poetiſch iſt die Schilderung einer Art von Viſion, welche er als Jüngling gehabt hat, eine Vorahnung ſeines großen Berufs als eines Reformators der Wiſſenſchaften, als eines Genoſſen der Baco, Galilei, Carteſius, wie er dies unter dem angenommenen Namen Wilhelm Pacidius aufzeichnete. Es iſt die Fortſetzung des oben angeführten Stückes, wo er, nachdem er die Alten gegen die Neuern erhoben, ſo fortfährt: „Von ſolchen Geſinnungen beſeelt, galt er, wenn er, wie gewöhnlich, in die Verſammlung ſeiner Altersgenoſſen kam, für einen Sonderling (pro monstro erat). Denn daß die ſcholaſtiſche Philoſophie und Theologie, wie ſie bei der Menge damals für den Gipfel der Weisheit gehalten wurde, leicht, und dem, welcher

ſich nur an die Schalen der Worte hielt, geläufig wäre, zeigte er durch ſein Beiſpiel, da er durch keine andere Hülfe in ihre Geheimniſſe gedrungen war; im Uebrigen verachtete er ſie als oberflächlich und unnütz für den menſchlichen Fortſchritt."

„Unterdeſſen fügte es ſich glücklich, daß ihm die Rathſchläge des großen Franz Baco, Kanzlers von England, über die Bereicherung der Wiſſenſchaften (de augmentis scientiarum) und die anregendſten Gedanken des Cardanus, Campanella, und Proben einer beſſern Philoſophie von Kepler, Galilei und Carteſius in die Hand kamen."

„Da nun wurde er, wie er nachher vor ſeinen Freunden ſich ausgeſprochen hat, wie in eine andre Welt verſetzt. Den Ariſtoteles, Plato, Archimedes, Hipparchus und Diophantus und die anderen Lehrer des menſchlichen Geſchlechtes glaubte er von Angeſicht zu ſchauen und anzureden. Und erkennend, daß es keinem Jahrhundert an großen Männern fehlte, groß durch ihr Genie, das Vortreffliche und Rechte zu unternehmen, und groß durch Urtheil, es zu erkennen, beſchloß er, beſtärkt in ſeinem Vorſatze, bei dem Begonnenen zu verharren; da er kurz vorher, weil er erfahren, daß keiner von denen, mit welchen er darüber ſprach, ſeiner Meinung war, an der Verbeſſerung der Dinge verzweifelt hatte."

„Und weil er, Dank der Freiheit, welche er benutzt hatte, Alles zu koſten, eine, wenn auch nur rohe Idee von der allgemeinen Harmonie ſich angeeignet hatte, hinreichend, die zu einer Einheit geordneten Zwecke der unter ſich verbundenen Wiſſenſchaften zu erkennen, ſo ging er mit ſich zu Rathe, was das Beſte zu thun ſei."

„Denn dieſes hatte ihn die combinatoriſche Kunſt, welche er ſich ſelbſt gemacht hatte, in allen Dingen zu thun gelehrt, unter deren Principien dieſes war, daß in einer jeden Gattung das Höchſte zu ſuchen ſei. (Hier führt er einige Beiſpiele aus der praktiſchen Geometrie und Mechanik an.) Daher, da er über die vorzüglichſte Lebensweiſe und gleichſam über die Staatskunſt eines Privatmanns zu Rathe ging, ſetzte er vor allen Dingen feſt, daß dasjenige erſt einem Privatmann das Beſte ſcheinen müſſe, was für das Allgemeine das Fruchtbarſte wäre, was zum Ruhme Gottes gehörte, an deſſen Verwirklichung nicht weniger dem Handelnden, als dem menſchlichen Geſchlechte gelegen wäre; daß aber unter den Mitteln zu dem Vortrefflichen für den Menſchen keines vorzüglicher ſei, als der Menſch, wie unter den Menſchen ein König, der Statthalter Gottes, ebenſo an Macht, als an Weisheit, wenn einmal die ſeltene Glückſeligkeit der Zeiten einen ſolchen hervorgebracht hätte."

Bei ſolchen früh gefaßten, und wie wir ſehen werden, auch wiſſenſchaftlich angewandten Ideen und Geſinnungen war die Wahl eines künftigen Lebensberufs für Leibnitz von folgenreichſter Wichtigkeit. Seine Verwandten und Erzieher zeichneten ihm glücklicherweiſe diejenige bürgerliche Laufbahn vor, auf welcher er ſein unermeßliches Talent und die Univerſalität ſeiner Ideen am glänzendſten und freieſten entwickeln und bethätigen konnte: die des praktiſchen Rechtsgelehrten, wobei gewiß das Vorbild ſeiner in dieſem Fache zu Anſehen und Ruhm gelangten Verwandten mitgewirkt hat. Leibnitz brach ſich auch hier von Anfang an eine eigene Bahn und legte ſie

mit Rieſenſchritt zurück. Er ſelbſt giebt die charakteriſtiſchen Umſtände darüber in dem erwähnten Fragmente, wie folgt, an: „Als ich mich jetzt (nach dem Uebergang zur Univerſität) dem Studium der Rechte beſtimmt wußte, ließ ich alles andere liegen und richtete meinen Geiſt nach der Seite hin, wo ſich der größere Nutzen der Studien zeigte. Ich gewahrte aber, daß mir aus meinen vorhergegangenen Studien der Geſchichte und der Philoſophie eine große Erleichterung zur Erlernung der Rechtswiſſenſchaft erwuchs. Dies machte, daß ich die Geſetze ſehr leicht verſtand und nicht lange bei der Theorie hängen blieb, welche ich, als leicht, nicht zu hoch ſtellte, ſondern mich der Ausübung befliß Ich hatte einen Freund, welcher Aſſeſſor am Hofgericht von Leipzig war; dieſer nahm mich oft mit in ſein Haus, gab mir Akten zu leſen, und lehrte mich durch Beiſpiele, wie die Urtheile abgefaßt werden müßten. So drang ich frühzeitig in das Innere dieſer Wiſſenſchaft ein; denn an dem Berufe des Richters fand ich Vergnügen; den Ränken der Advokaten arbeitete ich entgegen; und dies iſt der Grund, warum ich niemals habe Prozeſſe führen wollen; obgleich ich, nach Aller Uebereinſtimmung, ſehr gediegen und geſchickt auch in der deutſchen Mutterſprache ſchrieb. Und auf dieſe Weiſe legte ich mein ſiebenzehntes Jahr zurück, durch nichts glücklicher, als daß ich meine Studien nicht nach der Andern Meinung, ſondern nach eigener Luſt geleitet hatte. Dies hatte aber die Wirkung für mich, daß ich immer als der erſte unter meines Gleichen in allen Vorleſungen, und ſowohl in den öffentlichen, als den häuslichen Zuſammenkünften gehalten wurde; nicht allein nach dem Zeugniſſe der Lehrer,

ſondern auch der Commilitonen ſelbſt, wie es die im Druck bekannt gewordenen Glückwünſche und Carmina beweiſen."

Die auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt begonnenen philoſophiſchen und juriſtiſchen Studien unterbrach Leibnitz, bald nachdem er für das Baccalaureat disputirt hatte, durch einen halbjährigen Beſuch der Univerſität Jena, welcher bis zum Herbſte des Jahres **1663** dauerte. Dieſe Univerſität ſtand, ſeitdem Ernſt der Fromme ſeine reformatoriſchen Bemühungen vorzüglich auf ſie verwandt hatte, in großer Blüthe. Leibnitz hörte Vorleſungen über Jurisprudenz bei Falkner und über Geſchichte bei dem Polyhiſtor Boſius. Am meiſten aber zog ihn der Unterricht und ſelbſt die Perſönlichkeit des ſchon erwähnten Profeſſors der Mathematik, Erhard Weigel, an; für ihn ſprach in ihm eine gewiſſe Geiſtesverwandtſchaft. Weigel war nicht bloß Mathematiker (allerdings noch nicht auf der Höhe der Wiſſenſchaft, und in der Richtung, welche ihn den Heroen im Auslande beigeſellt haben würde), ſondern auch Philoſoph, beſonders Moraliſt, und origineller Bearbeiter des Naturrechts. Es hieß in Jena, als Leibnitz dort ſtudirte, daß Samuel Pufendorf ſeine ſo berühmt gewordenen Elemente des Naturrechts aus den Heften Weigels entlehnt hätte. Dies ſchrieb er unter anderm von Jena an Jacob Thomaſius, vom **2.** September **1663,** der Zeit nach der erſte unter den uns aufbewahrten Briefen Leibnitzens. Originell war Weigel nicht nur in mancherlei Entwürfen aus der Mechanik und Aſtronomie, welche bisweilen in das Bizarre übergingen, ſondern namentlich auch in der Anwendung der Zahlenlehre auf die Moral, worüber er ein merkwürdiges Buch, die

Tugendſchule, herausgegeben hat. Anregend wirkte er gewiß mehrfach auf Leibnitz. Auch er bethätigte eine große Abweichung gegen die auf den Univerſitäten noch fortwuchernde Scholaſtik, und neckte ihre Anhänger, indem er, wie Leibnitz noch in einem ſeiner Briefe (von **1693**) erzählt, ſie dadurch in die Enge trieb, daß er bei Disputationen ſie zwang, den Sinn ihrer leeren Terminologie und Beſtimmungen in deutſcher Sprache wiederzugeben, und ſie dadurch leicht lächerlich machte. Daneben jedoch hat Weigel das Beſtreben einiger damaligen guten Köpfe getheilt, den echten Ariſtoteles mit den Theorien der neuern Philoſophen und Phyſiker zu verſöhnen. Von dem allen finden wir in den Jugendſchriften und Briefen Leibnitzens die deutlichſten Spuren, welche erſt allmählig bei der höhern Entwickelung eigener ſchöpferiſcher Conceptionen zurücktreten.

Während ſeines Aufenthalts in Jena ward Leibnitz von Boſius als Mitglied einer akademiſchen Geſellſchaft von Profeſſoren und Studirenden aufgenommen, welche unter dem Namen: Societas quaerentium, wöchentlich zuſammenkamen, und über neuere wie ältere Bücher ihre Urtheile und Anſichten einander mittheilten, welche darauf in ein Tagebuch (diarium) eingetragen wurden. Dieſe Geſellſchaft beſtand noch, als Schilter, ehe er nach Straßburg kam, in Jena ſtudirte und lehrte. Uebrigens wurden auch auf der Univerſität von Leipzig ähnliche Uebungen von den Studirenden gehalten, deren Papiere, wie uns gemeldet worden, die Univerſitäts-Bibliothek zu Leipzig aufbewahrt. Leibnitz gehörte zu ihren Mitgliedern.

Nach der Rückkehr in ſeine Vaterſtadt befliß ſich Leibnitz vorwiegend ſeiner Fachſtudien, wobei ihm die Profeſſoren Quirinus Schacher und Leonhard Schwendendörfer zu Führern dienen; woneben er jedoch alle übrigen Wiſſenſchaften und Meditationen betrieb, und jenen unermeßlichen Reichthum an Kenntniſſen, jene vielgeprieſene Polyhiſtorie in ſeinem Kopf ſammelte, welche ihn zum Wunder Aller, welche ihn als jungen Gelehrten in ſeiner Vaterſtadt, wie nachher im Auslande, kennen lernten, machte. Nichts deſto weniger geſtattete man ihm keine Ausnahme, inſofern er dem beſtehenden Geſetze ſich fügen mußte, welches dem angehenden Rechtsgelehrten bis zur Erlangung des Doctorats den langen Zeitraum von fünf Jahren unumgänglich vorzeichnete. Mit Bedauern ſah auch Leibnitz bei dem Abgange von der Univerſität ſeiner Vaterſtadt auf den Zeitverluſt zurück, und ſprach ſich entrüſtet darüber am Schluſſe ſeiner Methodus nova jurisprudentiae docendae aus, wo er die fünf Jahre auf zwei zurückführt. (Ut me lustri hujus pudeat misereatque, ſchreibt er.)

Eine ſchmerzliche Unterbrechung in dieſen Beſtrebungen ſollte jedoch Leibnitz zu Anfang des Jahres **1664** durch den Tod ſeiner Mutter erfahren, welche ihm den **6.** Februar dieſes Jahres in ſeinem ſiebzehnten Jahre entriſſen wurde. Nicht lange vorher, den **28.** Januar deſſelben Jahres, hatte er, nach rühmlich beſtandener Prüfung, den Grad eines Magiſters der Philoſophie erlangt. Er ſah ſich jetzt im Leben, wie in der Wiſſenſchaft, auf größere Selbſtſtändigkeit zurückgeführt, als bisher, und die letztere an den Tag zu legen, bot ſich jetzt die Gelegenheit von ſelbſt dar. Es betraf die ihm und ſeiner Schweſter

von der Mutter zugefallene, an ſich zwar nicht bedeutende, doch verwickelte Erbſchaft, wobei ſeiner Mutter Schweſter, die Gattin des damaligen Syndicus und berühmten Rechtsgelehrten Johann Strauch in Braunſchweig ebenfalls betheiligt war. Leibnitz machte deshalb nach dem Tode ſeiner Mutter eine Reiſe zu ſeinem Oheim nach Braunſchweig, und wenn er auch den Zweck derſelben nicht ganz erreichte, ſo war doch die perſönliche Bekanntſchaft des gelehrten Verwandten nicht ohne alle Bedeutung und Aufmunterung für ihn. Johann Strauch lernte die hohen Fähigkeiten des jungen Rechtsgelehrten ſchätzen, und richtete einige Zeit nachher eine gelehrte Zuſchrift aus dem Gebiete der Rechtswiſſenſchaft, mit welcher Leibnitz ſich beſchäftigte, an ihn, welche dieſer dem erſten Theile ſeiner das nächſte Jahr erſchienenen Abhandlung de Conditionibus vordrucken ließ. Es war zu bedauern, daß wegen der ſeit damals entſponnenen Streitigkeiten und Mißhelligkeiten zwiſchen den beiden Familien, wobei die Verwandten Leibnitzens ſich benachtheiligt glaubten, die Verbindung zwiſchen ihm und Strauch für ihr übriges Leben aufhörte.

Zu Ende dieſes Jahres, den 3. December 1664, habilitirte ſich Leibnitz, als Magiſter der Philoſophie, durch eine Abhandlung: Specimen difficultatis in jure, seu Quaestiones Philosophicae amoeniores ex jure collectae. Die Wahl des Stoffes, wie die Behandlung ſind für den Verfaſſer charakteriſtiſch. Er ſagt in der Einleitung: „er ſei weit entfernt, ſich einem ſo ſchwierigen Gegenſtande gewachſen zu fühlen; aber es gebe wohl keinen für ihnen angemeſſenern, weil er, mit der Philoſophie genährt, ſo bald als er der Rechtswiſſenſchaft

ſich widmete, bei jeder Veranlaſſung zur Philoſophie zurück-eilte, auf die Berührungspunkte der Philoſophie und der ihr verwandten Wiſſenſchaften mit der Jurisprudenz ſorgfältig achtete, und das ſie Vermittelnde aufzeichnete. Er möchte durch dieſe Betrachtungen bewirken, daß die Rechtsbefliſſenen von ihrer Verachtung gegen die Philoſophie zurückkämen, und einſehen müßten, daß ohne die Philoſophie die meiſten Fragen ihres „Jus" ein Labyrinth ohne Ausgang wären, wie denn im Alterthume die Schöpfer dieſer Wiſſenſchaft zugleich die oberſten Prieſter der Weisheit geweſen ſeien. Wenn, ſetzte Leibnitz hinzu, Ulpian die Rechtswiſſenſchaft eine Wiſſenſchaft der göttlichen und menſchlichen Dinge genannt hat, ſo lag darin, daß ohne Vorkenntniß der letzteren, es weder einen vollkommenen Juriſten giebt, noch daß, eine Folge davon, die Wiſſenſchaft von dem Gerechten und Ungerechten ohne ſie zu Stande kommen wird."

Das folgende Jahr **1665**, vertheidigte Leibnitz nach einander unter dem Vorſitze Schwerdendorffers zwei Abhandlungen aus dem römiſchen Recht: **De conditionibus**, mit dem bezeichnenden Beiſatze: **specimen certitudinis in jure.** Es betraf die Bereicherung der juridiſchen Logik. Die ſtrenge Methode des römiſchen Rechts hatte ihn bei dieſer Arbeit begeiſtert. Schon hier bekennt er, was er bis in ſein ſpäteſtes Alter mit Nachdruck ſo gern verſicherte: „daß die alten Rechtsgelehrten bei der Abfaſſung des Rechts mit ſolchem Scharfſinn und ſolcher Tiefe zu Werke gegangen ſeien, daß es weniger Sache des Scharfſinns im Ergänzen, als Sache des Fleißes im Anordnen wäre, wenn jemand ihre Beſcheide auf die

gewiſſeſten, und beinahe mathematiſchen Demonſtrationen zurückführen wollte.“ Er geſteht zugleich, daß wenn er einen ſchon oft behandelten und jedermann geläufigen Gegenſtand gewählt habe, es daher komme, daß „meiſtens das Gemeinſte oder Gewöhnlichſte zugleich auch das Nützlichſte ſei.“ Wir kennen übrigens dieſe Abhandlungen nicht in ihrer urſprünglichen Faſſung und Eintheilung, ſondern in derjenigen Ueberarbeitung und Verſchmelzung, welche ihnen Leibnitz im Jahre **1672** in einer Sammlung ſeiner juriſten Abhandlungen unter dem Titel: Specimina juris gegeben hat. Von der Schrift de conditionibus ſagt Leibnitz ſpäter einmal, daß ſie ihm in der urſprünglichen Faſſung zu ſpitzfindig geſchienen, und er ſie dem populären Vortrage näher gebracht habe. Ueberhaupt aber fand er dieſe Jugendarbeiten zu unbeſtimmt und nicht anwendbar genug. Er habe, ſchreibt er **1695** an einen Rechtsgelehrten, wohl manches nicht zu Verachtende in ihnen angemerkt; vieles aber hätte genauer und für den Gebrauch bequemer geſchrieben ſein können.

Das Jahr darauf, den **7.** März **1666**, disputirte Leibnitz pro loco, d. i. in der Abſicht, künftig in der philoſophiſchen Facultät einen Platz zu erhalten, und vertheidigte dem Brauche gemäß, ohne Reſpondenten ſeine Abhandlung: Disputatio arithmetica de Complexionibus. Es bildet dieſe kleine Schrift nur einen Theil derjenigen Abhandlung, welche Leibnitz in dem nemlichen Jahre, nunmehr ſchon ohne alle weitere Beziehung zu der Univerſität, unter dem Titel: De arte combinatoria erſcheinen ließ. Sie iſt wichtiger, als alle vorhergehenden, minder durch die darin gewonnenen logiſchen

und mathematiſchen neuen Ergebniſſe, als dadurch, daß die mannichfaltigen und vielſeitigen Richtungen des jungen Philoſophen ſich hier wie in einem Brennpunkte vereinigen, und demjenigen, welcher von der Höhe, welche Leibnitz nachher in der Philoſophie und Mathematik erſtiegen, zurückblickt, die Keime einiger der größten Entdeckungen und Entwürfe darin erkennen läßt; es genügt, an die Differentialrechnung und an den Plan zu einer allgemeinen Charakteriſtik zu erinnern. In dieſer Rückſicht blieb die kleine Schrift Leibnitzen immer werth. „Es iſt zwar, ſagt er in dem Aufſatze über die allgemeine Charakteriſtik, wo er bis auf die früheſten Jugenderinnerungen zurückgeht, dieſe Abhandlung von der Beſchaffenheit, wie ſie von einem jungen Manne geſchrieben werden konnte, welcher ſo eben die Schule verlaſſen und noch in keine realen Wiſſenſchaften eingeweiht war . . . ., doch aus zwei Gründen reut es mich nicht, dieſe Abhandlung geſchrieben zu haben; erſtlich weil ſie vielen ſehr ſcharfſinnigen Männern ungemein gefallen hat, und dann, weil ich ſchon damals der Welt eine Ankündigung meiner Erfindung gemacht habe, damit es nicht ſcheine, als ſei ich erſt jetzt darauf gefallen." Ein der Schrift angehängter Beweis vom Daſein Gottes iſt bemerkenswerth, wenn gleich Leibnitz den damaligen Standpunkt nachher weit hinter ſich ließ, weil daraus die von Anfang an auf das Höchſte der Speculation gerichtete Forſchung hervorleuchtet.

Leibnitz hatte das zwanzigſte Jahr zurückgelegt, und es blieb ihm nun noch der höchſte akademiſche Grad, welcher zu gleicher Zeit den Uebergang zum Leben und bürgerlichen Wirken vermitteln ſollte, der Grad eines Doctors der beiden Rechte zu

erwerben. Es iſt bekannt, daß ihm dieſe Würde von der juriſtiſchen Facultät ſeiner Vaterſtadt abgeſchlagen wurde, ſo wie daß dies für ihn der Beweggrund wurde, aus ſeinem Vaterlande Sachſen auszuwandern; die eigentlichen Gründe dieſer Zurückſetzung blieben jedoch verborgen und gaben zu verſchiedenen, hier beſſer mit Stillſchweigen zu übergehenden Vermuthungen Anlaß. Die Selbſtbekenntniſſe Leibnitzens haben zuerſt den Schleier dieſes Räthſels weggezogen. „Ich ſollte nun, ſchreibt er an der Stelle, wohin der Faden ſeines Lebens aus geführt hat, an einen Lebensberuf und an meine Promotion denken. Denn mein Name war bereits nicht allein in meiner Vaterſtadt, ſondern auch über ſeine Gränzen hinaus den gelehrteſten Männern bekannt worden."

„Die juriſtiſche Facultät zu Leipzig (fährt nun Leibnitz fort) beſteht aus zwölf Aſſeſſoren, welche von den Profeſſoren verſchieden ſind. Dieſe befaſſen ſich weit mehr mit Reſponſen und Conſultationen, als mit Vorleſungen und Disputationen. In dieſe Facultät werden alle Doctores Juris aus Leipzig, nach der Ordnung ihres Doctorats, aufgenommen, wenn durch Ausſcheiden eines Mitgliedes ein Platz offen wird. Ich alſo erkannte, daß wenn ich früh zum Doctor creirt würde, ich einer von den erſten ſein und mein Glück machen würde. Gerade da erhob ſich ein großer Streit, da einige allein zu Doctoren gemacht ſein wollten, und verlangten, daß etliche Jüngere ausgeſchloſſen, und beſchieden werden ſollten, eine andere Promotion abzuwarten. Dieſen ſtimmten die meiſten von der Facultät bei. Ich aber merkte kaum die Feinheit meiner Mitbewerber, als ich meinen Plan änderte und mir vorſetzte, aus-

zuwandern. Ich hielt es für unwürdig, daß ein junger Mann an einen gewiſſen Platz wie angenagelt ſitzen ſollte .... Die Kenntniß des Auslandes und die der mathematiſchen Wiſſenſchaften ſtanden lockend von fern .... denn lange ſchon brannte mein Geiſt, größern Ruhm in den Studien und einer höheren Wiſſenſchaft zu erlangen ...."

So verlor Leipzig und das Geburtsland Leibnitzens, Kurſachſen, den großen Mann, welcher der Stolz der deutſchen Nation wurde. Nie hat Leibnitz nach der Zeit Verlangen getragen, dorthin zurückzukehren; ja man hat geſagt, daß er nur ungern und flüchtig im ſpätern Leben ſeine Vaterſtadt berührt hat. Wahr iſt es, daß man andererſeits von keinem Verſuche, keinem Antrage weiß, durch welchen Kurſachſen Leibnitzen jemals hätte wieder gewinnen wollen. Die Erinnerung an ihn iſt in ſeiner Vaterſtadt wie eine Mythe, wir haben vergebens das Haus, ja die Straße geſucht, wo der große Leibnitz das Licht der Welt erblickt hat; niemand weiß es dort.

Es war im Herbſte 1666, als Leibnitz die Seinigen verließ und, um den ihm verſagten Doctorgrad zu erwerben, ſich, es iſt unbekannt, auf weſſen Rath, nach der Univerſität zu Altdorf begab, welche im Gebiete und unter der Oberherrlichkeit der freien Reichsſtadt Nürnberg ſtand. Ohne Verzug wurde er zur Prüfung und zur Vertheidigung ſeiner ſchon ausgearbeiteten Abhandlung: De casibus perplexis zugelaſſen, welche in Altdorf gedruckt erſchien, und ſpäter von Leibnitz in die erwähnte Sammlung der Specimina Juris aufgenommen ward. Einige Worte werden hinreichen, das Charakteriſtiſche

dieſer Schrift anzudeuten. Leibnitz fragt, nach welchem allgemeinen Principe die verwickelten Fälle im Rechte d. h. ſolche, wo für beide Seiten erhebliche Gründe ſich darbieten, entſchieden werden ſollen? Er verwirft eben ſo ſehr die Autorität derjenigen, welche für dieſen Fall das Nihil statuendum oder Non liquet vorſchreiben, als die der Andern, welche die Entſcheidung in das Loos oder in die perſönlichen Meinungen des Schiedsrichters legen; ſondern er beſteht auf das Recht, als ſolches, wobei er ſich auf die Gloſſe zum Landrecht beruft: „wenn es kein Sache, da thu das Recht zu, als die Ertzney zu der Seuche.“ Weil nemlich die poſitiven Geſetze auf die Verfaſſung des Staats ſich ſtützten, dieſe aber nur das Natur- und Völkerrecht wie in einem Ausnahmefalle beſchränke und beſtimme, ſo müſſe auch das Natur- und Völkerrecht bei einem gegebenen Falle ſo lange ſtatt haben, als das Gegentheil durch ein Geſetz, gleichſam durch einen Vertrag des Volks (denn auch, daß der Fürſt Geſetze geben könne, dieſes Recht gehe durch die Zuſtimmung des Volkes auf ihn über) gebilligt werde. Bei ungewiſſer Auslegung müſſe die der natürlichen Vernunft zu Hülfe kommen; mit einem Wort, alles ſei aus dem reinen Natur- und Völkerrechte, in welchem nichts ungewiß, zu entſcheiden.“ Die Principien des Naturrechts ſelbſt, wonach er eine Reihe anziehender Einzelfälle in der Abhandlung ſelbſt entſcheidet, waren den Grundzügen nach bereits in der Schrift de arte combinatoria angedeutet; in der nächſten juriſtiſchen Schrift der Methodus nova jurisprudentiae, welche das folgende Jahr herauskam, finden wir ſie bereits deutlich ausgeſprochen und entwickelt.

Dieſe gelehrte Abhandlung, unterſtützt von den glänzendſten Ergebniſſen der mündlichen Prüfung und öffentlichen Diſputation, verſchaffte Leibnitzen mit allgemeiner Beiſtimmung die Doctorwürde. Dieſer feierliche Akt fand ſtatt am **5.** Novbr. **1666.** Er blieb Leibnitz mit lebhaften Zügen in Erinnerung, und dem entſpricht die anziehende Nachricht in den Lebensbekenntniſſen, aus welchen hervorgeht, daß die Obrigkeit von Nürnberg ihn für die Univerſität Altdorf zu gewinnen und zu halten gewünſcht; was aber Leibnitz, bei ſeinem Lebensplan, abzulehnen genöthigt war. „Kurz darauf (nach Herausgabe der Schrift De arte combinatoria), heißt es alſo, nahm ich auf der Nürnbergiſchen Univerſität den Doctorgrad, im ein und zwanzigſten Jahre, unter dem größten Beifall Aller. Denn als ich öffentlich disputirte, redete ich mit ſo großem Glücke und ſetzte meine Gedanken mit ſo großer Klarheit aus einander, daß nicht allein die Zuhörer dieſe neue, bei einem Rechtsgelehrten beſonders ungewöhnliche Art des Scharfſinns (*ἀκρίβεια*) bewunderten, ſondern auch meine Opponenten öffentlich anerkannten, daß ſie außerordentlich befriedigt worden wären. Wenigſtens ſchrieb damals ein mir unbekannter Gelehrter, welcher bei der Handlung gegenwärtig geweſen war, an einen Freund in Nürnberg einen Brief, welcher mir ſpäter gezeigt wurde, worin er mich durch ſeine übertriebenen Lobeserhebungen faſt ſchamroth machte. Und ein Profeſſor ſagte öffentlich, daß man noch niemals vom Katheder herab Verſe citirt, wie die, welche ich bei der Promotion ſelbſt ausgeſprochen hatte. Der Dekan der juriſtiſchen Facultät, Johann Wolfgang Textor, von welchem ein ſchönes Buch über

die Verfaſſung des deutſchen Reichs exiſtirt, ſchrieb an den Paſtor Primarius Dilher in Nürnberg, daß ich mit dem höchſten Ruhme disputirt hätte; auch zwei Vorſteher des Unterrichts-Weſens, welche mit dem Kanzler und Syndicus der freien Reichsſtadt Nürnberg der Promotion beigewohnt hatten, fanden eine eigenthümliche Veranlaſſung, mich zu loben. Da ich nemlich zwei Reden hielt, die eine in Proſa, die andere in Verſen, trug ich die erſtere ſo fertig vor, daß es das Anſehen hatte, als läſe ich ſie von dem Papier ab. Als ich aber darauf an das Recitiren der Verſe ging, wurde ich genöthiget, das Blatt ſo nahe zum Auge zu bringen (weil ich kurzſichtig bin), daß ſie bald erkannten, daß ich das Vorhergehende aus dem Gedächtniſſe hergeſagt hatte. Sie glaubten daher, daß ich die Rede in Proſa auswendig gelernt hatte, wunderten ſich aber, warum ich dies nicht lieber mit den Verſen gethan hatte, weil dies leichter wäre. Ich erwiderte darauf, daß ſie im Irrthum wären; ich hätte die Rede in Proſa gar nicht auswendig gelernt, ſondern während des Vortrags aus dem Stegreif gehalten; und da ſie dies ſchwer glauben wollten, ſo berief ich mich erſt auf das Beiſpiel der Prediger, welche ſich mit einer gedrängten Aufzeichnung der Dispoſition ihrer Predigt begnügend, dadurch nicht gebunden würden; und dies fließe bei mir im Lateiniſchen mit eben ſolcher Leichtigkeit,, als bei ihnen im Deutſchen: jetzt aber zog ich das Papier mit meiner Rede hervor, worauf ſie ſich überzeugten, daß es ganz andere Worte enthielt, als die, welche ich recitirt hatte.“ — „Dieſer Umſtand (fährt Leibnitz fort) erwarb mir bei den Männern von Nürnberg großen Beifall, ſo daß bald darauf der erſte Geiſt-

liche der Stadt, Dilher, im Auftrage der Vorſteher des Unterrichts mir anzeigte, daß, wenn ich Neigung hätte, einige Zeit die Stelle eines Profeſſors an jener Univerſität zu bekleiden, er mir zeitig genug dafür einſtünde: allein mein Geiſt bewegte ſich in einer ganz anderen Richtung." — Hier holt Leibnitz weiter aus und geht noch einmal auf die erſten Anlagen und Anleitung ſeiner Studien zurück; mitten in dieſen Betrachtungen bricht das anziehende Fragment ab. Leibnitz hat, denken wir, zeigen wollen, daß eine Reform und Verbeſſerung der Wiſſenſchaften nach der Idee, welche ihm vorſchwebte, innerhalb der Schranken einer Univerſität nicht Raum und Boden hätte finden können; jene Idee alſo, welche ihm ein Princip ſeines Lebens war, geſtattere ihm nicht, in eine Laufbahn einzugehen, welcher er gleichſam das Leben ſelbſt zum Opfer bringen müßte. Daß er die innern, wie die äußeren Mittel zu dem ihm angetragenen Berufe im höchſten Grade beherrſchte, daß namentlich Rednergabe und Geiſtesgegenwart ihm zu Theil geworden war, hatte er zwar an ſich erfahren: dennoch folgte er muthig dem innern Genius, der ihm ſagte, daß da, wo für die meiſten Gelehrten des Strebens letztes Ziel ſein möchte, für ihn der Anfang ſeiner eigentlichen Laufbahn ſich geſtalten müßte.

Es war natürlich, daß Leibnitz, dem in ſeiner Heimath das anfangs erzielte Fortkommen auf lange Zeit beſchränkt worden war, an ſein Fortkommen in der Fremde dachte, wo ſeinen unendlich empfänglichen und verarbeitenden Geiſt beſtändig neue Nahrung lockte. Als der nächſte Aufenthalt bot ſich Nürnberg dar, wohin, unter den Gelehrten, ſein Ruf ihm

vorangegangen war. Dieſe kleine, wohlhabende Republik (Nürnberg befaßte ſieben Städte, darunter die Univerſität Altdorf, und eine große Menge von Burgen und Dörfern) gewährte ihm das eigenthümliche Schauſpiel eines bewegten, öffentlichen und in ſeinem Weſen ſo ganz deutſchen Lebens; in jenem Zeitpunkte beſonders bedeutungsvoll und anregend. Zu einer Zeit (ſagt ein Geſchichtſchreiber) wo in ganz Deutſchland der Kunſtfleiß zu Boden lag, war, außer Nürnberg, nur noch Augsburg, der einzige Zufluchtsort des alten deutſchen Kunſtfleißes. Dieſer Wohlſtand, dieſes rührige Leben und Weben hielt die Einwohner von jener Nachäfferei der Franzoſen ab, welche ſonſt überall, beſonders da Fürſten und Höfe ſich an die Spitze ſtellten, den alten guten Geiſt verderbte. Dieſe Haltung in Leben und Sitte machte auf Leibnitz Eindruck. In dem, einige Jahre ſpäter verfaßten „Bedenken über Securitas publica“ tritt dies hervor, wo er für die Unabhängigkeit der deutſchen Nation von ihrem Nachbarn jenſeits des Rheins eifert. „Man ſehe Nürnberg, ruft er aus, und etliche wenige andre Städte an, ob nicht darin noch die alten Trachten gelten, der meiſte Luxus beſchnitten, und daß ein ſolches eine große Urſache ihres annoch dauernden Florirens ſei.“ — Für die Werke der bildenden Kunſt, deren die Vaterſtadt Albrecht Dürers ſo viele aufzuweiſen hatte, oder wie für die Denkmäler der Baukunſt, war um jene Zeit der Sinn nicht gebildet genug, auch bei Leibnitz nicht; das Nützliche und andrerſeits das Geheimnißvolle, das ſich vielfach an die noch in der Kindheit befindliche Wiſſenſchaft der Natur und ihrer Kräfte knüpfte, zog ihn weit mehr an. Damals, wie in unſern

Tagen, bildete die Chemie, nur in ganz verkehrtem Geiſte, den Mittelpunkt dieſer Richtungen. Es gab in Nürnberg, wie in vielen deutſchen Städten, eine geſchloſſene Geſellſchaft der Roſenkreuzer, welche ſich für Adepten hielten, und das, was ſie nie beſaßen, wenigſtens eifrig ſuchten. Die Akten dieſer Geſellſchaft ſind in Nürnberg bis auf die neueſte Zeit aufbewahrt geweſen. In dieſe Geheimniſſe eingeweiht zu werden, bot für Leibnitz Reiz genug. Er war aber jung und ohne Anſehen, und um dieſe Mängel zu erſetzen, bediente er ſich einer Liſt, woran er noch im höhern Alter, als er ſeinen Gehülfen davon erzählt, nicht ohne Lachen denken konnte. Er nahm, leſen wir bei Eccard, tiefſinnige chemiſche Bücher vor ſich, las darin, und notirte ſich die obſcureſten Redensarten. Aus dieſen ſtellte er ein Schreiben an den Vorſitzenden der Geſellſchaft zuſammen, das er ſelbſt nicht verſtand, und bat um Zulaſſung. Der Prieſter" — darunter iſt der Prediger Wülfer gemeint — „dieſen Brief leſend, meinte nicht anders, als der junge Leibnitz wäre ein wirklicher Adeptus, und introducirte ihn nicht allein in das Laboratorium, ſondern bat ihn auch, vor eine gewiſſe Penſion ihr Gehülfe und Sekretair zu ſein. Er nahm dieſes an. Sein Amt war, alle daſelbſt gemachten Proceſſe zu regiſtriren, und die berühmteſten Chymiſten zu ihrem Gebrauche und nach ihrer Anleitung zu excerpiren." Dieſe ſeltſame und zweideutige Beſchäftigung hatte für Leibnitz den Nutzen, daß er früh genug zur Einſicht in die Eitelkeit und, unter Umſtänden, die Gefahr jener Selbſttäuſchung eindrang, und im Leben Andere, ſelbſt Fürſten, mit Erfolg warnen konnte, wie er in einem ſeiner

Briefe an den Doctor Gottfried Thomaſius, jüngern Bruder von Chriſtian Thomaſius, Arzt zu Nürnberg, vom Jahre 1691 geſtand. „Mich, ſchreibt er, hat Nürnberg zuerſt in chemiſche Studien eingeweiht, und es reut mich nicht, in der Jugend gelernt zu haben, was mir als Mann zur Vorſicht gereichen ſollte. Denn in ſpätern Jahren wurde ich oft, weniger aus eignem Antriebe, als aus dem von Fürſten, bei denen ich Zutritt hatte, zu dergleichen Verſuchen angeregt; ich blieb mit meiner Neugierde nicht zurück, doch nicht ohne durch Vorſicht ſie zu mäßigen. Wie viele von mir ſehr bekannte Perſonen ſind daran geſcheitert, in dem Augenblicke, da ſie mit günſtigſtem Winde zu ſegeln glaubten.“ — Aus dieſer Aeußerung ſcheint hervorzugehen, daß Leibnitz ſeine chemiſchen oder vielmehr alchymiſtiſchen Arbeiten in Nürnberg ernſter betrieb und anſah, als aus dem Scherze über die Art, wie er ſich in die geheime Geſellſchaft Eingang verſchafft, vermuthet werden möchte; dem auf ſeine Jugendverirrungen zurückſchauenden Manne ſtand die Ironie wohl; bei der Jugend ſelbſt dürfen wir ſie noch nicht vorausſetzen. Unter den Mitgliedern der Goldmacher-Geſellſchaft befanden ſich auch Seitenverwandte gleiches Namens mit ihm, der Senior Juſtus Jacob und deſſen Sohn Johann Jacob Leibnitz. Letzerer kam in ſpäteren Jahren als Prediger der deutſchen Gemeine nach Stockholm, und es ſind Briefe von ihm an den großen Leibnitz in deſſen Nachlaß erhalten, welche ſich unter andern über die gemeinſchaftliche Genealogie ihrer Familie verbreiten. In einem dieſer Briefe vom Jahre 1703 lautet eine Erinnerung an ihr Zuſammenleben in Nürnberg: „Je mehr Jahre ich zurücklege,

Dero Excellenz in meiner erſten Jugend umarmt zu haben, je größere Empfindlichkeit habe ich, niemalen, ſonderlich in meiner letzten Tour nach dieſem rauhen Nord-Pol, das Glück genießen zu können, einen ſo großen Freund zu ſprechen, dem ich bei den Nürnberger Münzmeiſtern zu Nürnberg das letztemal aufgewartet." —

Ueber dieſe Beſchäftigungen verging der Winter.

Im Frühjahr 1667 kam der Baron Johann Chriſtian von Boineburg, der berühmte Staatsmann und einer der größten Gelehrten ſeiner Zeit, lange erſter Miniſter des großen Kurfürſten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, damals aber, einige Jahre nach ſeinem Falle, in Frankfurt am Main, zurückgezogen und wiſſenſchaftlicher Muße lebend, auf einer ſeiner häufigen Reiſen durch Nürnberg. Leibnitz wurde ihm hier durch einen ſeiner Freunde unter den Alchymiſten (Boineburg, wie die meiſten Großen dieſer Zeit, trieb auch ein wenig Chemie) vorgeſtellt, oder der Baron machte ſeine Bekanntſchaft zufällig an der Tafel eines Gaſthauſes (darin weichen die Berichte von einander ab); aber dieſe Bekanntſchaft entſchied für ſeine Zukunft, ja für ſein ganzes Leben. Boineburg war der Mann, die außerordentliche Begabung des ein und zwanzigjährigen Gelehrten, und die ungemeinen Hoffnungen, zu welchen er berechtigte, bei der erſten Zuſammenkunft zu erkennen. Er ſah, daß Leibnitz nicht auf ſeinem Platze war, und, um ihn in der Nähe zu haben, forderte er ihn auf, Nürnberg mit dem, ſchon durch ſeine Nachbarſchaft von Mainz mehr verſprechenden Frankfurt, des Barons damaligem Aufenthaltsorte, zu vertauſchen. Dies

that Leibnitz. Er verließ Nürnberg und ging nach Frankfurt, und dort richtete er ſich noch ohne alle beſtimmte Ausſichten für die nächſte Zukunft ein. Für den Umgang mit Gelehrten und Geſchäftsmännern fand er hier wenigſtens viel mehr als in Nürnberg ſeine Rechnung. Von jenen nenne ich nur den damals auch noch ſehr jungen Prediger Philipp Jacob Spener, welcher ungefähr zur ſelben Zeit (1666) dorthin berufen worden war, und mit dem Leibnitz in nähere Verbindung kam. Wichtiger war jedoch, daß er jetzt zum erſtenmale den Dunſtkreis der europäiſchen Politik betrat. Auch war von Anfang an ſein Blick auf das benachbarte Mainz gerichtet, wo der große Schönborn, als edler Beförderer alles Großen und Rechten in Staat und Cultur, jedes wahre Talent aufmunterte und belohnte. Von dem Wunſche getrieben, dieſem Fürſten ſich bekannt zu machen, und auch auf das Zureden ſeiner Freunde, gab Leibnitz eine kleine Schrift heraus, welche er, wie er ſelbſt ſagt, auf der Reiſe in den Gaſthöfen, ohne Bücher oder ſonſtige Hilfsmittel, nur von ſeinem Gedächtniſſe unterſtützt, mehr aufs Papier geworfen, als geſchrieben hatte, welche aber um deſto reicher an Ideen war. Dieſe Schrift, welcher eine an den Kurfürſten von Mainz gerichtete, in die beredteſten Worte ausſtrömende Widmung vorgeſetzt war, und 1668 zu Frankfurt, ohne den Namen des Verfaſſers herauskam, (die Widmung iſt noch von 1667) führt den Titel: Methodus nova discendae docendaeque jurisprudentiae. In dieſer erſten reformatoriſchen Schrift Leibnitzens iſt die Gährung und Unruhe, welche der Altersſtufe des kühnen Verfaſſers entſprach, nicht zu verkennen; eben ſo wenig, daß

er bei ſeinen Vorſchlägen zur Verbeſſerung und zur Beſchleunigung der Bildung zum Geſchäfts= und Staatsmanne vielleicht zu ſtreng, aber ohne es zu wiſſen, ſeinen eignen, einzigen Geiſt als Maaßſtab anlegte. Bei ſeinen die Reform der Geſetzbücher und Geſetze im Reiche betreffenden Ideen brachte er ferner den Widerſtand der Gewohnheiten, und das ſeine Hand im Spiel habende Intereſſe der Richter und Advokaten nicht genug in Rechnung; endlich bei der Verheißung, die vielen aufgedeckten Lücken und Mängel ſelbſt noch auszufüllen und zu ergänzen, eine Arbeit, welche für ſich das reichſte Menſchenleben hätte beſchäftigen können, überflog er die im Leben unvermeidlichen Hinderniſſe der Ausführung, welche machten, daß er dieſe damals freiwillig übernommene Schuld niemals abgetragen hat. Sein Verdienſt aber beſtand darin, dieſe Mängel entdeckt und die geeigneten Mittel dagegen ſyſtematiſch und rückſichtslos angegeben zu haben. Einen allgemeinen Ueberblick derſelben gewährt zum Schluß der von ihm ſo genannte catalogus desideratorum, wobei ihm, geſteht er ſelbſt, das Verfahren Baco's in dem Werke de augmentis scientiarum vorgeſchwebt hat. Man kann daraus den damaligen Stand der Sache kennen lernen, wenn z. B. als fehlend aufgeführt wird: ein neues Corpus Juris — Elementa Juris (wir werden dies näher kennen lernen) — eine Geſchichte der Wandelungen des Rechts — eine Philologie des Rechts, juridiſche Concordanzen, eine Arithmetik des Rechts, Inſtitutionen des allgemeinen Rechts, eine deutſche Uebertragung der Geſetze, eine Hermeneutik, demonſtrative Elemente des Naturrechts u. ſ. w, in Allem ſieben und

dreißig Hauptſtücke, wobei doch, bemerkt der Verfaſſer, noch nicht alles geſagt worden, obſchon er bereits mit Mehreren hervorgekommen, als Anfangs ſein Wille geweſen. Kein Paragraph, ſagt er, ſei ohne eine neue Erfindung, wenigſtens ohne neue Betrachtung vorbeigegangen; und zum Schluſſe: „Ich ſuche dabei nicht Ruhm, ſondern den allgemeinen Nutzen, darum habe ich mich nicht genannt. Werde ich ſehen, daß es einige Wirkung thut, ſo werde ich ſuchen, das vorgeſchlagene Verzeichniß der Desiderata nächſtens abzukürzen; wo nicht, ſo habe ich doch wenigſtens meinen Tribut entrichtet. Meinen Verächtern gereiche ihre Unwiſſenheit zur Strafe. Vielleicht kommt einſt die Zeit, würdiger als die Gegenwart, wo der Haß zum Schweigen gebracht iſt, und die Wahrheit triumphirt." Die Schrift erregte Aufſehen; einige Gelehrte fielen über ſie her, wie Nicol. Chriſt. Lynker, während ſie ſie ſtill benutzten; angeſehene Staatsmänner dagegen gaben den neuen Ideen Beifall, wenn ſie auch die Möglichkeit ihrer Ausführung bei der beſtehenden Verfaſſung der Juſtiz nicht eben ſo bereitwillig anerkannten. Zu dieſen gehörte ſelbſt der berühmte Polyhiſtor und Staatsgelehrte, Hermann Conring, welchem ſein vertrauter Freund, der Baron von Boineburg, der Gönner des genialen und ſo unermeßlich gelehrten, jungen Verfaſſers, die Schrift zugeſchickt, und um ſein Urtheil befragt hatte. Da zu der Zeit Ludwig XIV ſein neues Geſetzbuch veranſtaltete, ſo meinte wenigſtens Conring, in Frankreich dürften die Ideen des jungen Reformators wohl eher Anklang finden, als im deutſchen Reiche oder dem übrigen Europa. Leibnitzens Name und ihr innerer Werth ſchützten bis auf die

neueſte Zeit dieſe Schrift vor der Vergeſſenheit. Im vorigen Jahrhundert hat der Philoſoph Chriſtian Wolf eine neue Ausgabe davon veranſtaltet, und ſie durch eine Vorrede eingeführt. Zu Anfang unſers Jahrhunderts hat der berühmte Rechtsgelehrte Hugo in Göttingen von neuem die Aufmerkſamkeit darauf gelenkt und mit Begeiſterung davon geſprochen; und noch vor mehreren Jahren iſt die Schrift in Frankreich von einem Rechtsgelehrten in die Sprache dieſes Landes übertragen worden.

Für Leibnitz ward die Nova Methodus dadurch ſchon folgenreich genug, daß er durch ſie an den Hof und bei der Perſon des Kurfürſten von Mainz ſich glücklich eingeführt ſah. Er überreichte ſie ſelbſt dieſem Fürſten, und dieſer blieb ſeit der Zeit auf ihn aufmerkſam. Er ſetzte ihn auch ſofort in eine ſeinem Streben, wenigſtens im Allgemeinen, entſprechende Thätigkeit. Es traf ſich nemlich, daß ein im Mainziſchen Dienſte arbeitender Gelehrter, der Hofrath und Hofgerichts-Aſſeſſor Dr. Herman Andreas Laſſer, unter Autoriſation des Kurfürſten, mit einer Verbeſſerung des römiſchen Geſetzbuches für die Bedürfniſſe des Reichs eben beſchäftigt war. Dieſem an die Hand zu gehen, ward Leibnitz von dem Kurfürſten aufgefordert, wofür er aus der Kammer zu Mainz wöchentlich eine Vergütigung erhielt, welche nach einiger Zeit aber in Stocken kam; was Leibnitz zu einer Vorſtellung an den Kurfürſten veranlaßte, in der er ihn an ſein Verſprechen erinnerte, und das von ihm unterdeſſen theils Geleiſtete, theils Vorbereitete kurz zuſammenfaßte; ſie iſt vom März 1669. Leibnitz hatte ſich des Laſſerſchen Unternehmens

ſo bemächtigt, daß es ſein eigenes wurde. Sie gaben zuſammen 1668 einen Bogen heraus: Ratio corporis juris reconcinnandi, wobei Leibnitz die Feder geführt hat. Es war gewiſſermaßen das Programm ihres großartigen Unternehmens; gleichzeitig war eine kurze Denkſchrift in deutſcher Sprache von Leibnitz, gleichen Inhalts, handſchriftlich im Umlauf, welche aber erſt nach ſeinem Tode erſchienen iſt. Sein ganzes Streben war nicht ſowohl auf den Inhalt, als auf die Form der Geſetze, und zwar, wie ſie in dem römiſchen Geſetzbuche, als der Grundlage des geltenden Rechts in Deutſchland, enthalten ſind, gerichtet. Die Arbeit beſtand „ſowohl in Verfertigung eines Ausbunds kurzer und klarer Rechte, als in deren Juſtification." Was er hier Ausbund nennt, darunter verſtand er die oben erwähnten: Elementa juris Romani hodierni; auf einer großen Karte ſollten „alle Hauptregeln alſo begriffen ſein, daß aus deren Combinationen alle vorfallende Fragen entſchieden, und aller Actionen, Exceptionen und Repliken Fundamente, gleichſam als in einer Nachahmung des Edictum perpetuum novum mit den Fingern gezeigt werden können." Das andere, die Juſtification dieſer Elemente, beſtand in den Worten der römiſchen Geſetze ſelbſt, und hatte zwei Grade, welche er nucleus Legum, und Corpus Juris reconcinnatum nannte. Man wird die nähere Ausführung dieſes Plans, und wie weit ſie gediehen, in den bezeichneten Schriften antreffen. Leibnitz war, trotz den vielen Unterbrechungen durch die verſchiedenartigſten Arbeiten, Reiſen und ſpäterhin durch amtliche Thätigkeit, während ſeines Aufenthaltes zu Frankfurt und Mainz, um Vollendung dieſes Plans

aufrichtig bemüht; auch hatte er, wenn wir Eckhart glauben, bereits bei dem Kaiſer um ein Privilegium angehalten. Aber dieſe Vollendung ward nicht erreicht, weder damals, noch in ſpäteren Jahren, als Leibnitz den Lieblingsgedanken ſeiner Jugend wieder aufnahm. Der Fortſchritt der nachfolgenden Jahrhunderte hat dieſe Bemühungen, vorzüglich die Umarbeitung des Corpus Juris, überflüſſig gemacht. Die Staaten und Regenten haben ſich mehr oder weniger von dem Zwange des römiſchen Geſetzbuches befreit; neue, ſelbſtſtändige Rechts- und Geſetzbücher haben die Ausübung der Rechte und ihre klare Beſtimmung erleichtert; und vieles, was ſonſt im Leben ſtreitig war, iſt es höchſtens noch in den Hörſälen der Schule. Leibnitz ſelbſt erhob zuletzt ſeine Stimme für neue und eigne Geſetzbücher der europäiſchen Staaten, worin ſpäter Friedrich der Große und Maria Thereſia im deutſchen Reiche vorangingen.

An dem Baron von Boineburg gewann Leibnitz durch ſein Streben und ſeine Gelehrſamkeit einen immer wärmeren, ja bis zum Enthuſiasmus feurigen Gönner und Freund. Als er Conringen die nova methodus zuſchickte, äußerte er ſich über ſeinen jungen Freund, wie folgt (vom 26. April 1668): „Der Verfaſſer iſt mir perſönlich und wohl bekannt; es iſt ein Doctor Juris von zwei und zwanzig Jahren, gelehrt, ſehr philoſophiſch gebildet, fleißig, tüchtig und fertig in der Speculation: jetzt bereitet er auf meinen Rath „Elemente der Jurisprudenz" vor, ſorgfältiger, als man ſie gewöhnlich giebt. Er iſt gewiß ein Mann von vieler Gelehrſamkeit, ſcharfem Urtheil und großer Thätigkeit. Er lebt jetzt in Mainz, nicht

ohne daß ich mich ſeiner annehme (non extra curam meam). Wenn du bemerkſt, wo er etwas gründlicher behandeln, vollſtändiger ergänzen, wegſchneiden, hinzufügen oder feilen müſſe, ſo bitte ich, erinnere es. Ich werde ihm, wie aus meinem eigenen Kopfe, deine Aufſchlüſſe und Erinnerungen an die Hand geben; denn wer weiß nicht, daß durch deren Benutzung das geſammte Studium der Moral und Politik außerordentlich gewinnen wird?" — Bald veranlaßte Boineburg, daß Conring mit Leibnitz in einen Briefwechſel trat, und floß über in Bewunderung von Leibnitzens Leiſtungen gegen den bejahrten und dadurch betroffenen Polyhiſtor. Denn da Conring die Frage hingeworfen hatte: wer der Leibnitz ſei, und welches ſein Stand? erfolgte vom 22. April 1670 dieſe Antwort: „Er iſt ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren, aus Leipzig, Doctor Juris: ja gelehrt über alles, was ſich nur ſagen oder glauben läßt. Die Philoſophie verſteht er ganz, ein glücklicher Vermittler der alten mit der neuen Philoſophie. Er iſt Mathematiker, Kenner der Phyſik, der Medicin, der ganzen Mechanik und lebt ſehr dafür; er iſt arbeitſam und feurig. In der Religion iſt er ſelbſtſtändig (suae spontis); übrigens ein Mitglied eurer (der lutheriſchen) Kirche. Die Philoſophie des Rechts, ja auch, was zu bewundern iſt, die Praxis ſteht ihm zu Gebote; dir iſt er mit Liebe und Verehrung zugethan. Er hält ſich zu Mainz auf und wohnt bei dem Kurfürſtlichen Rathe Laſſer, mit welchem er, wie du weißt, für die richtigere Anordnung des Rechts thätig iſt." Conring fing an, den ſo eben auftauchenden jungen Gelehrten hochzuſchätzen, und drückte ſich wohlmeinend

in ſeinem Briefe an Leibnitz vom 20. Februar 1671 aus: „Daß du des Sporns nicht bedarfſt, freut mich, daß du aber in Zukunft die im Ueberfluſſe ausſtrömende Kraft ein wenig einhalten willſt, lobe ich ganz. Und ſo iſt es. Die großen Talente muß man oft weit mehr zurückhalten, als antreiben, damit ſie ſowohl für ein reiferes Alter die Geſundheit ſchonen, als auch für ihren Ruf bei der Nachwelt bedacht ſeien.“

Der Baron von Boineburg ſelbſt gab nun aber ſeinem aus dem Dunkel hervorgezogenen und noch immer allein ſtehenden Liebling zu viel Gelegenheit und Anreizung, nicht zu lange bei Einem Gegenſtande geiſtiger Thätigkeit zu verweilen, ſondern die mannichfaltigſten, verſchiedenartigſten Aufgaben und Arbeiten kurz nach einander, oder zu einer und derſelben Zeit anzugreifen. Für einen Theil dieſer Aufgaben und Aufträge, die er Leibnitz übertrug, muß die Geſchichte der Wiſſenſchaften und der Cultur ihm nur Dank wiſſen: doch der bei weitem größere Theil ging faſt ganz in die perſönlichen Angelegenheiten des Barons auf, welcher ein ſo außerordentliches Talent eben ſo ſehr zu benutzen, als anzuerkennen verſtand. Doch ſei dieſes nicht zur Schmälerung des Ruhms jenes großen Mannes geſagt. Die Entfaltung nicht allein mancher bedeutender, und bis dahin ungeweckter Anlagen und Fähigkeiten, ſondern auch die Feſtſtellung des Charakters bei Leibnitz konnte nur gewinnen, wenn er ſich bei einem Boineburg gewiſſermaßen in den Dienſt und in die Lehre begab, obgleich lange ohne äußere Anerkennung und Belohnung ſeiner Mühe. Wir haben eine merkwürdige Denkſchrift Leibnitzens über dieſes ſein mehrjähriges Verhältniß zu Boineburg,

welche er nach deſſen Tode zu Beſeitigung gewiſſer Mißverſtändniſſe von Paris an die Freiin von Boineburg erlaſſen hat. Setzte man auch gern den durch dieſe Schrift gehenden Unmuth auf Rechnung einer vorübergehenden Stimmung, hat ſich ſogar anderweitig ergeben, daß Boineburg mehr um Leibnitzens Fortkommen bemüht geweſen war, als Leibnitz in jener Schrift einräumt, ſo ſteht doch über allen Zweifel feſt, daß Leibnitz weit mehr für ſeinen Ruhm und für ſeinen Nutzen hätte wirken können, wenn er geringerer Selbſtverleugnung und minder dankbarer Zuvorkommenheit fähig geweſen wäre. Er diente dem Baron von Boineburg mit Aufopferung ſeiner meiſten Zeit. „Man werde nicht in Abrede ſtellen, erinnert er in der gedachten Schrift, daß er erſtlich unterſchiedliche Verſchreibungen, Memoriale, Judicial- und andere Schriften concipirt; daß er inſonderheit eine gewiſſe, ihm nach Düſſeldorf mitgegebene Vollmacht verrichtet, und in einem von der Familie geführten Prozeſſe nicht anders als ein Advokat gedient, und alle Artikel, Wechſelſchriften und Deduktionen aufgeſetzt, welche ſich noch unter den Akten befänden. Sonſten aber könne er nicht erzählen, wie oft er dem Baron über allerhand vorfallende Religions- ſowohl als Staats-Angelegenheiten ſein Bedenken ſchriftlich gegeben habe, deſſen er ſich am gehörigen Ort bedient; wie oft er ihm Auszüge aus Anderer Schriften ſammt ſeinen Bemerkungen darüber zugeſtellt; wie oft er auf ſein Begehren Briefe hin und wieder abgehen laſſen." Weiter hebt Leibnitz von allem Geleiſteten noch zwei Punkte beſonders hervor, wovon der eine eine literariſche Bedeutung gewonnen hat und

ſogleich von uns näher beſprochen werden wird: einmal die Schriften und Arbeiten für Boineburgs Miſſion an den polniſchen Reichstag von Seiten des Pfalzgrafen von Neuburg, denen der ganze Winter vom Jahre 1668 gewidmet war; das andere aber war eine Arbeit, von welcher die Welt niemals Kenntniß erhalten hat, und die für ſich allein wieder einen Winter gekoſtet hatte: ein Katalog der ſehr zahlreichen Bibliothek Boineburgs von Leibnitzens Erfindung: „ein Inder," heißt es, „welchen er über ſeine ganze Bibliothek auf des Barons inſtändiges Begehren dergeſtalt verfertiget (wenn ſchon die Mühe des Abſchreibens von Andern geſchehen), daß dergleichen zuvor noch nicht geſehen worden, maßen alles auf das genaueſte darin gebracht, und vermöge deſſen über alle Materien die daran handelnde Autores zu finden, und ein einiger Traktat oft an mehr als zehn Orten allegirt wird. Wer die Menge Bücher, und ſonderlich die unzählbar kleinen zuſammengebundenen Traktaten wiſſe, werde dabei die Größe ſolcher Arbeit abnehmen können." Mit einem Wort, Leibnitz war während ſeines Aufenthalts zu Frankfurt oder Mainz des Baron von Boineburg Sekretair, Gehülfe, Bibliothekar, Advokat, Geſchäfts- und Rathgeber abwechſelnd und zu gleicher Zeit, und bethätigte eine nicht zu erkaltende Anhänglichkeit und Treue an ſeine Perſon und ſeine Familie. Einigemal ergingen ehrenvolle Anträge und Anerbietungen an Leibnitz zur Bekleidung eines Dienſtes an deutſchen Höfen. Schon zu Ende des Jahres 1669 wünſchte ihn der Herzog Johann Friedrich von Hannover, welchem zu dieſer Zeit ſein Kanzler Langerbeck geſtorben war, um ſeine Perſon; er wurde begierig auf Leibnitz durch die enthuſiaſtiſchen Empfehlungen

des durch Hannover reiſenden, damaligen ſchwediſchen Reſidenten in Frankfurt, Habbeus von Lichtenſtern, an welchem Leibnitz den wärmſten und uneigennützigſten Gönner gefunden hatte. Doch Leibnitz lehnte den Antrag ab, ſo wie einen gleichzeitigen Vorſchlag ſeines Freundes Habbeus, der ihm einen Dienſt bei dem regierenden Fürſten von Durlach vermitteln wollte. Der Hofrath Laſſer, mit welchem er an der Verbeſſerung des Corpus Juris arbeitete, und bei welchem er wohnte, bemühte ſich nach Kräften, ihn zurück zu halten. Es vergingen einige Jahre, bevor ſeine Beharrlichkeit und Ausdauer in der großartigen intellektuellen uud politiſchen Sphäre, in welcher er ſich bewegte, belohnt wurde. Endlich aber, nachdem er durch ſeine Beziehungen zu Boineburg und deſſen Freunden in Mainz längere Zeit eingebürgert war, wurde er es auf das ruhmvollſte durch ſeine Anſtellung im Dienſte des Kurfürſten von Mainz ſelbſt. Im Sommer **1670**, damals kaum **24** Jahr alt, wurde Leibnitz Rath am Ober-Reviſions-Collegium zu Mainz, dem höchſten Tribunale des Kurfürſten- und Erzbisthums, welches, als ſolches, das jus de non appellando hatte. Daß er Proteſtant war und blieb, mag ihm viele Gegner und Neider unter den katholiſchen Hofleuten und den Prieſtern zugezogen haben, ſo daß die Seinigen einige Zeit darauf Unruhe und Sorge über ihn zu ſchöpfen anfingen. Doch in der Verbindung mit der einflußreichen Parthei des Baron von Boineburg, welche, ſtatt lockerer zu werden, vielmehr täglich ſich befeſtigte, fing Leibnitz an, bei den höchſten Männern im Staat Anſehen und Bedeutung zu gewinnen, wie auch ſein Ruf ſich verbreitete. Es iſt hier unerläßlich, auf

die Politik und die eigenthümliche perſönliche Stellung des Baron von Boineburg einen Blick zu werfen, um den leitenden Faden für Leibnitzens Thätigkeit als Gelehrten und Staatsmanns in dieſem Zeitraum zu gewinnen.

Es iſt vorhin im Vorbeigehen an Boineburgs tragiſche Wechſelfälle in ſeiner Laufbahn erinnert worden. Nachdem er von dem hohen Platze eines erſten geheimen Raths, oder, was es in Wahrheit bedeutete, eines erſten Miniſters, in Folge einer franzöſiſchen Kabale, welcher der auf ihn eiferſüchtig gewordene Kurfürſt nicht fremd war, im Jahre **1664** geſtürzt, aber, als unüberwieſen, der Haft entlaſſen worden war, brachte er einige Jahre, in tiefer Abgeſchloſſenheit von der Welt, die Zeit mit Religionsübungen (er war ein eifriger katholiſcher Convertit), Studien und Vorbereitungen zu einem umfaſſenden gelehrten Werke, einer Art allgemeiner Literaturgeſchichte zu, wovon er ſich aber bald wieder abwenden ſollte. So fand ihn im Jahre **1667** Leibnitz. Keinen Dienſt bei einem andern Hofe in Deutſchland anzunehmen, hatte er ſich überdies bei der Entlaſſung aus der Haft verpflichten müſſen, ward aber in ſo fern von weitem auf einen möglichen Wiedereintritt in die ehemaligen Verhältniſſe hingewieſen. Ein ſolcher erfolgte eigentlich nie wieder, auch nicht als im Frühjahr **1668** die Verſöhnung Boineburgs mit dem Kurfürſten durch die Heirath zwiſchen dem Neffen des letztern, des Obermarſchalls Baron von Schönborn, mit der älteſten Tochter Boineburgs geſchloſſen und beſiegelt wurde. Boineburg lebte indeß ſeitdem abwechſelnd in Mainz, wo er ein eigenes Haus beſaß, und in Frankfurt. Dem Kurfürſten war, ſeit der junge Ludwig XIV

das Beiſpiel eines, dem Scheine nach, ganz unumſchränkten Selbſtherrſchers gegeben hatte, der ehemalige Poſten eines erſten Miniſters unbequem erſchienen; und er fürchtete Boineburg, ſeinen Einfluß und ſein geiſtiges Uebergewicht im Rathe. So lebte dieſer äußerlich als Privatmann, in Wahrheit aber in jener kritiſchen Epoche nach dem Aachener Frieden bis zum Kriege Ludwigs XIV gegen Holland, als der Rathgeber, als das Orakel der angeſehenſten Fürſten Deutſchlands. Zwiſchen ihm und dem Kurfürſten entſtand ſogar eine perſönliche Entfremdung, welche zuletzt in eine erklärte Kälte und Spannung überging. Daran war hauptſächlich ihre entgegengeſetzte Anſicht und Auffaſſung der öffentlichen Lage Deutſchlands und namentlich der Nachbarn Frankreichs Schuld: wozu die letzten Ereigniſſe hindrängten. Der Kurfürſt, von dem Weſtphäliſchen Frieden ab (zu welchem er ſo viel mit gewirkt) als ein entſchiedener Anhänger des fränzöſiſchen Kabinets bekannt, und als ſolcher Haupt der durch Mazarin zu Stande gebrachten Rheiniſchen Allianz, welche gegen Oeſterreich gerichtet war, hatte bei dem Einfall Ludwigs XIV in die ſpaniſchen Niederlande nicht ſobald den Wendepunkt der europäiſchen Angelegenheiten durchſchaut, als er eine ganz entgegengeſetzte Bahn einſchlug, und gegen Frankreich von nun ab ſich als Widerſacher bezeigte. An ſeinem eigenen Hofe bildeten ſich einander gegenüberſtehende Partheien. Der Baron von Boineburg war zwar in der Kataſtrophe, welche ihn geſtürzt hatte, als ein Opfer für das franzöſiſche Kabinet gefallen, da er ſich als Geſandter an dem Reichstage zu Regensburg den Kaiſerlichen hinzugeben geſchienen: nichts

deſto weniger war er es jetzt, welcher als Grundſatz aufſtellte, daß das deutſche Reich, und vorzüglich die Fürſten am Rhein, Ludwig XIV ſich zum Freunde erhalten müßten, um ihm jeden Vorwand, es zu überfallen, abzuſchneiden. Sein perſönlicher Einfluß wirkte in dieſer Beziehung auf andere Fürſten, namentlich auf des Kurfürſten Verbündeten, den Kurfürſten von Trier; und es konnte nicht fehlen, daß das franzöſiſche Kabinet, welches in dieſer Politik keine höheren Triebfedern als die des Eigennutzes oder des Ehrgeizes ſehen wollte, ihn in dem Maaße auszuzeichnen anfing, als die entgegengeſetzte Parthei ihn auszuſchließen bemüht war. Dies unterhielt die Kälte zwiſchen dem Kurfürſten und Boineburg.

Unter ſolchen Verhältniſſen geſchah es, daß Boineburg bald nach ſeiner Rückkehr an den Hof ſeine Unabhängigkeit zur Uebernahme einer außerordentlichen, nicht weniger Ruhm, als Vortheil darbietenden Miſſion benutzte. Der König Johann Caſimir von Polen, unter welchem dieſes Reich Verluſte nach Verluſten erlitten hatte, war freiwillig vom Throne geſtiegen; unter den Fürſten und Prinzen, welche den erledigten Platz einzunehmen ſich drängten, und von denen jeder eine Parthei zu ſeinen Gunſten hatte, erſchien als der am meiſten berechtigte und begünſtigte der katholiſche Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg; ihn unterſtützte vorzüglich der große Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem Scheine nach auch Frankreich und Oeſterreich, während im Geheimen jene Macht für ihren Kandidaten, den Prinzen von Condé, die letztere aber für den Prinzen Karl von Lothringen wirkte; vereinzelt ſtand als Mitbewerber der moskowitiſche Thronerbe neben

dieſen. Auf den Vorſchlag des Kurfürſten von Brandenburg wandte ſich der Pfalzgraf von Neuburg an den Baron von Boineburg und trug ihm, unter glänzenden Verſprechungen, die Geſandtſchaft an den polniſchen Reichstag an, welche dieſer, ungeachtet ſeine Freunde, unter ihnen Conring, ihm den ſchlimmſten Ausgang vorherſagten, ohne Furcht übernahm. Dies geſchah im Herbſte **1668**, der Reichstag der Polen war auf das Frühjahr des folgenden Jahres ausgeſchrieben; und der dazwiſchen liegende Winter war es, den Leibnitz mit Arbeiten für den Baron im Zwecke der bevorſtehenden Geſandtſchaft ausfüllte. Es ſollte auf die Gemüther durch eine gelehrte Staatsſchrift, unter dem verſtellten Namen eines polniſchen Edelmanns und Mitglieds des Reichstags, gewirkt werden, und im Frühjahr **1669**, vor der Eröffnung des Reichstags, erſchien zu Danzig die Schrift: Specimen demonstrationum politicarum pro Rege Polonorum eligendo, auctore Georgio Ulicovio Lithuano. Der Verfaſſer blieb durchaus unbekannt; der Pfalzgraf, für welchen Lithuanus in die Schranken getreten war, hat den verkappten Autor nie gekannt, und erſt viele Jahre ſpäter (**1708**) hat Leibnitz dieſem Hauſe, das unterdeſſen längſt zur Kurfürſten-Würde in der Pfalz gelangt war, als den Verfaſſer des Specimen demonstrationum ſich bei ſchicklicher Veranlaſſung entdeckt, und dabei angemerkt, daß er ſeinen Anſpruch als Verfaſſer durch die mit ſeinem Namen (Godefredus Vuilelmus Leibnitius) übereinſtimmenden Anfangs-Buchſtaben des angenommenen Namens hätte andeuten wollen. Ungewiß des Erfolges, ſcheint Leibnitz ſich mit dieſer Schrift wenigſtens ein Denkmal in der

Wiſſenſchaft haben ſetzen zu wollen. Sie iſt der erſte Verſuch, die Methode der mathematiſchen Demonſtration, welche man bis dahin wohl auf die Philoſophie und das Naturrecht (ſeit Spinoza und Hobbes) angewandt hatte, auf eine gegebene Frage aus der Politik und Diplomatie überzutragen; und ſo den Leſer zu dem Beifall und der Uebereinſtimmung gleichſam zu zwingen; eine Vorausſetzung, welche in der naiven Zuverſicht, wie ſie in der Vorrede ſich ausſpricht, das Alter des Verfaſſers — Leibnitz war damals zwei und zwanzig Jahr alt — verräth. Die Ausführung aber iſt bald nach dem Erſcheinen der Schrift von den damaligen Meiſtern der Staatswiſſenſchaft bewundert worden. Leibnitz ſprach in der Hauptſache mit dem Feuer der Ueberzeugung, nur da, wo er auf die Nationalität und die politiſchen Bedürfniſſe der Polen, ſo wie auf die Perſönlichkeit der Kandidaten Rückſicht nahm, vertrat er die Rolle eines ariſtokratiſchen und bigotten polniſchen Edelmanns. So wird man, was ſeine wahre Geſinnung und was nur diplomatiſche Verſtellung war, unterſcheiden können. Die eingeſchalteten Propoſitionen aus der Lehre vom Naturrecht enthalten in den Grundzügen ſchon die Theorie, welche Leibnitz ſpäterhin entwickelt hat. Endlich behandelte er hier ſchon Begriffe aus der Moral und Politik als Elemente einer Rechnung des Wahrſcheinlichen, und dies allein machte ihm ſelbſt im höhern Alter die Schrift werth. Er führte ſie 1697 in einem Briefe an Thomas Burnet als ein erſtes Beiſpiel dieſer Methode an. „Ich zeigte,“ ſchreibt er dort, „daß es eine Art von Mathematik in der Schätzung der Gründe giebt, und daß man ſie bald zu einander addiren, bald mit

einander multipliciren müſſe; was von den Logikern überſehen worden iſt.“ —

Es iſt bekannt, welchen unerwarteten Ausgang die Wahlverhandlungen, auf welche Leibnitz durch ſeine Schrift, und Boineburg durch ſein perſönliches Anſehen und ſeine nachdrucksvolle, uns erhaltene Rede einen faſt unfehlbaren Einfluß gehofft hatte, genommen haben: die Polen übergingen ſämmtliche Ausländer und wählten mitten unter den heftigſten Aufregungen aus ihrer Mitte einen Piaſten. Der Baron von Boineburg, ſo unglücklich er auch von Polen zurückkehrte, erkannte das von Leibnitz Geleiſtete nichts deſto weniger an, und legte ihm, obſchon ohne ihn zu nennen, in einem Briefe an den berühmten Staatsrechtslehrer in Straßburg, Johann Böcler, wovon dieſer **1670** in ſeiner Abhandlung De utilitate ex historiae universalis compositione capienda, einen Auszug mitgetheilt, die prägnante Bezeichnung eines: summus summarum rerum tractor et actor bei. Jede anderweitige Vergeltung aber blieb für den Verfaſſer aus.

An das engere Zuſammenleben von Leibnitz mit dem Baron von Boineburg knüpfen ſich jetzt einige ſeiner Arbeiten, welche zur Theologie und Philoſophie gehören, und theils vor, theils nach Boineburgs polniſcher Reiſe fallen, theils ſogar damit in Verbindung ſtehen. Der Baron gehörte zu jenen tieferen Naturen, welche aus der Religion eine Angelegenheit, die ernſteſte Angelegenheit des Lebens machen. Als Mitglied der lutheriſchen Kirche geboren, war er im Mannesalter zur römiſch-katholiſchen übergegangen. Faſt

wäre er dieſes Schrittes wegen mit ſeinem Freunde Hermann Conring für immer zerfallen; nur das ihm eigene weichere Weſen führte die Wiederverſöhnung herbei. Als ſich nun im Jahr **1660** ein falſches Gerücht von vorgeblichen Verhandlungen der ſeltſamſten und widerſprechendſten Art zwiſchen dem mainziſchen Kabinet und der römiſchen Kurie über die Vereinigung der lutheriſchen mit der katholiſchen Kirche verbreitet hatte, gab dies gerade Boineburg die Veranlaſſung, unter Beiſtimmung des Kurfürſten, an zweckmäßigere Mittel zu einer ſolchen Vereinigung zu denken. Der politiſche Gedanke der nähern Begründung der Einheit Deutſchlands gab dem Vorhaben eine feſtere Haltung. Das Kapitel von Mainz, wo die Grundſätze der gallikaniſchen Kirche vorherrſchten, und die theologiſche Facultät der Univerſität Helmſtädt, bekannt wegen des freiſinnigen, duldſamen Geiſtes, welchen Georg Calixtus dort begründet hatte, ſchienen vorzüglich zur Vermittelung der beiden einander gegenüberſtehenden Kirchen berufen. Man trat zuerſt in Unterhandlungen, nachher ließ man von jeder Seite öffentliche Schriften ausgehen. An der Spitze der katholiſchen Parthei ſtanden die Gebrüder, Peter und Adrian Walenburg, jener Suffragan in Köln, dieſer Suffragan in Mainz; der letztere, welcher der talentvollere war, überlebte den andern, welcher **1669** ſtarb. In ihren Streitſchriften gegen die Proteſtanten machten ſie ein vorübergehendes Aufſehen dadurch, daß ſie, Begriffe und Kategorien aus der Jurisprudenz in die Theologie übertragend, Unkundigen imponirten; von Charakter waren ſie ehrenwerth. Den Proteſtanten ſtellte ſich Hermann Conring zum Vorkämpfer.

Man war auf den Erfolg ihrer Disputationen im Publikum geſpannt; aber es war nicht eben der rechte Weg zur Annäherung; nach zehn Jahren, um die Zeit, als Leibnitz in Mainz ſich heimiſch gemacht hatte, war noch nichts entſchieden. Während ſo patriotiſch- und fromm-geſinnte Staatsmänner, Gelehrte, Geiſtliche den Bruch der Kirche zu heilen ſich bemühten, ward ihre Beſorgniß zugleich nach einer andern Seite in Anſpruch genommen, da ſowohl religiöſe Sekten, als philoſophiſche Schulen, jene die Glaubenslehre des Chriſtenthums, dieſe ſogar die Grundwahrheiten der natürlichen Religion zu untergraben drohten. Der Socinianismus fing an, in Deutſchland um ſich zu greifen, ſeit namentlich der tolerante, frei denkende Kurfürſt von der Pfalz, Karl Ludwig, welcher in ſeiner Reſidenz Mannheim den drei chriſtlichen Confeſſionen einen Tempel der Eintracht errichtet hatte, im Jahre 1663 den aus Polen vertriebenen Socinianern, an deren Spitze Wiſſowatius ſtand, auf einige Jahre eine Freiſtätte gewährt. Schriften, in denen die Lehren des Chriſtenthums mehr oder weniger offen und kühn angegriffen wurden, beſonders wenn ſie mit dem Reize des Geheimniſſes behaftet waren, wie das Heptaplomeres vom Bodin, wurden mit großer Begierde geleſen. Eine naturaliſtiſche, mechaniſche Weltanſicht war überdies bei Vielen die Wirkung der Schulen des Baco und Gaſſendi; und wenn wir den Klagen der Theologen aus dieſer Periode glauben, ſo nahm der Atheismus unter den höhern Ständen täglich zu. Doch mit dieſer furchtbaren Bezeichnung mag Vielen Unrecht geſchehen ſein. Genug, es wurde eifrig gegen Freigeiſterei angekämpft.

Boineburg ermunterte die Gelehrten durch ſeine Briefe dazu. Conring lag er beſonders an, des Grotius Buch de veritate religionis Christianae mit Vermehrungen herauszugeben. Mit Wiſſowatius gerieth er in lebhaften Verkehr, als dieſer ihm im Jahre 1665 einen Brief mit Einwendungen gegen die Trinität überſchickte. Er ſuchte ihn zur Kirche zurückzuführen, wie er daſſelbe bei verſchiedenen Proteſtanten nicht ohne Erfolg verſucht hatte. Es läßt ſich abnehmen, welche eigenthümliche und ſchwierige Stellung Leibnitz im Punkte der Religion und Kirche neben Boineburg, und in der Umgebung von Katholiken, einnahm; welche Feſtigkeit und doch auch welchen Takt er entwickelt haben wird, um, indem er ſeine Unabhängigkeit behauptete, zugleich mit Boineburg für die Reunion der Proteſtanten mit den Katholiken und dann gegen die gemeinſchaftlichen Feinde des Chriſtenthums und der Religion zu arbeiten; ſo daß Boineburg im dritten Jahre ihres gegenſeitigen Verhältniſſes ihn mit Achtung: in religione suae spontis, nennen durfte.

Als Philoſoph hat Leibnitz ſehr früh ſein Nachdenken auf die Beweiſe vom Daſein Gottes gerichtet. Ein ſolcher findet ſich bei ihm ſchon, erwähntermaßen, an der Spitze der Diſſertation De arte combinatoria von 1666: Demonstratio Existentiae Dei. Es liegt demſelben der Begriff Gottes als der unkörperlichen unendlichen bewegenden Subſtanz zu Grunde. Aber die rein abſtrakte Tendenz dieſes Verſuches blieb von aller Beziehung zur Religion überhaupt und zur Frömmigkeit fern. Zwei Jahre ſpäter aber theilte Leibnitz dem Baron von Boineburg einen Aufſatz

ähnlichen Inhalts zu Frankfurt mit, welcher in der Abſicht verfaßt war, das Daſein Gottes und die Unſterblichkeit der Seele gegen die Atheiſten und Materialiſten zu behaupten. Durch den Baron ging der Aufſatz durch mehrere Hände, bis er an Spener gelangte; dieſer theilte ſie dem Literator Gottlieb Spizelius mit, welcher ſich beeilte, die Schrift, obwohl deren Verfaſſer ihm unbekannt, und welche ſelbſt ohne Aufſchrift war, ſeiner Epistola ad Reiserum de eradicando atheismo, unter dem pathetiſchen Titel: Confessio Naturae contra Atheistas, bekannt zu machen. Spizelius gehörte unter die Gelehrten, welche Boineburg als ihren Mäcen verehrten. Leibnitz ward daher veranlaßt, ihm zu ſchreiben, und ſich ihm als Verfaſſer der Confessio Naturae zu nennen. Gleichzeitig bat er ſeinen frühern Lehrer Jacob Thomaſius um ſein Urtheil. „Doch (fügte er hinzu), nicht um ein Lob, ſondern um Prüfung bitte ich, weil es im Intereſſe der Religion liegt, daß ſie nicht oberflächlich vertheidigt werde.“ Dieſe praktiſch religiöſe Tendenz abgerechnet, war übrigens der Verfaſſer weder in die Natur der Bewegung, noch die des menſchlichen Geiſtes tief genug eingedrungen, daß die Schrift ihn ſelbſt nach kaum einem Jahre (was er Thomaſius geſteht) noch befriedigt hätte.

Verwandten Inhalts war eine kleine Denkſchrift, welche Leibnitz auf den Wunſch des Baron von Boineburg verfaßte, als dieſer ſich zu der Geſandſchaft nach Polen (1669) anſchickte. Sie führt die Ueberſchrift: Defensio Trinitatis per nova reperta logica, contra epistolam Ariani; und beſteht aus der Zueignung: Ad Baronem Boineburgium

Dedicatio; und der Responsio ad objectiones Wissowatii contra Trinitatem et Incarnationem Dei altissimi. In dem Streite, welchen der Baron mit dem gelehrten Socinianer ſeit längerer Zeit führte, und wobei jener auf den Conſenſus der Kirche ein großes Gewicht legte, hatte dieſer die Dialektik des Verſtandes gegen die Lehre der Kirche mit einer Schärfe entwickelt, welcher entgegen zu treten, Boineburg ſich nicht ſtark genug fühlte. Leibnitz nahm den Kampf auf; nicht, daß er neue ſpekulative Gründe für das Myſterium der Offenbarung beigebracht hätte, ſondern ſo, daß er ſich auf das Gebiet des Gegners begab, und Fehler in ſeiner Dialektik auf das ſcharfſinnigſte aufdeckte. Die Uebungen ſeiner erſten Jugend trugen ihm hier ihre Früchte. Ueber die Logik, namentlich über die Formen der Schlüſſe, insbeſondere des kategoriſchen, hatte Leibnitz bereits in der Schrift De arte combinatoria neue Unterſuchungen angeſtellt, und war ſo in einem rein logiſchen Kampfe ſeiner Ueberlegenheit gewiß. Dies hielt Leibnitz für die Bekämpfung der Socinianer und zur Beruhigung Zweifelnder auch ſpäterhin für ausreichend. Gegen die, welche im achtzehnten Jahrhundert, nach ſolchen Beſtrebungen, des Philoſophen Geſinnung und Charakter ſo gern verdächtigten, hat Leſſing ſeinen Aufſatz: Des Andreas Wiſſowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit, gerichtet, und den bis dahin ſehr zerrütteten Text nach einer Handſchrift wieder hergeſtellt. Auch der vorhin genannte Aufſatz: Confessio Naturae ward gleich beim erſten Abdruck ſehr verſtümmelt: Leibnitz beklagte es, verbeſſerte ihn aber nicht.

Nach ſeiner Rückkehr aus Polen veranlaßte der Baron von Boineburg Leibnitzen zunächſt zu einer Arbeit kritiſcher und hiſtoriſch-philoſophiſcher Art; nemlich zur Herausgabe eines Buches des Italiäners Marius Nizolius: **Anti-Barbarus seu de veris principiis et vera ratione philosophandi contra Pseudophilosophos**, welches zu Parma **1553**, alſo vor länger als hundert Jahren herausgekommen und dem Baron von Boineburg einer neuen Ausgabe werth erſchienen war. Ihm hat es auch Leibnitz zugeeignet und bei dieſer Gelegenheit ſeinem großen Gönner öffentlich den Tribut ſeiner Ehrfurcht und Dankbarkeit gezollt; (immer ohne ſich zu nennen). Es ſchien, als wenn er damit ſeinem Mäcen gewiſſermaßen auch die Verantwortung eines ſolchen Unternehmens habe übertragen wollen. In der That hatte des Nizolius Polemik gegen die ſcholaſtiſche Philoſophie, wobei es von ihm faſt allein auf die Sprache, die Schreibart in der Philoſophie, namentlich nach den eleganten und fließenden Darſtellungen eines Cicero, abgeſehen war (er hatte ſich durch ſeine Ciceroniſche Concordanz einen Namen erworben), für die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts wenig mehr als eine hiſtoriſche Bedeutung: nachdem Baco und ſeine Schule, nachher Carteſius und ſeine Schüler einen Geiſt hervorgerufen hatten, welcher in ſeiner friſchen Urſprünglichkeit den Stil nicht von außen annehmen konnte, ſondern ihn ſich ſelbſt, wenn auch ringend, erzeugen mußte; wozu der wichtige Umſtand kam, daß man in Italien, Frankreich und England mit Erfolg angefangen hatte, die Philoſophie und die ihr ver-

wandten Wiſſenſchaften in der Mutterſprache zu behandeln. In Deutſchland hatten die Schriften des Jacob Thomaſius einen reinern Geſchmack für philoſophiſche Darſtellung, nur noch nicht in der Mutterſprache, herbeiführen helfen. Dieſen, für die Cultur der Nation, nicht blos für die Schule, wichtigen und beziehungsreichen Punkt faßt Leibnitz bei dieſer Gelegenheit auf, indem er in der, dem Texte des Nizolius vorangeſchickten Abhandlung: Dissertatio de stilo philosophico Marii Nizolii, das Verhältniß der Form zum Inhalt in der Philoſophie, mit beſonderer Rückſicht auf die Deutſchen, ſeine Landsleute, behandelt. Er ſetzt Popularität und Klarheit als das letzte Ziel eines echten philoſophiſchen Schriftſtellers. Auf die Behandlung der Philoſophie in der Mutterſprache legte er großen Nachdruck; und ſtellte hier den für das Ausland paradox klingenden Satz auf, den er nachher oft wiederholt hat: daß die Deutſchen einen ganz beſondern Maaßſtab und Probirſtein für die Wahrheit beſäßen, und worin beſtehe er? in ihrer Mutterſprache. Es iſt wahr, daß Leibnitz das tiefere ſpekulative Bedürfniß damals nicht berückſichtigte, ſondern vielmehr nur an die ſinnliche reale Welt- und Natur-Auffaſſung, im Gegenſatze gegen die ganz inhaltsloſe Naturerklärung und Metaphyſik der Scholaſtiker dachte: denn in ſpäterer Zeit hat er eben ſo ſehr die Mangelhaftigkeit des Deutſchen für den Ausdruck des höhern Gemüths- und Geiſteslebens bedauert; freilich ſo, daß er dieſen Mangel der Vernachläſſigung der Gelehrten und Schriftſteller anrechnete, die Anlage aber zur Erreichung dieſes höchſten Zieles einer gebildeten Sprache ihr zuerkannte;

ſeine eignen, vereinzelt gebliebenen Verſuche beſtätigten es, und im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert hat unſere National-Literatur dem Auslande dafür Zeugniß abgelegt.

Dieſe, wie die übrigen philoſophiſchen und phyſikaliſchen Schriften aus jener Periode zeigen uns Leibnitz in dem Ringen nach einer ſelbſtſtändigen Spekulation, wobei er ſich eben ſo ſehr gegen die ſcholaſtiſche Schulphiloſophie, wie gegen die Phyſik und Kosmologie der Carteſianer in Oppoſition befand (ſchon in ſeinen Briefen von 1669 an Thomaſius tadelt er die Phyſik des Carteſius, während er in der Ethik ſeine Autorität beinahe der Plato's gleichſtellte); ohne aber einen fruchtbaren Begriff gefunden zu haben, der ihn eben ſo innerlich von jenem Schwanken, als äußerlich von der Autorität befreien konnte. Davon kommt die Nüchternheit her, welche in dieſen Schriften herrſcht, und ſie zu bloßen Durchgangspunkten für die Entwickelung des Philoſophen herabſetzt. Die Bemühungen, die peripathetiſche Philoſophie mit den neuern Entdeckungen zu verſöhnen, wovon Leibnitz ſeinen Lehrer Jacob Thomaſius in einer dem Buche des Nizolius beigegebenen Epiſtel unterhält, haben auch keine tiefere Bedeutung; das nemliche wird von einer kosmologiſchen Hypotheſe gelten, welche ihn im Jahre 1670 beſchäftigte, die er gleich in ſeinem Briefe an Thomaſius wie einen „phyſikaliſchen Traum" darlegte, und im nächſten Jahre als eine beſondere Abhandlung in zwei Theilen unter dem Titel: Hypothesis Physica nova: seu Theoria motus concreti, und Theoria motus abstracti zu Mainz herausgab. Daß Leibnitz der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu Lon-

von den erſten Theil, wie den zweiten der Königlichen Akademie in Paris zueignete, zeigt ſchon die Stellung an, welche er ſich in der Wiſſenſchaft zu geben gedachte. Die erſtere Geſellſchaft, deren Idee von Baco im voraus vorgezeichnet worden, die damals aber noch eine junge Stiftung war (die königliche Beſtätigung war **1660** erfolgt), arbeitete in einem, der phantaſtiſchen Naturbetrachtung der Carteſianer entgegentretenden nüchternen Sinne, mit Verſuchen und Beobachtungen; fiel aber in das entgegengeſetzte Aeußerſte; ſie häufte Thatſachen auf, welchen das Band der Wiſſenſchaft und Theorie durchaus fehlte; abgeſehen davon, daß ſie der Beziehung der Naturforſchung zu dem Ganzen menſchlicher Beſtrebungen fern blieb, und dadurch früh ſich Spott und Geringſchätzung, ſelbſt von der Bühne herab, zuzog. Dieſer ausſchließlich empiriſchen Richtung bot der deutſche Philoſoph in ſeiner Theorie der Bewegung eine Hypotheſe dar, welche in ihrer unbedingten Einfachheit und Gleichförmigkeit dasjenige leiſten ſollte, was die Carteſianer mit ihren Wirbeln, Zweigen, Haken und Kügelchen, vergebens erſtrebten. Alle Natur-Phänomene werden hier in ihren Gründen von einer einzigen univerſalen Bewegung abgeleitet, ſo wie in dem zweiten Theile die allgemeinen Gründe der Bewegung an ſich, ohne Rückſicht auf die beſtimmten Phänomen, erwogen werden. Das Princip dieſer Bewegung wird als ein feiner Aether vorgeſtellt, welcher, dem Lichte verwandt, oder vielmehr auch erſt dieſes konſtituirend, in der Richtung der Erdaxe in alle Poren der Körper dringt und unter verſchiedenen Bedingungen die Mannichfaltigkeit der

Erſcheinungen beſtändig hervorbringt, welche ſich entweder als Schwere oder als Elaſtizität darſtellen. Dies wird mit dem höchſten Scharfſinn und mit Benutzung der bis dahin bekannten Erfahrungen, vorzüglich der noch nicht lange erfundenen Luftpumpe (mit deren Erfinder, Otto von Guerike, Leibnitz damals durch dieſe neue Theorie ſich in brieflichen Verkehr ſetzte), durchgeführt. Bei keiner phyſikaliſchen Hypotheſe iſt vielleicht die Abſtraction weiter getrieben worden. Selbſt der Gegenſatz von Körper und Geiſt oder Bewegung und Denken, welcher hier noch, ganz carteſianiſch, durchgeht, taucht in dieſer Hypotheſe bis zur Indifferenz unter, in Wendungen, wie: omne corpus est mens momentanea, ein Satz, der dem Verfaſſer wirklich Anfechtungen wegen vermeintlichem Materialismus zuzog. Auch wird hier das unendlich Kleine und Theilbare ſchon Keim zu künftiger höchſt fruchtbarer Betrachtung, den aber Leibnitz, aus Mangel an höherer mathematiſcher Bildung, damals unbenutzt liegen laſſen mußte. Die Hypotheſe eines univerſellen Weltäthers hat übrigens Leibnitz nie ganz aufgegeben; ein Grund, daß er niemals die rein mathematiſche Auffaſſung der Weltbewegung Newtons zu der ſeinigen machen konnte. Bemerkenswerth bleibt immer, daß die Londoner Societät den ihr von einem unbekannten Ausländer gewidmeten Tractat, auf den Bericht eines ihrer berühmteſten Mitglieder, Wallis, ſehr günſtig aufnahm und durch ihren Sekretair Oldenburg dankend belobte. Oldenburg war mit dem Baron von Boineburg in Verbindung. Wahrſcheinlich hatte dieſer Leibnitzen auf den Gedanken gebracht, nach dieſer Richtung ſeinen

Namen bekannt zu machen. In Paris war Leibnitz mit ſeiner Schrift und ſeinem Namen durch den Bibliothekar des Königs, Carcavy, eingeführt, dem er durch den Geometer Ferrand empfohlen ward.

An dieſen Schriften iſt, wie geſagt, der Mangel eines wirklich ſpekulativen Inhalts und Intereſſes bemerkbar; und daran war die todte und abſtrakte Vorſtellung von der Natur, als einer gleich einem aufgezogenen Uhrwerk ſich abſpielenden Maſchine, ohne Kraft, ohne Lebens-Princip, wie ſie Leibnitz von den Schriftſtellern ſeiner Zeit ſich angeeignet hatte, Schuld; der Geiſt, die Gottheit, war nur außer der Natur gedacht, und ſo bot dieſe ſelbſt faſt kein geiſtiges Problem dar, an welchem ein ſpekulatives Intereſſe ſich entzünden konnte. Was in Leibnitz jedoch ein ſolches erweckt hat, und zwar, was man nicht erwarten ſollte, gar nicht lange nach der Herausgabe ſeiner phyſikaliſchen Hypotheſe, war ein für ihn, als Chriſten und Lutheraner, eben ſo objektives und reales Gebiet, als die Natur: dies war das Gebiet der Offenbarung. Leibnitz beſchäftigte ſich, während ſeines Umgangs mit dem Baron von Boineburg, und angeregt von dieſem, lange Zeit mit dem Probleme von der Möglichkeit der Gegenwart Chriſti im Abendmahle; dies war der Weg, auf welchem er über den Stand der herrſchenden Natur-Anſicht hinausgetrieben werden ſollte. Die Carteſiſche Lehre, daß mit Figur, Ausdehnung und Bewegung das Weſen des Körpers, als ſolchen, gegeben ſei, ſchien nicht nur das katholiſche Dogma der Transſubſtantiation, ſondern auch die lutheriſche Beſtimmung der reellen Gegenwart Chriſti in der

Euchariſtie, als ein ſich ſelbſt Widerſprechendes umzuſtoßen. In Frankreich waren die Janſeniſten und beſonders die Mitglieder von Port-Royal, unter ihnen einer der hervorragendſten Geiſter der Zeit, Anton Arnaud, Anhänger der neuern mechaniſchen Schule. Ihren eignen Glaubensverwandten, den Katholiken, und beſonders den Jeſuiten, verdächtig, als wären ſie auf halbem Wege zum Proteſtantismus, was ſie durch die Lehre von der Gnade in der That waren, klammerten ſie ſich nur um ſo feſter an das Dogma der Transſubſtantiation, doch ohne die Philoſophie mit dem Glauben zu verſöhnen. Mit dem Blicke des Genies, welcher das wahre Bedürfniß der Gegenwart ergreift, faßte Leibnitz gerade dieſes Problem ins Auge: und dies führte ihn durch eine kühne Conception ſiegreich über die frühere Beſchränktheit. Indem er ſich fragt: beſteht auch das Weſen des Körpers in der bloßen Ausdehnung? — entdeckt er, daß der Körper etwas Höheres vorausſetze, welches von der Ausdehnung unabhängig ſei, und dies ſei die Subſtanz. In dem Begriffe der Subſtanz, den er aus der älteren Metaphyſik wieder aufnimmt, ohne deshalb die neuere Schule zu verlaſſen, findet er das vermittelnde Moment, um ein Geiſtiges in und mit dem Körperlichen zu denken. Aber indem er dieſes auf die Frage von der Möglichkeit der reellen Gegenwart übertrug, glaubte er zu entdecken, daß in dieſen lutheriſchen Begriff, philoſophiſch erklärt, die Lehre von der Transſubſtantiation als identiſch aufgehe: glaubte er zu gleicher Zeit die Brücke gefunden zu haben, welche den ſchroffen Abgrund der beiden Religionspartheien verbinden müßte. Noch in

demſelben Jahre, im Herbſte **1671**, knüpfte Leibnitz, durch Aufmunterung und mit Vermittelung des Baron von Boineburg, einen Briefwechſel mit Arnaud nach Paris an, deſſen Bruchſtücke uns einen Blick in jene Entwickelung des Philoſophen werfen laſſen. Leibnitz hat in ſpätern Jahren, und auf der Höhe ſeines Lebens, dieſen Beweis, ja ſogar den Glauben, einen ſolchen zu finden, wieder aufgegeben; doch an dem Begriffe der Subſtanz, als eines letzten unkörperlichen Princips der Maſſe, und von ihr unterſchieden, hielt er feſt, und dieſer führte ihn zuletzt zu dem Syſteme, welches ihm als eigenthümliches in der Geſchichte der Philoſophie zugeſprochen wird. Auch in praktiſcher Hinſicht nahm er in ſeinen Meditationen damals ſchon jenen vermittelnden Standpunkt ein, welcher ihm die Vereinigung der lutheriſchen mit der katholiſchen Kirche immer wünſchenswerth, und nie ganz unmöglich erſcheinen ließ; dabei zeigte er doch die perſönliche Selbſtſtändigkeit in dem Feſthalten an ſeine Kirche, welche ſich ihm erſt recht durch den Kampf mit ihren Gegnern bewährte. Gleichwohl erfuhr er von ſeinen Verwandten in der Vaterſtadt die ſeltſamſten Beurtheilungen. Dieſe hatten ihn in Verdacht als einen Abtrünnigen an der Religion ſeiner Väter, und an ſeinem Vaterlande. In erſter Beziehung hatte ſich in Leipzig das Gerücht verbreitet, er wäre calviniſch geworden. Seine eigne Schweſter machte ihm in einem Schreiben vom **10.** Januar **1672** die dringendſten, zärtlichſten Vorſtellungen, beſonders da die ſonderbare Nachricht an ſie gelangt war, ihr Bruder habe am Hofe Feinde wegen der Gunſt, welche der Kurfürſt ihm zuwendete, und

dieſe gingen darauf aus, ihn durch Gift aus dem Wege zu räumen. Man kann ſich bei dieſem Schreiben kaum der Rührung erwehren.

Es iſt für die Entwickelungsgeſchichte Leibnitzens, wie für den Geiſt der Zeit bezeichnend, daß er um die Zeit, als er in den Briefen an den franzöſiſchen Theologen die Keime zu einer neuen Spekulation niederlegte, dem tiefſten ſpekulativen Kopfe, welcher damals unter den Lebenden war, Benedikt Spinoza, nichts weiter, als eine kurze Denkſchrift über die Vervollkommnung der Linſen: Notitia opticae promotae, mitzutheilen, und ſein Urtheil darüber als eines geſchickten und gelehrten Opticus ſich zu erbitten hatte. Leibnitz dachte ſich eine neue Gattung Linſen, durch welche man die wahren Entfernungen und Größen der Gegenſtände aus Einem Standpunkte meſſen könnte, und wollte dieſe: Pandoche genannt wiſſen. Spinoza antwortete dem ihm unbekannten jungen Gelehrten mit der ihm eignen Urbanität und Zuvorkommenheit; bekannte aber, daß er ſeine Beſchreibung nicht ganz deutlich fände. Der Briefwechſel brach damit ab. Auf Leibnitzens Verhältniß zu Spinoza werden wir zurückkommen. Es muß hier auch ein anderer tiefer Geiſt jenes Jahrhunderts genannt werden, an welchen Leibnitz von Mainz aus, als Einlage bei Oldenburg, einen Brief voll ehrerbietiger Huldigung, aber auch freimüthiger Kritik richtete: dies war der Engländer Thomas Hobbes. Aus Paris hat Leibnitz ſpäter einen zweiten Brief an Hobbes ergehen laſſen: aber niemals ſcheint er eine Antwort erhalten zu haben. Zu jener Zeit fand es der junge Gelehrte, der von feſtem Triebe

nach Erkenntniß und Ruhm erfüllt war, nicht hinreichend, Schriften herauszugeben: bei der Unvollkommenheit und dem Mangel kritiſcher Inſtitute, welche heute ſelbſt für einen gemachten Ruf, damit er nicht erkalte oder einſchwinde, unentbehrlich ſcheinen, bot ſich der Briefwechſel als das unmittelbarſte, lebendige Umſatz-Mittel der Ideen und der Gelehrſamkeit unter den Eingeweihten, ſo wie als Weg, bekannt zu werden, dar: ſo haben wir denn auch von früh an die Fülle der Entfaltung von Leibnitz's Genie in allen Wiſſenſchaften, weniger in den ſpärlich, und wie gelegentlich ins Publikum geworfenen Druckſchriften, als in den Briefen an die Gelehrten in Deutſchland und im Auslande zu ſuchen, von denen vielleicht die größere Hälfte verloren gegangen, wenigſtens unbekannt geblieben iſt. In Verhältniß zu ſeinem ſpätern, die Welt erfüllenden Ruhm, war auch Leibnitz damals noch ſo gut als unbekannt: dagegen von denjenigen, welche nähere oder entferntere Zeugen ſeiner ſich nirgends begränzenden Thätigkeit waren, gleich einem Wunder angeſtaunt. So ſchrieb der Geſchäftsträger des Kurfürſten von Mainz in Paris, Herr du Fresne, als ihm Boineburg die Schreiben Leibnitzens an Arnaud zur Beſtellung überſchickt hatte, ganz begeiſtert von dieſem wunderbaren Sachſen: de ce merveilleux Saxon; und fügte hinzu: c'est un prodige d'esprit à étonner les autres! —

Der Schauplatz, auf welchem Leibnitz lebte, die nahe perſönliche Berührung, welche er mit dem Baron von Boineburg und deſſen Kreiſe hatte, hätte ihn ſchon nicht gleichgültig und kalt gegen die, den Horizont Deutſchlands

verdunkelnden Wolken, gegen die von Frankreich ſchwer drohende Gefahr laſſen können, auch wenn ſein Herz die begeiſternden Ideen von Freiheit und Ruhm des deutſchen Vaterlandes weniger tief und feurig umfaßt hatte. Wie ſehr wurde erſt ſein ganzer Sinn nach jener Region des Staaten- und Völkerlebens hingezogen, da ihm ſo mächtig an-, ja aufregender Antrieb von außen kam. Es war der, vorhin in allgemeinen Zügen angedeutete, verhängnißvolle Wendepunkt der franzöſiſchen und europäiſchen Geſchichte vor dem Jahre 1672. Ein beinahe fünf und zwanzigjähriger Zeitraum des Friedens hatte Deutſchland die ihm durch den dreißigjährigen Krieg geſchlagenen tiefen Wunden kaum vergeſſen machen; Leibnitz war in dieſem Zeitraume groß geworden (er war zwei Jahre alt, als der weſtphäliſche Friede geſchloſſen wurde), der Friede und ſeine Segnungen für das Erſtarken Deutſchlands war mit ſeinem Bewußtſein verwachſen. Er lebte an dem Hofe und in dem Dienſte desjenigen Fürſten, welcher nicht allein zur Abſchließung jenes berühmten Friedens weſentlich beigetragen hatte, ſondern auch die Erhaltung dieſes Friedens als die Aufgabe ſeiner Regierung betrachtete, ſie auch durch einen langen Zeitraum mit Erfolg gelöſt hatte. Dieſes mühevolle Werk drohte mit einemmale durch den übertretenden Ehrgeiz des mächtigen Ludwig XIV umzuſtürzen. Daß der Kurfürſt ſeit dem Einfall Ludwigs XIV in die Niederlande, und dem daran ſich knüpfenden Aachener Frieden, gleich der dieſem Frieden zu Grunde gelegten Tripel-Allianz zwiſchen der Republik Holland, England und Schweden, ſich offen als Gegner Frankreichs bewies, der Baron von Boineburg aber,

aus tieferer Einſicht, das gute Vernehmen mit dem mächtigen und doppelt gefährlichen Nachbarn jenſeits des Rheins, um ſo nothwendiger erklärte, um ſo nachdrücklicher darauf drang, davon iſt bereits Erwähnung gethan. Daß nun Leibnitz bei dieſem die Gemüther theilenden Streite ganz in die Anſichten Boineburgs und deſſen Oppoſition einging, auch dieſem ſeine Mitwirkung ſchenkte, und deſſen Ideen vertrat und vertheidigte: dies ward Veranlaſſung zu Entwürfen und Handlungen, denen nur der Erfolg gemangelt hat, um für ſich allein dem Urheber in der vaterländiſchen, ja in der Geſchichte von Europa, einen Namen zu ſichern.

Im Monat Juli 1670 hatte der Kurfürſt von Mainz mit dem Kurfürſten von Trier, ſeinem Bundesgenoſſen und Freunde, eine perſönliche Zuſammenkunft in dem benachbarten Bade Schwalbach. Der Baron von Boineburg fand ſich dabei ein und Leibnitz begleitete ihn. Der Zweck dieſer Zuſammenkunft ging dahin, bei dem kritiſchen Zuſtande der Angelegenheiten der Fürſten am Rhein, feſtere Maaßregeln zu treffen. Die nächſten Veranlaſſungen dazu gaben die dringenden Forderungen des unruhigen Herzogs von Lothringen, welcher ſchon einmal durch die Franzoſen aus ſeinen Landen vertrieben worden war, und dem das gleiche Schickſal durch Ludwig XIV drohte, den er zu reizen nicht aufhörte. Er war in dem Bunde, welcher zwiſchen Mainz und Trier, unter dem Namen des Limburgiſchen geſchloſſen worden war, der dritte; und er verlangte von ſeinen Verbündeten, zur Garantie ſeines Landes, den gemeinſamen Anſchluß an die Tripelallianz. Der Kurfürſt von Trier, welcher ſonſt gern dem Kurfürſten

von Mainz folgte, ließ es jedoch in dieſem wichtigen Punkte von der Entſcheidung Boineburgs abhängen. In Gegenwart und unter dem Einfluſſe dieſes Staatsmannes verfaßte Leibnitz zu Schwalbach (wie es ſcheint, nachdem die beiden Fürſten ſchon auseinander gegangen waren) binnen drei Tagen, vom ſechſten bis zum achten Auguſt **1670**, die deutſche Denkſchrift: „Bedenken, welchergeſtalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umſtänden nach auf feſten Fuß zu ſtellen.“ Ganz im Geiſte der Politik Boineburgs verwirft auch Leibnitz hier die Tripelallianz „als ein zerbrechlich Rohr“; und empfiehlt das beſte Verſtändniß mit Frankreich. „Frankreich zum Feind haben, heißt es daſelbſt, iſt ſonderlich den am Rheinſtrom gelegenen Fürſten höchſt gefährlich; dagegen iſt gewiß, und ein bewährter Staats-Streich, daß Frankreich nicht beſſer zurückzuhalten, als wenn diejenigen mit ihm Freundſchaft halten, die ihm am nächſten ſein. In die Tripelallianz treten, iſt bei Frankreich ſo viel, als ſich Feind erklären.“ Die andere Seite dieſer Berathung iſt nun, des Verfaſſers eigne Worte zu gebrauchen: „die Bildung einer Particular-Union oder Allianz gewiſſer conſiderablen, der Gefahr nächſten, des Reichs ſich für Andere annehmender Stände.“ Sie ſollte gegen Frankreich gerichtet ſein, ohne jedoch den Schein davon zu haben; ja Frankreich ſelbſt müßte ſie billigen, und deſſen Anhänger und Freunde im Reiche in die „teutſch-geſinnte“ Allianz gelockt werden. „Dem Kaiſer aber müßte die Sache, wie ſie an ſich ſelber iſt, vorgeſtellt, und repräſentirt werden: daß die franzöſiſche

Gefahr je mehr und mehr auf den Hals dringe, und näher komme, dagegen ſei man in keiner Verfaſſung, und man müßte endlich mit dem Kaiſer und anderen Ständen über die Art berathſchlagen, das Bündniß zu Stande zu bringen, eines Jeden Erinnerungen beachten, und dann eine den Meiſten gefallende Harmonie herausbringen." Damit begnügt ſich der Verfaſſer nicht, ſondern ſucht ſelbſt einen Abriß des Werkes unmaßgeblich darzugeben. Folgendes ſind davon die Grundzüge. Mit Ausſchluß fremder Mächte, ſolle jedem Reichsſtande offen ſein, in dieſes Bündniß zu treten, auch Sitz und Stimme darin zu erlangen: Städte ſo gut, als Fürſten, tripliſch- oder gegentripliſch Geſinnte — ohne Unterſchied der Religion! Jeder habe 1000 Mann (600 zu Fuß und 400 Reiter) zu unterhalten. Der Zweck der Allianz ſei nichts anderes, als „blat und blos die Garantie des Weſtphäliſchen Friedens. Was aus dieſen Principien fließe, was zur Wohlfahrt des Reichs nöthig ſei, dies alles gehöre zum Zweck der Allianz. Nur müſſe man ſich hüthen, als wolle man rempublicam in republica, imperium in imperio zu ſtiften ſcheinen." Deshalb ſei für den Anfang ein ſtets währendes Conſilium zu vermeiden. An der Spitze ſtehe ein Directorium, deren Mitglieder wechſeln, außer dem Abgeordneten des Kurfürſten von Mainz, „dem ja die Reichs-Canzlei, und alſo auch die zu Securität des Reichs angeſehene Allianz-Canzlei zu führen gebühre." Der Kaiſer werde nicht als ſolcher, ſondern lieber nur durch ſeine Erblande, Oeſterreich und Böhmen, darin vertreten ſein. Eine Allianz von dieſer Beſchaffenheit ſei mächtig genug, mit der Zeit das Reich in völlige Securität

zu ſtellen, und deſſen meiſte Mängel abzuhelfen. — Stehe die Allianz, und habe ſie zwanzigtauſend Mann auf den Beinen, ſo werden ſie „die Herren Triplanten ſelbſt ſuchen.“ Alsdann auch werden viel andere, zur Wohlfahrt des Reichs und gemeiner Ruhe nöthige Dinge gehoben, die Streitigkeiten der Stände gelegt, das Juſtitien=Werk, unordentliche, ungewiſſe Rechte und langweilige Prozeß=Ordnungen verbeſſert, zur Einrichtung der Commerzien und der Polizei nachdrückliche Entſchlüſſe gefaßt, ja mit der Zeit zu Provinzial= oder gar, mit Geſtattung des römiſchen Stuhls, zu National=Synoden und ungezwungener Convention oder Moderation, Duldung in Religionsſachen, gelangt werden.“ — Die Begeiſterung für den Ruhm des deutſchen Vaterlandes giebt dem Verfaſſer zum Schluſſe einen höheren Schwung. Hier heißt es: „Gewißlich, wer ſein Gemüth etwas höher ſchwinget, und gleichſam mit Einem Blick den Zuſtand von Europa durchgehet, wird mir Beifall geben, daß dieſe Allianz eines von den nützlichſten Vorhaben ſei, ſo jemals zum allgemeinen Beſten der Chriſtenheit im Werk geweſen. Das Reich iſt das Hauptglied, Teutſchland iſt das Mittel von Europa. Teutſchland iſt vor dieſen, allen ſeinen Nachbarn ein Schrecken geweſen; jetzo ſind durch ſeine Uneinigkeit Frankreich und Spanien formidabel geworden, Holland und Schweden gewachſen. Teutſchland iſt der Eris=Apfel, wie anfangs Griechenland, hernach Italien. Teutſchland iſt der Ball, den einander zugeworfen, die um die Monarchie (Univerſal=Monarchie) geſpielt, Teutſchland iſt der Kampfplatz, darauf man um die Meiſterſchaft von Europa gefochten. Kürzlich, Teutſchland wird nicht aufhören, ſeines

und fremden Blutvergießens Materie zu ſein, bis es aufgewacht, ſich geſammelt, ſich vereinigt — und allen Freiern die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeſchnitten." An den Gedanken von Deutſchlands Einheit und achtunggebietende Macht knüpfte vielleicht ein heutiger Staatsmann und Menſchenfreund die Idee eines allgemeinen Weltfriedens; aber zur damaligen Zeit hatte ſich der geſchichtliche Geſichtskreis noch nicht ſo ſehr erweitert; dem Begriffe der Chriſtenheit und des Chriſtenthums klebte noch zu ſehr das mittelaltrige Merkmal des Partikularismus an; der Krieg gegen die „Barbaren und Ungläubigen" galt als unbedingtes Recht, ja, gegen das auf das Herz des chriſtlichen Europa noch immer andringende Osmanen-Reich in Europa war der Kampf ſo gut eine Pflicht, als ein Recht. So zeigt ſich denn Leibnitzens Genie hier in dem Entwurfe eines allgemeinen chriſtlichen Kreuzzuges gegen die Barbaren und Ungläubigen, in Europa und den übrigen Welttheilen; kehrt aber zum Schluß zu Deutſchland wieder zurück, deſſen innere Zerfallenheit ihm das Herz bluten macht. „Was iſt untadeliger, ruft er aus, als ausländiſcher Händel ſich entſchlagen, und nur vor uns vigiliren wollen? was iſt edler, höher und Gott angenehmer, als dieſen letzten Dienſt, dieſe ſo gewünſchte Herzſtärkung ſeinem in Agonie liegenden Vaterlande widerfahren zu laſſen? — Ich habe ohne Paſſion geſchrieben, wünſche ohne Paſſion geleſen zu werden, und Gemüther zu finden, ſo endlich aufwachen, in ſich gehen, und erkennen, daß alsdann jedem inſonderheit wohl ſey, wenns insgemein wohlgehet, daß gemeine Ruhe nicht ohne Einigkeit, Einigkeit anjetzo nicht ohne Allianz,

Allianz, ſo durch Gegen-Allianz nicht unterbrochen, ohne Impartialität und jedermann gefälligen Zweck, nicht zu Wege zu bringen, da ſie aber zu Wege gebracht, mit Gottes Hülfe auch vermittelſt aufs äußerſte differirender Gemüther zu einem heilſamen Zweck und Ziel zu bringen ſei. Iſt dieſes nicht zu faſſen, oder wenn mans faſſet, aller Gründe ungeachtet, nicht zu erhalten, quando adeo fatis urgemur iniquis, ſo bekenne ich, daß ich an Verbeſſerung unſers Elends und Aufrechthaltung unſers übern Hals ſchwebenden, herannahenden, keine Säumung leidenden Unglücks verzweifle, und die gerechte Sache des uns ſtrafenden Gottes für Augen ſehe..."

Dieſe warnend hingeſtellte Ahnung erlebte ſchnelle Erfüllung. Gereizt durch die Umtriebe des Herzogs von Lothringen, Frankreich Gegner zu erwecken, vorzüglich durch das Gerücht eines Vorhabens der Mitglieder des Limburger Bündniſſes, ein Heer von 20000 Mann zwiſchen dem Rhein und der Maaß, unter des Herzogs Oberbefehl, mit Zuſtimmung und Mitwirkung des Kaiſers, zu ſammeln, ließ Ludwig XIV den 25. Auguſt Lothringen überfallen: der Herzog rettete ſich durch die Flucht, und 20,000 Franzoſen beſetzten das Land und die benachbarten Bisthümer für die Winterquartiere. Dieſe gewaltſame Handlung erregte in Deutſchland den Verdacht und die Beſorgniß, daß es nur der Anfang einer allgemeinen Invaſion bedeutete; darauf bezogen Viele auch die großen Rüſtungen, welche auf einen Feldzug im nächſten Frühjahr ſchließen ließen. Daß dieſe Rüſtungen der Republik Holland gegolten, welcher Ludwig XIV ſowohl aus Staatsgründen, als aus Rache den Untergang geſchworen hatte, ſo

wie daß der Feldzug wirklich im Jahre **1671** ausbrechen ſollte, und nur in Folge der Unterhandlungen mit dem Könige von England hinausgeſchoben wurde, hat ſich nachher erwieſen. Daß man aber ſogar in Mainz über die wahre Rüſtung und das Ziel der franzöſiſchen Rüſtungen im Ungewiſſen war, rührte daher, daß der Kurfürſt von Mainz wegen ſeiner umgewandelten Politik von Ludwig XIV in allen Geſchäften übergangen wurde, er, ohne deſſen Rath früher der junge Monarch keine Entſchließungen gefaßt hatte; ſo kam es, daß die eifrigen und glücklichen Unterhandlungen zur Auflöſung der Tripelallianz und zu einem Bündniß mit England gegen Holland, dem Mainziſchen Kabinet ein Geheimniß blieben.

In dieſer Stimmung und unter ſolchen Einflüſſen brachte Leibnitz im November deſſelben Jahres **1671** zu Mainz eine Fortſetzung oder den zweiten Theil ſeines Bedenkens zu Papier. Mit außerordentlichem Scharfſinn thut er hier dar, daß und warum die franzöſiſchen Rüſtungen zum nächſten Feldzuge (den er freilich mit der allgemeinen Annahme ſchon ins andere Jahr **1671** ſetzt) keineswegeſ ſchon das deutſche Reich, und überhaupt kein anderes Land, als nur die Republik Holland treffen werde. Er verwebt das lebendigſte Gemählde des damaligen Zuſtandes der ſich einander feindlich betrachtenden Länder, Frankreichs und Holland, hinein, und macht es pſychologiſch, wie hiſtoriſch greiflich, daß Ludwig XIV, ſein Uebergewicht gegen die übrigen Staaten Europa's klar erkennend, nicht zwar eine Univerſalmonarchie im Sinne eines Carolus Magnus oder Alexander, wohl aber die Hegemonie, oder, wie Leibnitz es nennt, das arbitrium rerum, in Europa erſtrebe.

Hieran knüpft er, als eine vorbeugende, rettende Combination, den kühnen Plan einer Coalition der Seemächte Englands und Hollands gegen Frankreich, dem ſie zuvorkommen müßten. Daß Englands König, gegen die natürliche Politik ſeines Landes und Volkes, ſich mit Frankreich zum Untergange Hollands verbinden könnte, lag vielleicht außer der Berechnung eines unbefangenen, und von den geheimen Kabalen der Diplomatie nicht hinlänglich unterrichteten Staatsmanns. Leibnitz hielt Holland allein für fähig und mächtig, Frankreich in Schach zu halten, wenn es von Seiten Englands auch nur des „Stillſitzens" verſichert wäre. Dann ſollte es plötzlich brechen, einen Seeplatz überrumpeln, und den Krieg in das Innere des Landes tragen; auf daß „Frankreich wie eine Schnecke ihre Hörner einziehen, und in ihr Haus kriechen müßte. Dann werde ganz Europa, als wenn ihm eine Laſt vom Halſe, reſpiriren, für allen aber das Reich Zeit haben, ſeine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen." Daran knüpft denn Leibnitz die Nothwendigkeit, die zu Schwalbach in Vorſchlag gebrachte Allianz in Ausführung zu bringen, und ſpricht bereits von der Pflicht, die Deutſchland habe, ſeine Sitten, ſeine Sprache, ſeinen Geiſt in Zukunft eben ſo rein vor franzöſiſchen Einflüſſen zu bewahren, als die franzöſiſchen Soldaten von den deutſchen Grenzen abzuhalten. „Man darf nicht ſagen, es ſei unnöthig, ruft er voll Eifer aus: nein, nein! die Erfahrung hat etlichemale gewieſen, daß nichts als Ernſt und Nachdruck erfordert werde, auch die eingewurzelſten Uebel abzuſchaffen . . . Es liegt nur am Wollen, doch nicht Eines, auch nicht Aller, ſondern Vieler,

welchen anheim zu geben, ob ſie lieber einander nachgeben, und zuſammentreten, oder mit getheilten Entwürfen alle einzeln draufgehn, und ſich ihres Eigenſinns, oder eingebildeten Nutzens, oder verderblicher Zögerung, oder eines unnöthigen albernen Luxus willen — mit ewiger Schande und Verfluchung der Poſterität aufopfern wolle." —

Der kühne und großartige Vorſchlag einer Coalition gegen Frankreich kam unter der damaligen Conſtellation zu früh: die Idee einer Defenſiv-Allianz aber, dem Titel nach, zur Garantie des weſtphäliſchen Friedens, unter dem Directorium von Kur-Mainz, kam, wie die vorhandenen diplomatiſchen Urkunden lehren, in dem folgenden Jahre **1671** zwiſchen dem Kaiſer, Kur-Mainz, Kur-Trier, Kur-Sachſen und dem Biſchof von Münſter auf dem Schloſſe Marienburg bei Würzburg, der Reſidenz des Kurfürſten von Mainz, wirklich zu Stande; denen am **10.** Januar **1672** der Markgraf Chriſtian Ernſt von Brandenburg-Baireuth beitrat. Dieſe Allianz, welche allen deutſchen Fürſten und Ständen, ohne Unterſchied der Religion, offen gehalten ward, war zunächſt auf zehn Jahre geſchloſſen: daß ſie aber mit eben ſo wenig Erfolg und Wirkſamkeit vorüberging, als ähnliche Partikular-Bündniſſe aus jener Epoche, lag an den allgemeinen Verhältniſſen des deutſchen Reichs im Innern, wie nach Außen, und beſonders zu Frankreich.

Im Sommer des Jahres **1671** machte Leibnitz eine Reiſe nach Straßburg, allem Anſehen nach in Geſchäften des Baron von Boineburg, welcher ſeinen Sohn Philipp Wilhelm daſelbſt unter Böcler ſtudiren ließ. Mit dieſem berühmten Staats-

gelehrten hatte er hier Unterredungen, deren er ſich noch im ſpätern Leben gern erinnerte. Sie betrafen unter andern das Leben des Philoſophen Carteſius, mit welchem Böcler an dem Hofe der Königin Chriſtine eine Zeit lang zuſammen gelebt hatte. Im Anfange des September trat er auf einem, zu ſeinem Gebrauche gemietheten, Kahne die Rückreiſe nach Mainz auf dem Rheine an, und hatte auf dem Schiffe ein merkwürdiges Geſpräch über Religion, worüber die Schiffsgeſellſchaft ihn zum Schiedsrichter erwählt hatte. Auf einem zwei Jahre ſpätern Blatte mit der Ueberſchrift: **Dialogus de religione rustici**, aufgeſetzt zu Paris, einem Fragmente, ſchildert Leibnitz in poetiſcher Rede den wehmüthigen Eindruck, welchen die Erinnerung an den Anblick der Rheinufer, im Vorgefühle des bevorſtehenden Krieges, in ſeiner Seele hervorrief. „Zwei Jahre und zwei Monate ſind es, ſo beginnt dieſer Aufſatz, daß ich bei günſtigem Winde von Straßburg nach Mainz herunterzufahren beſchloſſen hatte. Denn damals war jener Fluß, mit ſeinen ruhigen Ufern zu beiden Seiten, und dem Herbſte den glücklichen Weingott zeigend, für den durch die lange Reiſe Ermüdeten einladend, die anmuthigſte Fahrt zu unternehmen. Man hätte geglaubt, in der über den Erdkreis ausgegoſſenen Ruhe würden die Hügel ſelbſt vor Freude aufſpringen, während ringsum die Nymphen des Schwarzwalds den Reigen führten, in keckem Tanze vor übermüthiger Freude. Aber gleichwie oft der Thiere Ausgelaſſenheit eine Aenderung in der Luft anzeigt, und die freien Spiele der Delphine als Vorzeichen des Sturmes gelten, ſo ſchien Deutſchland damals des bald einzubüßenden Friedens zu übermüthig genießen zu

wollen: und der Rhein, der König der Flüſſe, freute ſich, als wäre er der Verhängniſſe kundig geweſen, der nicht lange mehr währenden Freiheit. Denn jetzt, bald von gewaltigen Heeren eingezäumt, bald durch eine Furth beſudelt, bald mit Flotten bedeckt, bald unter das Joch der Brücken geſchickt, denkt der Unglückliche nur mit Seufzen der verlorenen Glückſeligkeit. Doch ich will von dieſen unangenehmen Vorſtellungen meinen Geiſt abwenden." — Es war der trübe Wiederſchein ſeines Gemüthes, in welchem die Umgebung ſich hier ſpiegelte; er ſelbſt war in jenem Augenblicke der Rheinfahrt noch voll Hoffnung, daß der Sturm, welcher dem Vaterlande drohte, nach einer andern Seite abgewendet werden könnte: und ſeinen jugendlichen Geiſt ſchwellte der Gedanke, daß er ſelbſt eine neue große Epoche herbeizuführen vermöchte, gelänge es, Ludwig XIV und ſeine Miniſter für einen Plan zu gewinnen, den er ein ganzes Jahr mit ſich herumgetragen, und den anzubringen, er nur auf einen günſtigen Augenblick zu warten ſchien. Ein ſolcher traf bei ſeiner Rückkehr in Mainz ein, als die Nachricht von dem Tode des bisherigen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Hugo von Lionne, an eine Wendung in den Entſchlüſſen des Königs auf eine kurze Zeit glauben ließ.

Leibnitz war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Friede innerhalb der Chriſtenheit nicht beſſer vermittelt werden könnte, als wenn Ludwig XIV mit ſeinem ruhm- und eroberungsſüchtigen Sinne nach Aegypten gelenkt würde. Dieſer Gedanke war nicht durchaus neu, alſo an ſich Leibnitzen nicht eigenthümlich; ſchon im erſten Viertheil des vierzehnten Jahr-

hunderts hatte der Venetianer Marino Sanuto in ſeinen Secreta fidelium crucis dem Papſte eine ähnliche Idee ſehr gelehrt und begeiſtert vorgetragen; Leibnitz hat dies Werk benutzt. Doch die nähere Anwendung und Ausbildung derſelben, mit Rückſicht auf den Augenblick und die öffentlichen Verhältniſſe, gehörte ihm an. Als eine bloße politiſche Spekulation tritt der Plan uns in dem ſchon erwähnten Bilde eines allgemeinen Kreuzzuges gegen die Barbaren und Ungläubigen, am Schluſſe der Schwalbacher Denkſchrift, von 1670 entgegen. „Frankreich, heißt es, Frankreich iſt fatal und von der Vorſehung Gottes vorbehalten, ein Führer der chriſtlichen Waffen in die Levante zu ſein, und Godofredos, Balduinos, vor allen Dingen aber Ludovicos Sanctos der Chriſtenheit zu geben, das ihm gegenüberliegende Africa anzugreifen, die Raubneſter zu zerſtören (hier ſchwebte dem Verfaſſer die verunglückte Unternehmung der Franzoſen auf Gigeri oder Djigelli, öſtlich von Algier, im Jahre 1664 vor) — Aegypten ſelbſt, ſo eins der beſtgelegendſten Länder in der Welt, anzugreifen, und weils ihm weder an Volk, noch Geld mangelt, ſelbige Länder aber durch langen Frieden übel bewehrt, und keinesweges ſich verſehen, wohl gar zu übermeiſtern, — von Führung der Colonien in Oſt= und Weſtindien, darauf man ohnedas gnugſame Reflexion anjetzo in Frankreich machet, zu geſchweigen.“ — An einer Stelle im zweiten Theile dieſer Denkſchrift, vier Monat nachher, heißt es ſchon, mit Rückſicht auf die immer mehr heraustretenden Abſichten Frankreichs auf eine Univerſalmonarchie, daß dieſe zwar in Europa ſehr ſchwer erreicht würde, dagegen „von Aſien glaube er ſelbſt (Aſien

nimmt er für den Orient überhaupt), daß wenn der König in Frankreich Conſtantinopel und Cairo hätte, das ganze türkiſche Reich zugleich erobert ſein würde. Und wollte Gott, er ſuchte einen ſolchen Weg zur Monarchie! dazu aber noch zur Zeit ſchlechtes Anſehen." Es verfloß kein Monat, ſo ergriff Leibnitz die Gelegenheit, dieſen Gedanken auch mit der äußeren Form der Poeſie auszuſtatten. Die Feier der Wahl des Coadjutors von Mainz, welche den **15.** December **1671** an der Perſon des Biſchofs von Speier ſtatt fand, verherrlichte Leibnitz durch ein beglückwünſchendes Gedicht, deſſen Verluſt wir bedauren, wovon er aber ſpäterhin, in einem Briefe an Hiob Ludolph, aus dem Gedächtniſſe ein Bruchſtück mitgetheilt hat, welches, in einer Anrede an Ludwig XIV, den ſchon ſtrategiſch entwickelten Plan eines Feldzugs gegen Aegypten darbietet. Es lautet (vorher war von dem Kaiſer geſprochen worden):

Alae Sarmaticae juxta pedes Hungarus ultro
Addit se comitem et spoliis Orientis inardet.
Tum repetens famae miserabile Graecia bustum.
Et Constantini redduntur moenia Christo.
Parte alia ventis et DJS, Ludovice, secundis
Immensum invictis insternis classibus aequor.
Rumpit enim dulces idem Tibi nomine somnos
Aeternam meritus Sancti cognomine famam
Progenitor subjicitque faces stragesque suorum
Flagitat ulcisci, et duri vestigia ferri,
Brachia quod captiva notis inscripsit acutis,
Deleri tandem Saraceno sanguine poscit,
Fortibus atque animis heroïbus adjicit iras.
Sternuntur Mauri imbelles fugitivaque frustra

Gigeris, et quondam magnae Carthaginis arces,
Et toto accipiens victorem flumine Nilus. —

Leibnitz war damals weit entfernt, aus einer halb poetiſchen, politiſch-ſpeculativen Idee eine perſönlich-diplomatiſche Angelegenheit machen zu wollen, und kein Leſer ſuchte wohl etwas Tieferes darunter. Ernſt wurde es ihm erſt nach Verlauf des nächſten Jahres. Er wußte den Baron von Boineburg, bei ſeinem Wiedereintreffen in Mainz, im Herbſt **1671**, für ſein Geheimniß zu gewinnen. Es ward von dem Augenblick an eine Beiden gemeinſchaftliche Angelegenheit.

In dem kritiſchen Zeitraume, welcher bis zur Wiederbeſetzung des, durch den Tod Lionne's erledigten Poſten eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten verfloß, die letzten Monate des Jahres **1671**, ſehen wir Leibnitz mit raſtloſem Eifer den Entwurf einer umfangsreichen Denkſchrift an Ludwig XIV ausarbeiten, in welcher ihm die Eroberung von Aegypten und die Zerſtörung des türkiſchen Reichs, an der Stelle des Feldzugs gegen Holland, vorgeſchlagen wird. Boineburg hat ihn bei dieſer Arbeit unterſtützt, und unter andern ein Werk über die neueſte Geſchichte Aegyptens ſogar bei dem franzöſiſchenReſidenten in Würzburg, dem Abbé von Gravel, gefordert. Das Manuſcript dieſer großen Denkſchrift, größtentheils von Leibnitzens eigner Hand, befindet ſich unter ſeinem Nachlaſſe in der königlichen Bibliothek von Hannover; doch mit bedeutenden Lücken. Dieſer großen Denkſchrift ſteht eine bei weitem kleinere, von Leibnitzens Hand, zur Seite, welcher man den Titel gegeben hat: De expeditione Aegyptiaca, epistola ad Regem Franciae scripta.

Beiden Denkſchriften (von denen nur die letztere herausgegeben iſt) iſt die Tendenz gemeinſchaftlich, den Krieg gegen Holland zu verhindern; die Nachtheile eines Krieges gegen dieſe Republik gehen in Parallele mit der Zeichnung der unberechenbaren Vortheile eines Zuges gegen Aegypten. Was nur Politik, Beredſamkeit, Geſchichte, Philoſophie, das erſchöpfendſte Studium der geographiſchen und ſtrategiſchen Verhältniſſe jenes Landes an die Hand gab, ward von Leibnitz aufgewandt, um zu überreden, ja zu überzeugen.

Aber dieſe voluminöſe Ausarbeitung ſollte für den Verfaſſer blos den Werth und den Nutzen von Studien haben. Sie trat in keine Wirkſamkeit nach außen. Veränderungen in den Entſchlüſſen und in den Umſtänden waren davon die Urſache. In dem Augenblicke nemlich, als Leibnitz unter Mitwiſſen Boineburgs die Anlage zu ſeiner Denkſchrift an Ludwig XIV entwarf, ſtand der Kurfürſt von Mainz eben in Unterhandlungen mit dem franzöſiſchen Monarchen wegen der Wiederherſtellung des ehemaligen guten Verhältniſſes, an welcher er, im Angeſichte der nahen Gefahr und unter dem eifrigſten Mitwirken des Baron von Boineburg, ſeit dem Anfang des Jahres 1671 arbeitete. Der letztere hatte aber noch perſönliche Beweggründe, den Franzoſen ſich gefällig zu zeigen. Er ſtrebte ſchon lange nach der Wiedererlangung einer bedeutenden rückſtändigen Rente, welche Ludwig XIV ihm während der Kaiſerwahl zu Frankfurt, im Jahre 1658, zur Anerkennung bewieſener Treue und Aufopferung durch königlichen Brief zugeſagt, die er ihm aber bei der Kataſtrophe, welche ſeinen Sturz herbeiführte, entzogen hatte. Mit dieſer

Rente war außerdem eine Penſion verbunden geweſen. Beides wieder zu erlangen, machte man ihm Hoffnung; knüpfte aber daran als Bedingung ſeine perſönliche Anweſenheit am franzöſiſchen Hofe, um ſeine Geſinnungen für Frankreich beſſer zu befeſtigen. Zu dieſer Reiſe an den franzöſiſchen Hof war Boineburg gar nicht ungeneigt; zum Vorwande ſollte ihm die Begleitung und Einführung ſeines Sohnes in Paris dienen. Er wagte nur dieſen Schritt nicht bei dem Mißtrauen, welches der Kurfürſt in ihn ſetzte; ſpäterhin, gegen das Ende des Jahres **1670**, hatte es wohl den Anſchein, als würde der Kurfürſt ſelbſt ihn an den franzöſiſchen Hof als einen Vermittler abſenden; aber mannichfaltige Hinderniſſe vereitelten die Sendung, an welche übrigens der Baron ſeine eignen perſönlichen Angelegenheiten zu knüpfen nicht aufhörte. Der Tod des Miniſters Lionne, die Erwartungen, welche ſich an ſeinen Nachfolger knüpften, zu welchem der Geſandte in Schweden, der Marquis Arnaud de Pomponne, bezeichnet wurde, dies beſtimmte den Geſchäftsträger des Kurfürſten von Mainz, du Fresne, den Baron von Boineburg, in einem Schreiben von Ende November **1671**, zur endlichen Ausführung ſeines Vorhabens einer Reiſe an den Hof aufzufordern. „Es gebe, machte er ihm bemerklich, keinen paſſendern Augenblick für dieſe Reiſe, ſowohl in den politiſchen, als in ſeinen eignen Angelegenheiten. Im Januar werde der neue Miniſter, Herr von Pomponne, ſeinen Poſten angetreten haben, und bis dahin könne der Baron ſeine Reiſe ausſetzen.“ Unterdeſſen aber war die wichtige Entſcheidung erfolgt, welche es überflüſſig machte, im Dienſte des Kurfürſten an den Hof

Ludwigs XIV ſich zu begeben. Dieſer Monarch hatte den wandelbaren Kurfürſten nur das Gewicht ſeiner Ungnade fühlen, nicht aber am Vorabende ſeines Rachekrieges gegen Holland in ihm einen unverſöhnten, und im Reiche gefährlichen Feind zurücklaſſen wollen; er lieh ſeinen Wünſchen um Wiederherſtellung der freundſchaftlichen Verhältniſſe im rechten Augenblicke Gehör, und gab ſeinen Entſchluß durch Abſendung des an ſeinem Hofe ſich aufhaltenden Geſchäftsträgers des Kurfürſten von Trier, Namens Heiß, mit geheimen Aufträgen nach Mainz zu erkennen, wo dieſer im Anfang des December ſofort bei dem Baron von Boineburg ſich meldete, und unter deſſen Mitwirkung ſeine Geſchäfte bei dem Kurfürſten auf das glänzendſte vollbrachte. Zum Zeichen ſeiner wiedererlangten Gnade theilte Ludwig XIV jetzt zum erſtenmale dem Kurfürſten ſeinen feſten Entſchluß mit, die Holländer für ihren Uebermuth zu züchtigen; ließ ſich aber gleichzeitig von ihm das Verſprechen der freien Rheinſchiffahrt durch ſeine Staaten geben, und vor allem die Zuſage, ſeinen Einfluß auf Kaiſer und Reich zu verwenden, daß ſie ſich in keinerlei Weiſe in ſeinen Handel mit den Holländern miſchten. Der Erfolg dieſer Miſſion des franzöſiſchen Abgeſandten äußerte ſich nun auch in den Entſchlüſſen des Baron von Boineburg, ſowohl für ſich, als auch in ſeinen und Leibnitzens geheimen Entwürfen. Für ihn ſelbſt hatte die Reiſe nach Paris die Bedeutung einer politiſchen Nothwendigkeit verloren; die Betreibung ſeiner eignen Angelegenheiten am Hofe blieb allein als Zweck der Reiſe übrig; denn ſein Sohn, der in Straßburg ſtudirte, ſchien ihm zur Einführung in die große Welt noch

nicht reif genug. Da bot ſich dem Baron in Leibnitz, der ihm ſchon ſo oft ausgeholfen hatte, die geeignete Perſon dar, ſeine Stelle am franzöſiſchen Hofe zu vertreten, und damit zu gleicher Zeit einen großartigen politiſchen Zweck zu verbinden. Leibnitz ſelbſt erſah die Gelegenheit, die glühendſten Wünſche ſeiner Jugend zu befriedigen, wenn er eine Zeit lang in Paris, damals dem Mittelpunkte alles Wiſſens und Forſchens, zubringen könnte. Sein Projekt, worüber er die umfangreichſte Arbeit vollendet hatte, feſthaltend, veränderte er nur den urſprünglichen Entwurf der Handlung: ſtatt ſeine Denkſchrift einzuſchicken, faßte er den originellen und kühnen Gedanken, ſich zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit einem von Ludwig XIV Abgeordneten anzubieten. Von den größern Denkſchriften ſollte erſt nicht die Rede ſein; er entwarf jetzt nur auf einem halben Bogen, ohne Kunſt der Darſtellung oder Verbindung, die Ueberſicht der Vortheile, welche der König von Frankreich aus einer „gewiſſen Unternehmung" ziehen könnte, zu deren Ausführung der Urheber des Projektes die geeigneten Mittel in Perſon anzugeben ſich erbot. Hier war das Wort: Aegypten nicht ausdrücklich genannt. Dieſe Note ward franzöſiſch abgefaßt; mit Verbeſſerungen und Ergänzungen von der Hand Boineburgs. Die Seele davon war noch immer die Abmahnung von dem Kriege gegen Holland, welches ſich faſt in jedem Satze ausſpricht. Es wird beſonders hervorgehoben, daß die vorgeſchlagene Unternehmung die Holländer, obſchon indirekt, mit mehr Sicherheit und Wirkſamkeit zu Grunde richten werde, als durch den größten Erfolg eines

offenen Krieges vernünftiger Weiſe ſich erwarten ließe: mit dem Vortheile, daß ſie ſich weder widerſetzen noch rächen könnten, und, ſollten ſie es dennoch verſuchen, von ihren eignen Bundesgenoſſen verlaſſen und gehaßt werden würden. Dieſelbe Unternehmung werde ſie außer Beſitz des beträchtlichſten und anſehnlichſten Theils ihres Handels ſetzen, und ihn auf Frankreichs Unterthanen übertragen. Sie werde alſo der gegenwärtigen Richtung der Entwürfe parallel ſein, und wie lange vorausbedacht und angeordnet erſcheinen. Und wenn dieſes Vorhaben unerwartet zum Ausbruch komme, werde die ganze Welt über die geheime Betreibung der Geſchäfte Seiner Majeſtät in Ueberraſchung und Erſtaunen gerathen; — und „durch den Ausgang das ehrenhafte Urtheil derjenigen bekräftigen, welche, indem ſie den Krieg gegen Holland noch nicht ganz für beſchloſſen hielten, gerade aus dem Grunde, daß er überall geglaubt und ausgebreitet werde, Recht haben, die Rathſchläge Seiner Majeſtät le miracle du secret zu nennen. Und dies Vorhaben werde Ihr und ihren Nachkommen den Weg zu den höchſten und heroiſcheſten Hoffnungen eröffnen, ganz würdig, mit Grund von dem größten Monarchen des Jahrhunderts gewünſcht zu werden. Und werde von einem beſtändigen Intereſſe des menſchlichen Geſchlechts ſein, und ſo die Quelle eines unſterblichen Ruhmes für die Zukunft, gleich dem der größten Heroen werden. Und weil das Geheimniß die Seele eines ſolchen Projekts ſei, deſſen Ausführung wie der Blitz ausbrechen müſſe, ſo behalte ſich der Autor vor, den beſten Theil und das Weſentlichſte davon in Perſon zu ſagen. Denn wenn die Holländer oder ihre

Partheinehmer auch noch ſo wenig davon unterrichtet oder benachrichtiget wären, ſo würden ſie leicht alle Hoffnung, es auszuführen, auf immer nehmen: was ihnen unmöglich ſein werde nach dem Beginn der Ausführung, und ſobald man Hand ans Werk gelegt habe. Zuletzt bemerkt der Autor, daß das erſte Jahr das beſte ſei, und man alle Gründe der Welt habe, zu fürchten, daß man durch etwas zu langen Aufſchub die ſchönſte Gelegenheit verlieren werde, ohne etwas anderes zu behalten — als die Erinnerung, voll Bedauern deſſen, was man hätte thun können. —

Einen Stoß erhielt aber auch dieſer Entwurf, als die Nachricht von dem Abſchluß des Bündniſſes des Königs von England mit Ludwig XIV gegen Holland bekannt wurde: die Unmöglichkeit lag zu Tage, daß der Feldzug gegen Holland, es ſei durch welchen Vorſchlag auf der Welt, von dem Könige von Frankreich aufgegeben werden würde. Leibnitz und der Baron von Boineburg verloren jedoch ihre Hoffnung nicht ganz, entſagten auch ihrem Vorhaben noch nicht. Der Zug gegen Aegypten konnte noch immer als eine würdige und belohnende Unternehmung, im Hintergrunde des nicht fern gedachten Friedens Ludwigs XIV mit den Holländern, vorgeſtellt werden: dieſes dem Könige eilends vorzuſtellen, wurde beſchloſſen. Leibnitz fügte der franzöſiſchen Note eine eben ſo kurze in lateiniſcher Sprache bei; wo es in Rückſicht auf die früher zu Papier gebrachte Auseinanderſetzung heißt: „Man geſtehe, daß bis zu dieſem Augenblicke der Beitritt Englands zu einem Angriffs-Bündniſſe gegen Holland nicht wahrſcheinlich geweſen wäre; doch nun, der Krieg gegen Holland als

Princip geſetzt, müſſe man ſogleich annehmen, daß es ein ſehr kurzer Krieg ſein werde, wofern der König, ſeinen Worten nach, nichts als die Demüthigung der Republik beabſichtige: denn ſollte er auf ihren Untergang durch einen offenen Krieg ausgehen, ſo werde er die Sache weder ſo ſicher, noch ſo raſch vollführen, denn er werde die Eiferſucht ſelbſt der gelaſſenſten ſeiner Nebenbuhler erwecken. Der allerchriſtlichſte König könne daher in demſelben Augenblicke, da er mit den Holländern Friede ſchließt, die Kräfte auf jene vorgeſchlagene Unternehmung richten, und durch dieſes Stratagem erlangen, was durch offenen Krieg nicht möglich ſei: das Ende des holländiſchen Handels; denn ſie würden nach dem Kriege in einer ſolchen Verfaſſung ſein, daß ſie ſich ruhig und widerſtandslos verhalten müßten. Und was höchſt beachtungswerth ſei: er werde nicht gezwungen ſein, das Heer zu entlaſſen und wieder zu entwaffnen, oder die Einkünfte des Staats in dem Unterhalte ſo vieler ſtehender Truppen ſich aufzehren zu laſſen. Wünſchenswerth bleibe es immer, daß die Unternehmung noch in demſelben Jahre begonnen werden könne. Es wären nemlich gerade außerordentlich günſtige Conjuncturen vorhanden, welche, unbenutzt, zum Theil für immer vorübergehen würden. Doch könne der allerchriſtlichſte König, mit Hülfe und Beiſtimmung von Kaiſer und Reich, auch von Italien ohne allzugroße Mühe dahin wirken, daß die Lage der Dinge ſich nicht verändere, welche, ſich ſelbſt überlaſſen, gewiß nicht bleiben werde. Und aus dieſem Grunde ſei es rathſam, wenn auch nicht ſchon die Unternehmung ſelbſt, doch wenigſtens die Vorbereitungen und Mittel dazu bereits ins Leben zu rufen;

und zwar vielleicht noch während des Krieges mit Holland, obwohl nicht mit ganz ſo ſicherm Erfolge: weil die Verſtändigung mit England vorangehen müſſe, man aber zur Zeit der Geſinnungen des Königs Karl II noch nicht ſicher genug ſei.“

Dieſe beiden Blätter, das eine in franzöſiſcher, das andere in lateiniſcher Sprache, von der Hand Leibnitzens, befinden ſich noch heute in dem Archive der auswärtigen Angelegenheiten in Paris; der Baron von Boineburg ſandte ſie ſelbſt an den König Ludwig XIV mit ſeiner Empfehlung in einem, aus Mainz vom 20. Januar 1672 datirten Schreiben von ſeiner eignen Hand. Darin ſpricht er von dem Urheber des Projektes, ohne ihn zu nennen, als einem Manne von großer Fähigkeit. „Beim erſten Anſehen erſcheine allerdings daſſelbe etwas überſpannt (extravagant), verdiene aber doch vermöge der Wichtigkeit des Gegenſtandes beachtet zu werden. Seine Majeſtät werde alſo geruhen, Ihr Augenmerk auf die Wirkungen und Früchte dieſer vortheilhaften Unternehmung zu richten, wie ſie in dem beifolgenden billet préliminaire auf franzöſiſch und auf lateiniſch verzeichnet ſeien, und ihm (Boineburg) befehlen, wo Sie wolle, daß man Ihr oder Ihrem Abgeordneten die wahrhafte Realität der Angelegenheit ſelbſt, und die geeigneten Mittel, ſie auszuführen, im einzelnen mittheile. Indeſſen ſei der Autor zu einer perſönlichen Zuſammenkunft bereit, mit welcher Seine Majeſtät gewiß zufrieden ſein werde. Darüber erwarte er des Königs Befehle.“

Nach wenigen Wochen erfolgte an den Baron von Boineburg die Antwort des Königs durch das Organ des neuen

Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Arnaud de Pomponne, aus St. Germain vom 12. Februar 1672. Der Miniſter hatte dem Könige ſowohl von den Briefen des Barons (wovon der eine ſeine eignen Angelegenheiten betraf), als auch von den beigelegten Denkſchriften Rechenſchaft abgeſtattet, „welche, drückte er ſich aus, im Allgemeinen etwas ſehr Großes zum Ruhme und dem Vortheil Seiner Majeſtät verkündigten, ohne daß ſie jedoch zeigen, durch welche Mittel es ſich ausführen laſſen könne. Da der Autor, nach der Bemerkung des Barons, ſich vorbehalte, ſelbſt ſeine Erklärungen abgeben zu können, ſo werde Seine Majeſtät gern die Eröffnungen ſehen, welche er zu machen habe: ſei es, daß er an den Hof kommen wolle, um ſich zu verſtändigen, oder daß er es auf irgend einem Wege, welcher dem Baron der beſte ſchiene, thun möge. Bei einem Vorſchlage von ſo großer Ausdehnung (ſchloß der Miniſter) und welcher ſo große Dinge verſpreche, ziehe der König vorzüglich die Meinung in Betracht, welche der Baron davon habe, wegen des Urtheils und der Einſichten deſſelben, die dem Könige bekannt ſeien."

Die Ankunft dieſes Schreibens gab den Ausſchlag. Eiligſt zeigte Boineburg dem Miniſter in einem Billet aus Mainz vom 4. März 1672 die Sendung Leibnitzens an. Er ſei auf dem Punkte Mittel zu finden, den „Autor in Rede" an den Hof zu ſchicken. Er werde ihm die Auslagen liefern und alles aufbieten, damit er ſobald als möglich am Orte anlange. Er hoffe, der König werde das gut heißen, was er ſo kühn ſei, zu ſeinem Dienſte zu thun, und, ſeinen Eifer genehmigend, ihm die königliche Gnade und den königlichen Schutz bewahren.

Nachdem in möglichſter Eile ſeine Vorbereitungen getroffen waren, trat Leibnitz in aller Stille, von einem Bedienten begleitet, den **19.** März **1672**, im kühnen Selbſtvertrauen ſeine merkwürdige Miſſion an. Der Baron hatte ihm, außer den Mitteln zur Reiſe, folgendes Beglaubigungs-Schreiben für Arnaud de Pompone mitgegeben. (A Mayence le 18. Mars 1672). „Monsieur. Voilà celui que le Roi a demandé par celle, qu'il vous a plû de m'écrire. C'est un homme qui, quoique l'apparence n'y soit pas, pourra fort bien effectuer ce qu'il promet, et dont je voudrais que les bonnes qualités fussent uniquement appliquées au service de Sa Mté pendant son séjour auprès de Vous. Je vous supplie de lui prêter le bien de Votre protection et Votre faveur, et de permettre incessament, qu'il s'explique avec Vous ou avec celui, que le Roi commandera; le sujet nommé étant prêt de répondre de plus au plus à tout ce qu'on en trouvera soumis à des difficultés, qui semblent au commencement un peu surprenantes et quasi insurmontables. La plupart et le fond et le sort de l'affaire consiste dans le dernier secret et dans une mûre consideration des circonstances actuelles, laquelle soit par pièces bientôt achevée, sans quoi la chose parait sujette aux intrigues du temps. Vous apprécierez donc mes instances, par lesquelles je vous prie de prendre un soin très particulier, que cet homme soit entretenu sans bruit et sans discommodité pour songer seulement à son fait, et qu'on lui rende les avances, qu'il a

reçues ici pour son voyage à Paris. Il est seul avec un valet, n'a rien de son chef qu'il puisse contribuer, si non son étude, sa fidélité et son application qu'il employera parfaitement à l'execution des ordres de Sa Majesté. Je m'en remets à Votre disposition et vous assure de nouveau, qu'il n'y a plus de personne, qui soit autant que je le suis, Monsieur, Votre très obéissant etc. J. C. Baron de Boinebourg." Mit dieſem Briefe in der Hand ſtellte ſich Leibnitz bei ſeiner Ankunft in Paris und St. Germain zu der von dem Könige bewilligten perſönlichen Zuſammenkunft. Sein Vorſchlag wurde angehört, in Betracht gezogen — und verworfen: dies lehrt der Erfolg; mehr zu berichten iſt uns nichts hinterlaſſen. Seine eignen Bekenntniſſe über die Aufnahme ſeiner Perſon und ſeiner Aufſchlüſſe ſind nicht zu uns gelangt. Nach etwa zwei Jahren nur äußerte er ſich in einem Briefe an des, unterdeſſen verſtorbenen Boineburg Verwandte in Mainz ziemlich dunkel: „Was die franzöſiſche Reiſe betrifft, ſo kann ich mit gutem Gewiſſen ſagen, daß auf des ſeel. Herrn Barons Wort und Ordre ich ſolche gethan, und haben wir einen Vorſchlag gehabt, welcher, da er angegangen, ich den Herrn Baron ſeel. gern ſchadlos gehalten, und ihm, meinem Conditional-Verſprechen gemäß, die hundert Thaler Reiſekoſten, welches alles iſt, ſo er mir gegeben, gern erſtatten wollen, weil ich einen großen anderswärtlichen Nutzen würde gehabt haben: es iſt aber ſolches, wie ich aus ſein eigen Briefen belegen kann, wegen der widrigen Zeiten nicht angangen." Leibnitz blieb indeß in Paris, wie er hier hinzufügt: „auf das Begehren des Baron von

Boineburg, theils deſſen Anſprüche auf den öffentlichen Schatz zu betreiben, theils ihn ſelbſt, den Baron, und ſeinen Sohn, den er nach einiger Zeit dahin zu führen die Abſicht hatte, zu erwarten."

Noch immer aber war der Plan, das deutſche Reich von der drohenden Uebermacht Ludwigs XIV durch den dieſem geſtellten Vorſchlage einer Unternehmung nach dem Orient zu retten, der Gedanke, welcher Leibnitz, wie den Baron von Boineburg, über Alles beſchäftigte. War auch die von ihnen im Geheim betriebene Unterhandlung und die dadurch herbeigeführte Sendung Leibnitzens an den franzöſiſchen Hof verunglückt, ſo blieb die Hoffnung übrig, daß derſelbe Vorſchlag, durch eine höhere Autorität unterſtützt, wenigſtens die Aufmerkſamkeit des jungen Monarchen ſpannen und zum Handeln reizen könnte. Für dieſen Fall hatte Leibnitz eine beſondere Handſchrift in Boineburgs Händen zurückgelaſſen, worin er dem Plane, Ludwig XIV nach dem Frieden mit den Holländern zu einem Zuge gegen Aegypten zu bewegen, die Form einer Denkſchrift an den Kurfürſten Johann Philipp gegeben hatte. Sie iſt uns erhalten unter der Aufſchrift: Consilium Aegyptiacum, für den patriotiſchen Geiſt des Vorſchlags das unwiderſprechlichſte Dokument. Sie hat den für die Freiheit Deutſchlands und den Frieden der Chriſtenheit beſorgten großherzigen Fürſten überzeugen ſollen, daß beides nicht beſſer zu ſichern wäre, als durch den Zug der Franzoſen gegen Aegypten, während der Kaiſer und die Polen die Türken zu Lande angreifen ſollten. Dieſes gelang Leibnitzen vollkommen. Denn als nach dem Ausbruch des Krieges, während der erſten,

vielverſprechenden Triumphe der franzöſiſchen Waffen, der General-Lieutenant Marquis de Feuquières als außerordentlicher Geſandter nach Mainz kam, um den Kurfürſten in ſeinen guten Geſinnungen für Frankreich, wegen der Aufrechthaltung der Neutralität im Reiche, zu beſtärken, in den erſten Wochen des Monat Juni, nahm der Kurfürſt die Gelegenheit wahr, Ludwig XIV den Antrag wegen eines heiligen Krieges vermöge jenes ganz beſondern Planes zu machen. Er entwickelte dabei umſtändlich und eifrig die Ideen, welche uns aus den beiden kleinen Denkſchriften Leibnitzens an Ludwig XIV ſchon bekannt ſind; und überließ ſich, nach mehrern Unterredungen mit dem franzöſiſchen Geſandten, welche dieſen anfangs ſehr befremdeten, und von denen er dem Könige nach dem Lager zu Doesfeld ausführlichen Bericht abſtattete, der Hoffnung, daß es Ludwig XIV mit dem nahen Frieden Ernſt, und er zu dem glorreichen Unternehmen gegen den Feind der Chriſtenheit geneigt ſein würde. Er bot ſich zum Vermittler mit den übrigen Mächten Europa's an, damit der Friede mit Holland ohne Einmiſchung eines Dritten raſch, und zum alleinigen Ruhme des Königs, zu Stande käme. Durch einen beſondern Artikel ſollten die Holländer ſich verpflichten, den König in der Unternehmung gegen die Ungläubigen mit ihren Schiffen und ihrem Gelde beizuſtehn: eine Unternehmung, welche viel leichter und nützlicher, und weniger gewagt wäre, als der holländiſche Krieg, wo die Perſon des Königs in einer beſtändigen Gefahr ſchwebte. Wir haben die Antwort, welche der Miniſter Arnaud de Pomponne, im Namen des Königs, dem Marquis de Feuquières auf dieſe Vorſchläge, in ſeiner In-

ſtruction aus dem Lager von Doesburg, vom 21. Juni 1672, gegeben hat; ſie lautete franzöſiſch: „Ich ſage Ihnen nichts über die Projekte zu einem heiligen Kriege: aber Sie wiſſen, daß ſie ſeit Ludwig dem Heiligen aufgehört haben, Mode zu ſein.“ Wenn wir uns aus der Geſchichte zurückrufen (was in jenem Augenblicke für den Kurfürſten, wie für die meiſten chriſtlichen Mächte und Staatsmänner ein Geheimniß war, von Leibnitz daher nicht in Rechnung gebracht wurde), daß das franzöſiſche Kabinet ſeit einigen Jahren in Unterhandlung mit der Pforte wegen Erneuerung des alten Freundſchaftsbündniſſes und der Handelsverträge ſtand, ſo kann uns die jener Antwort beigemiſchte Ironie nicht befremden. Wahr iſt es, daß gerade in den letzten Jahren, in Folge der gegen die Türken geſchickten Hülfe bei St. Gotthart, durch die verunglückte Unternehmung auf Gigeri an der algieriſchen Küſte (1664), zuletzt durch den, den Türken bei der Belagerung von Kandia geleiſteten Widerſtand, die äußerſte Spannung zwiſchen Frankreich und der Pforte ausgebrochen und zu einer Höhe gediehen war, daß ein Krieg faſt unvermeidlich ſchien: daß wenigſtens noch im Frühjahr 1672 der franzöſiſche Geſandte Konſtantinopel verlaſſen wollte, wenn die Pforte in ihrem Trotze und Uebermuthe verharrte; kurz daß man einen Augenblick die auffallenden Rüſtungen in den franzöſiſchen Häfen am mittelländiſchen Meere gegen die Ungläubigen gerichtet glaubte — um ſo weniger jedoch konnte der Vorſchlag des jungen Leibnitz, von der Seite des Heroiſchen und Religiöſen in die Seele eines Monarchen einſchlagen, der für die Erlangung einiger Handelsvortheile, wobei ihm doch noch die in erſte

Linie geſtellte, freie Schiffahrt auf dem rothen Meere abgeſchlagen wurde, dem Türken ſeinen Uebermuth verzieh, um ſich ungetheilt der Eiferſucht und Rache gegen den chriſtlichen Nebenbuhler hinzugeben. Alsdann aber wäre es freilich, wie der geiſtreiche Mignet bemerkt hat, zu naiv von Ludwig XIV geweſen, wenn er die Holländer in ihren oſtindiſchen Beſitzungen anzugreifen ſich angeſchickt hätte, da er ſie zu Lande nach einer Tagereiſe zu erreichen vermochte! Kurz, je deutlicher es iſt, daß eigentlich in dem Leibnitzſchen Vorſchlage dem eroberungsſüchtigen und gefährlichen Monarchen nur eine Falle geſtellt war, deſto ſcharfſichtiger war der Inſtinkt des franzöſiſchen Miniſters, ihn, ſelbſt nach wiederholtem Antrage, von der Hand zu weiſen. Leibnitz aber werden wir noch einen dritten, wiewohl bei der Einleitung bald ſcheiternden, Verſuch mit ſeinem Projekte machen ſehen.

Die hier erzählten, in das innere Staatsleben damals tief eingreifenden Beſtrebungen innerhalb der politiſchen Athmosphäre von Kurmainz, blieben während der ganzen Regierung Ludwigs XIV, und noch länger, bis nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution, ein undurchdringliches Geheimniß. Warum eigentlich und unter welchen Verhältniſſen Leibnitz im Jahre 1672 plötzlich von Mainz nach Paris ging, ohne wiederzukommen, hat Niemand auch unter ſeinen nächſten Freunden und Verwandten jemals erfahren: es hieß allgemein, Leibnitz habe damals den jungen Baron von Boineburg als Erzieher nach Paris geführt .... Wie mußte die Welt überraſcht werden, als im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts ein Ungenannter, welcher im Dienſte der engliſchen

Regierung ſchrieb, mit einem Auszuge aus Leibnitzens Denkſchrift an Ludwig XIV über die Eroberung von Aegypten auftrat, als mit einer Entdeckung der Quelle, aus welcher Napoleon Bonaparte ſowohl Idee, als Plan und Mittel zu der Eroberung von Aegypten im Jahre 1798 geſchöpft hätte! „Jene über ein Jahrhundert in den geheimen Archiven des Staats aufbewahrte Schrift, hieß es, habe den Herrſchern Frankreichs eine Ausſicht enthüllt, die ſie längſt, aber vergebens zu erreichen ſuchten: bis endlich die durch die Anſtrengungen der Revolution geöffneten Hilfsquellen ihnen die Mittel zur Ausführung dieſer denkwürdigen Unternehmnng verſchafft hätten. Die Expedition, die im Sommer 1798 aus Frankreich unter Bonapartes Oberbefehl abſeegelte, und die Welt durch die Uſurpation Aegyptens in Erſtaunen ſetzte, wäre blos die Ausführung und genaue Vollziehung eben dieſes Plans geweſen, den Leibnitz dem Könige Ludwig XIV vorgelegt hätte.“ Dies ſuchte jenes engliſche Manifeſt gegen den erſten Conſul ausführlich und in das Einzelne eingehend zu beweiſen, um auf das Ganze den Schluß zu gründen, daß England berechtigt wäre, trotz den Stipulationen des Vertrags von Amiens, die Inſel Malta, als den Schlüſſel Aegyptens, zu behalten. Unmittelbar darauf brach der Krieg aus, welcher erſt zu gleicher Zeit mit dem Sturze Napoleons geendet hat.

Die Ueberzeugung von einem Zuſammenhange zwiſchen der denkwürdigen Unternehmung Bonaparte's und dem von Leibnitz Ludwig dem XIV im Jahre 1672 vorgelegten Entwurfe wurde von jener Zeit ab faſt allgemein; ſie wurde von den angeſehenſten Geſchichtsforſchern getheilt, und zum Ruhme,

anfangs mitunter doch auch zur Verunglimpfung des deutſchen Philoſophen ausgelegt. Leibnitzen gebührt indeß (unſere Erzählung bewährt es) dieſer Ruhm **nicht**, aber noch viel weniger der Vorwurf wegwerfender Geſinnung, welchen vordem Stimmen in Deutſchland, in der Zeit des Druckes, dem großen Manne wegen jenes Vorſchlags — aus Unkunde des Hergangs — anheften wollten. Weder das Direktorium, noch der General Bonaparte kannten eine Denkſchrift von Leibnitz über die Eroberung von Aegypten, am wenigſten jene Denkſchrift, deren Auszug im Jahre 1803 in England herauskam: die Vorausſetzungen, um jene Ausſagen zu unterſtützen, waren ohne Grund. Bloß hat Napoleon von dem Vorhandenſein dieſer Denkſchriften in Leibnitzens Nachlaſſe zu Hannover, nach der Beſitznahme dieſes Landes im Jahre 1803, Nachricht, und eine Abſchrift des von Leibnitz an den Kurfürſten von Mainz gerichteten Consilium Aegyptiacum, durch den General Mortier, erhalten; und ein geiſtiges Verhältniß zwiſchen Leibnitz und Napoleon, in der Größe und Originalität der Entwürfe in ihrer Jugend, findet auch ſo in höherm Sinne allerdings ſtatt. —

Während Leibnitz in Paris der Ankunft des Baron von Boineburg entgegen ſah, die Geſchäfte aber dieſes Gönners in der Abweſenheit des Hofes, nach dem Ausbruche des Krieges, in keiner fördernden Folge führen konnte, gab er ſich um ſo freier dem Durſte nach Vermehrung ſeines Wiſſens hin, von welchem die Hauptſtadt Ludwigs XIV ſo reiche und mannigfaltige Quellen darbot. Er begrub ſich in den Bibliotheken, (ſchrieb er 1716 an die Gräfin von Kielmannsegge) und

entdeckte ſeltene Urkunden, beſonders in der Geſchichte. Uneingeweiht in der höhern Mathematik und Analyſis, wie er noch war, beſchäftigte er ſich hier mit dieſer Seite des Wiſſens, wie mit einem bloßen Spiele des Geiſtes. Er erhielt in dieſer Zeit Kenntniß von der durch Pascal erfundenen Rechenmaſchine, und ſogleich erfand er ein Modell zu einer viel vollkommnern Maſchine dieſer Art, wodurch er ſich als einen außerordentlichen Kopf bemerklich machte, und die Aufmerkſamkeit des Miniſters Colbert auf ſich lenkte, der ihn zur Verfertigung und Vollendung der Maſchine aufmunterte und durch ſeine Leute ihm Beiſtand leiſten ließ. Pascals Maſchine leiſtete nur Addition und Subtraction; Leibnitzens neue Maſchine aber war angelegt, auch große Multiplicationen und Diviſionen hervorzubringen, ja ſogar die Quadrat- und Cubikwurzel auszuziehen. Er dachte dabei an den Nutzen von Feldmeſſern, Aſtronomen, bei trigonometriſchen Berechnungen, auch beim Kriegsweſen, ſogar in fürſtlichen Kammern. Die berühmten Männer Arnaud, Huygens, Thevenot, und ſelbſt die Freunde Pascals bewunderten das Modell und geſtanden, daß Pascals Erfindung damit nicht zu vergleichen wäre. Im nächſten Jahre, **1673**, legte er es der Akademie der Wiſſenſchaften vor. Der Mathematiker Matthion in Paris, welcher damals eine Zeichnung herausgab, wo er die Toiſe in tauſend gleiche Theile theilte, bemerkte darin, daß durch Anwendung der Maſchine Leibnitzens, die er geſehen, ein Knabe die Rechnung vollbringen könnte. Leibnitz, welcher auf alles ſeine Aufmerkſamkeit richtete, was von Paris, als dem Mittelpunkte damaliger Erzeugniſſe des Kunſtfleißes, für ſein Vaterland zu

lernen und überzutragen wäre, benutzte dieſe Gelegenheit, mit den ausgezeichnetſten Arbeitern in allen mechaniſchen Künſten und Gewerben, denen er manches ablockte, in Berührung zu kommen. So ſchrieb er im April 1673, ein Jahr nach ſeiner Ankunft von Paris, von dort an den Reſidenten Habbeus in Hamburg, ſeinen Freund, welcher unter der Zeit in däniſche Dienſte übergegangen war: „Ich habe, ſeit ich in Frankreich bin, wahrgenommen, daß die Manufakturen hier zum größten Theil in dem blühendſten Stande ſind, theils durch die Geſchicklichkeit der Nation, theils durch die beſondere Sorge des Königs, welcher die beſten Arbeiter von allen Seiten hat kommen laſſen, und nichts ſpart, um ihnen ihre Geheimniſſe und Erfindungen abzunehmen, welche oft in den Händen eines Privatmanns nicht viel bedeuten, aber fähig ſind, viele Menſchen zu bereichern, wenn ſie durch das Anſehen eines großen Fürſten gepflegt werden . . . Wie nun Paris die Metropolitane der Galanterie iſt, ſo wäre es wichtig, von den Arbeitern hier das Feine und Delikate ihrer Geheimniſſe zu fiſchen, was man zuweilen durch Geſchicklichkeit, mit Anwendung einer kleinen Aufmerkſamkeit, thun kann.“ Hier zählt Leibnitz die Reihe der verſchiedenartigſten Kunſtzweige auf, „auf welche, ſagt er zuletzt, unſre Fremden nicht Acht geben, und wovon jedoch ein einziges, das ſie nach Hauſe brächten, ihre Auslagen bezahlen würde. Was mich betrifft, ſetzt er hinzu, ſo habe ich Gelegenheit gehabt, nicht nur mit einer Menge guter Handwerker umzugehn, ſondern auch etwas aus ihnen herauszuziehen, und wenn ich zuweilen kleine Ausgaben nicht geſpart hätte, ſo würde ich von ihnen viel mehr gelernt haben.“

Leibnitz trug ſich zu der Zeit, ſo tauſendfältig von außen angeregt, mit den mannichfaltigſten und ſonderbarſten Entwürfen aus der Mechanik. Seiner Rechnenmaſchine wollte er eine, von ihm ſogenannte lebendige Geometrie an die Seite ſetzen, d. h. ein Inſtrument, dadurch, wie er ſich (in einem Briefe an den Herzog von Hannover) ausdrückt, „die ganze Geometrie, ſo weit ſie im Leben gebraucht wird, auf einmal perficirt und ein Mittel gegeben werde, aller erdenklichen Linien und Figuren, ſie mögen ſo krumm ſein, als ſie wollen, Inhalt, Additionen, Multiplicationen, auch Proportionen und Veränderungen in einander, ohne einiges Kopfbrechen, dergeſtalt mechaniſch zu finden (wenn es eben nicht anders als mechaniſch in der Natur liege), daß man einiges mehrern ſo wenig, als jetzo der Quadratur des Cirkels ad praxin von nöthen hätte, welches von mehrer Wichtigkeit ſei, als der Proportionalcirkel oder andere frühere Inſtrumente. Aus der Nautik, ſchreibt er, mangelte ihm nur eine genaue Erkundigung eines einzigen Experimentes, das für wahr ausgegeben werde; in dieſem Falle nun wolle er, die Längen vollkommen zu finden, demonſtriren, und an die Hand geben, wodurch ein Schiff ohne Hülfe von Sonne, Mond und Sterne, als welche man nicht allezeit obſerviren könne, und worauf eine viel gerühmte Erfindung von Huygens allein beruhe, den Ort, wo man ſei, finden könne: was dem Huygens noch nicht gelungen ſei. Aber wenn auch gleich jenes Experiment den Stich nicht halten und nicht ganz genau ſein ſollte, ſo werde dieſe ſeine Erfindung doch die univerſellſte und genaueſte unter

allen vorhandenen ſein. In der Hydroſtatik habe er die verlorene Erfindung Drebbels, mit einem Schiff unter Waſſer bei Sturm, oder vor Seeräubern, und nach Belieben wieder heraus zu gehen, das Merſenius vergeblich nachthun wollen, reſtituirt. In der Pneumatik habe er ein Mittel gefunden, dadurch in eine Büchſe oder einen Recipienten tauſend und mehr mal Luft, als jetzo, doch mit geringer Kraft gepreſſet, und alſo eine Kraft zuwege gebracht werden könne, der bisher in der Welt nichts zu vergleichen, auch höher zu treiben, als das Büchſenpulver ſelbſt, in welchem die Luft bereits von der Natur zuſammengepreßt worden. Eben dieſe Preſſung ſei auch mit Waſſer zu bewirken, und dadurch Spritzen zuwege zu bringen, von einer Gewalt, daß man mit derſelben in der See gegen den Wind ſelbſt ſegeln könne, und ſo wenig aufgehalten werde, als ein Kanonenſchuß von widrigem Sturme. In der Optik habe er, außer den uns ſchon bekannten Pandochen, katadioptriſche Tuben erfunden, daß nemlich in einem Tubus ein Spiegel und ein Perſpectiv mit einander verbunden, und dadurch viele, faſt unvermeidlich verloren gehende Strahlen, zu wenigſten noch einmal ſo viel, als jetzo möglich, erhalten werden; endlich ein bisher vergebens geſuchtes Mittel, mit Perſpectiven aus Einem Stande zu meſſen. Eine vollkommen practiſche Demonſtration eines längſt geſuchten mechaniſchen Werkes wolle er nicht nennen, bis er es in der That geleiſtet, um für keinen Aufſchneider angeſehen zu werden; und weiter wolle er von Mechanicis überhaupt nichts mehr gedenken, bis er die Demonſtrationen in Praxin ſelbſt werde transferiren können.“ Es waren alſo, er geſteht es

ſelbſt, nur Entwürfe auf dem Papiere, welche ihn in jener Zeit beſchäftigten, und von denen er, außer der Rechenmaſchine, keines jemals ausgeführt hat. Oeffentlich iſt Leibnitz auch nur einmal, nach einigen Jahren, zu Paris mit einem Entwurfe aus dieſem Gebiete aufgetreten, und zwar in einem Briefe an den Herausgeber des Journal des Savans vom 1. März 1675: Lettre touchant le principe de justesse des Horloges portatives de son invention. Er ſtrebt darin, die Conſtruction der Uhren von der blos phyſikaliſchen Beobachtung hinſichtlich der gleichen Dauer ungleicher Schwingungen der Pendel oder Federn, dem Principe Huygens's, auf rein abſtrakte mechaniſche Principien zurückzuführen. Er bemerkt dabei, daß er ſich ſchon mehrere Jahre mit dieſem Projekte trage.

Leibnitz verſchmähte, ſahen wir eben, den Umgang und das Lernen von Handwerkern und Arbeitern nicht; wie hätte er ſich nicht an die großen Männer gedrängt, welche Paris damals in allen Wiſſenſchaften verherrlichten, Einheimiſche wie Ausländer, welche durch die Freigebigkeit Ludwigs XIV dahin gezogen waren. Einige dieſer weltgeſchichtlichen Namen werden im Verfolge der Erzählung vorkommen. Der Akademie der Wiſſenſchaften war er bereits durch die ihr im vergangenen Jahre gewidmete Abhandlung bekannt. In der erſten Zeit war er oft bei Anton Arnaud, Oheim des Miniſters Arnaud de Pomponne, an den er von Mainz aus die Briefe über die Vereinigung der Kirchen gerichtet hatte. Arnaud war nicht blos einer der größten Theologen, ſondern auch ein Kenner der Mathematik, wenigſtens in einigen ihrer

Theile, und konnte den jungen univerſellen Gelehrten auch von dieſer Seite ſchätzen. Er war aber heftigen Temperaments und nahm ſich gegen einen erſt auftauchenden Gelehrten, wie Leibnitz ihm erſchien, nicht immer zuſammen, wohin folgender von Leibnitz ſelbſt aufbewahrter Zug gehört. „Es ſind ungefähr fünfzehn Jahre her, ſchrieb er 1686 an den Landgrafen von Heſſen-Rheinfels, als ich mich einmal in Paris in ſeiner Wohnung im Faubourg St. Marceau befand, wo er, wie ich glaube, um mich den Vornehmſten von ſeiner Parthei zu zeigen, ſie zu vier oder ſechs bei ſich verſammelt hatte, unter welchen die Herrn Nicole und St. Amand waren. Da mich die Rede darauf brachte, ſo ſprach ich ihm von einem kurzen Gebete, von der Länge etwa des Vater Unſer, in welchem implicite Alles, und, was noch mehr, in einer gewiſſen Ordnung enthalten wäre. Dieſes Gebet iſt ſo beſchaffen, daß nicht nur jeder Chriſt, ſondern auch jeder Jude und jeder Mahomedaner es ſagen kann. Hier iſt dieſes Gebet: „„O einziger, ewiger, allmächtiger, allwiſſender und allgegenwärtiger Gott: der einzige, wahrhafte und unbeſchränkt regierende Gott, ich, dein armes Geſchöpf, ich glaube und ich hoffe auf dich, ich liebe dich über Alles, ich bete dich an, ich lobe dich, ich danke dir und ich gebe mich auf an dich. Vergieb mir meine Sünde, und gieb mir, ſo wie allen Menſchen, was nach deinem heutigen Willen nützlich iſt für unſer zeitliches, wie für unſer ewiges Wohl, und bewahre uns vor allem Uebel. Amen.““ Sobald er dies gehört hatte, rief er, während wir alle im Kreiſe ſaßen: das taugt nichts, weil in dieſem Gebete keine Erwähnung unſers Herrn Jeſu Chriſti vorkommt! Im erſten

Augenblicke war ich von einer ſo raſchen und rauhen Cenſur ein wenig außer Faſſung: nichts deſto weniger verlor ich die Geiſtesgegenwart nicht, und ſogleich erwiderte ich ihm: aus dieſem Grunde wird alſo das Gebet des Herrn, und werden eben ſo viele Gebete, welche ſich in der Apoſtelgeſchichte und in den Briefen der Apoſtel finden, und beſonders dasjenige, welches St. Petrus in dem erſten Kapitel der Apoſtelgeſchichte verrichtet, bei Gelegenheit des über den Nachfolger des Apoſtels Judas geworfenen Looſes, nichts taugen müſſen: denn in dieſen Gebeten iſt nicht immer ausdrücklich Chriſti, noch der Dreieinigkeit Erwähnung gethan. Da wurde mein Bonhomme verwirrt — und wir gingen einen Augenblick darauf aus, Luft zu ſchöpfen." Arnaud blieb indeß Leibnitzen für die Dauer ſeines Bleibens in Paris gleich zugethan, und Leibnitz ſelbſt kam in der Folge immer gern zu ihm.

Seit dem Auguſt war der Hof aus dem Lager nach St. Germain zurückgekehrt; der Baron von Boineburg hatte unterdeſſen von Arnaud de Pomponne die beſtimmteſten Verſicherungen wegen der Auszahlung der ihm ſchuldigen Rente erhalten, und er feuerte durch Briefe Leibnitz an, alle Schritte zu thun, daß er nicht mit leeren Händen zurückkäme. Dabei verließ er ſich ganz auf ſeinen Eifer, wie ſeine Einſichten. „Was ſoll ich machen? ſchrieb er in einem Briefe vom 15. Juli, auf deinen Rath, dein Urtheil, deinen Beifall iſt alles das meinige geſtellt. Alles, was du ausrichteſt, wird mir lieb ſein." Er ſchickte Leibnitzen nach einiger Zeit neue Vollmachten.

Kurze Zeit darauf traf der Obermarſchall Baron von

Schönborn, des Baron von Boineburg Schwiegerſohn, in einer außerordentlichen Geſandtſchaft vom Kurfürſten von Mainz, bei dem franzöſiſchen Hofe ein; er brachte zugleich den Sohn Boineburgs, Philipp Wilhelm, mit, indem ſein Vater durch die drangvollen Zeitumſtände, beſonders durch die Anweſenheit der Brandenburgiſchen Truppen im Mainziſchen Gebiete, behindert war, ſeinem frühern Wunſche und Vorhaben nach, die Reiſe nach Paris in Geſellſchaft ſeines Sohnes zu machen. Der Geſandte ſollte von Seiten ſeines Herrn, des Kurfürſten, Anträge behuf der Vermittelung zum Frieden zwiſchen den kriegführenden Mächten ſtellen, oder vielmehr frühere, aber von Ludwig XIV verworfne Vorſchläge dringender von neuem anbringen. Während nemlich Ludwig XIV die angebotene Vermittelung nicht weiter als auf die inneren Angelegenheiten im Reiche ſich erſtrecken laſſen wollte, beſtand der Kurfürſt von Mainz, in Verbindung mit andern Reichsfürſten darauf, daß die Reichsangelegenheiten, ſo weit ſie durch den holländiſchen Krieg verwickelt waren, von den allgemeinen Friedensverhandlungen, zu denen man ſich anſchickte, nicht getrennt würden. Er ſtellte ſich deshalb der Abſicht der kriegführenden Mächte entgegen, zwei verſchiedene Orten, Köln und Dünkirchen, zu den Verhandlungen zu wählen, ſondern ſtrebte dahin (was nachher auch erfolgt iſt), Köln zum einzigen Kongreſſe zu beſtimmen. Der Obermarſchall hatte den gemeſſenen Befehl, im Falle das franzöſiſche Kabinet nicht nachgeben würde, ſogleich nach England hinüberzugehen und bei dem Könige Karl II das Nothwendige auszuwirken. Für dieſen Fall hatte der Baron von Boineburg angeordnet, daß

ſein Sohn an der Reiſe Theil nehmen ſollte; während auch Leibnitz der Geſandtſchaft nach London ſich anzuſchließen befehligt war.

Dieſem hatte Boineburg in einem dem Obermarſchall mitgegebenen Schreiben ſeinen einzigen Sohn angelegentlichſt empfohlen und ans Herz gelegt, und mit dem Baron von Schönborn theilte Leibnitz die Sorge für den vielverſprechenden, ſechszehnjährigen Jüngling, den in der Geſchichte von Mainz ſo berühmt gewordenen Statthalter von Erfurt, Grafen von Boineburg, welcher auch ſchlechtweg der große Boineburg heißt. In einem nachträglichen Briefe vom 9. December trug er Leibnitzen wiederholt auf, dem Sohne bei ſeinen Studien mit Rath und That beizuſtehn; dies war das letzte Vermächtniß für den ſeinem Hauſe treu anhängenden Freund, und wie eine Ahnung ſeines herannahenden Endes. Schon längere Zeit war ſeine Geſundheit zerrüttet; er war von der verhängnißvollen, ſchweren Zeit daniedergedrückt. Eine heftige Aufregung, welche die Nachricht von den Verwüſtungen ſeiner Güter durch die Brandenburgiſchen Truppen ihm brachte, hatte in der Mitte des December einen Schlagfluß zur Folge, an welchem er nach einigen Tagen ſtarb. Sein Tod war für Freunde, wie für Gegner in jenem Wendepunkte ein Ereigniß zu nennen. Ein Courier brachte dem Miniſter Arnaud de Pomponne die Nachricht davon; dieſer ließ ſie den andern Tag dem Baron von Schönborn durch einen Edelmann beibringen und zugleich ſein Beileid bezeugen. Auf jenen, wie auf den jungen Boineburg und Leibnitz, machte ſie den erſchütterndſten Eindruck; Leibnitz mußte alles aufbieten,

den verwaiſten Sohn einigermaßen zu tröſten. Er ſprach ſich in einem uns erhaltenen Briefe an einen Herrn in Mainz, über die Stimmung, in welche ſie verſetzt waren, folgendermaßen aus: „Es iſt leicht, ſich unſere Ueberraſchung und Erſtaunen vorzuſtellen. Man verheimlichte es jedoch dem jungen Herrn Baron, indem wir ſagten, daß wir Briefe mit der Poſt vom neunten dieſes Monats erhielten, welche etwas von dem ſchlechten Stande ſeiner Geſundheit berichteten. Der Brief vom 16. redete in Ausdrücken, welche die geringe, uns übrig bleibende Hoffnung bezeichneten; und ein Brief vom Abbé de Gravel gab uns vollends den verhängnißvollen Schlag, und raubte uns jeden Reſt des Zweifels. Der junge Herr Baron nahm eine ſo ſchmerzliche Nachricht mit der Zärtlichkeit eines wohlerzogenen Sohnes auf, die alle Welt zu Mitleid rührte. Ich hatte Mühe, ſein Gemüth ein wenig zu beſchwichtigen, aus Beſorgniß vor einer Krankheit. Ich ſtellte ihm vor, daß er Grund habe, ſich zu tröſten, da der Vater ihm, an ſeiner Stelle, ſeinen Ruf hinterlaſſen habe, welcher ihn überallhin begleiten, und ihm günſtigen Zutritt zu allen großen Männern Europa's verſchaffen würde. Er habe nur den edlen Fußtapfen ſeines Lebens nachzugehn, um niemals weder gute Diener, noch Freunde, weder Glück noch Ruhm zu vermiſſen. Und gewiß, was ich geſagt habe, um ihn zu tröſten, diente mir ſelbſt zum Troſte. Denn nach dem Verluſte eines ſo großen Mannes, welcher mich mit ſeiner Freundſchaft beehrte, ſah ich auf die ſchönen Eigenſchaften dieſes jungen Herrn (seigneur), welcher ſeinen ſeligen Herrn Vater wieder

aufleben laſſen wird, mit Vergnügen. Er wird ernſt und ſittlich ſein, und ich erkenne in ihm Spuren ſeines Vaters, welche ſich immer reicher entwickeln werden.“ Hier ſpricht Leibnitz die Hoffnung aus, daß die Reiſe, welche dem jungen Baron in Geſellſchaft ſeines Schwagers bevorſtehe — ſie war alſo damals ſchon beſchloſſen — ſehr geeignet ſei, ihm Eintritt in die Welt zu verſchaffen, wovon ſeine Bildung ſo ſehr abhänge. Er drückt die Hoffnung aus, daß Seine kurfürſtliche Gnaden von Mainz bei dieſem hoffnungsvollen jungen Verwandten Vaterſtelle vertreten werde. Er befürchtet blos, daß die verwittwete Mutter des letztern ihn werde zurückkommen laſſen, und bittet, bei ihr zu vermitteln, daß der junge Baron in Paris bleibe, um für ſeine Studien und Bildung zu arbeiten. Dieſe Furcht war ohne Grund. Leibnitz richtete zu gleicher Zeit an die bekümmerte Freifrau von Boineburg ein Troſtſchreiben in den ſchönſten und kräftigſten Worten. Er ſagt darin: „Derer Tod ſoll troſtlos ſein, mit denen all ihr Ruhm begraben wird! Die aber, ſo durch eine unvergeßliche Glorie ſich ſelbſt überleben, ſind glückſelig zu achten, ſie ſterben, wann ſie wollen. Denn ſie ſelbſt ſterben ſich nie zu frühe, dieweil ſie alles erreichet, was ein verſtändiger Menſch wünſchen kann. Den ihrigen aber und guten Freunden und dem gemeinen Beſten ſterben ſie allezeit zu zeitlich, wenn ſie auch noch tauſend Jahre lebten.“ Den weſentlichſten Troſt gab er auch der Mutter durch Hinweiſung auf ihren hoffnungsvollen Sohn, und „er werde ſich für eine Ehre achten, des ſeligen Herrn Vertrauen zu ihm, ſo er auch

noch in ſeinem letzten Brief bezeiget und ihm aufgetragen, ſeinem Herrn Sohn bei ſeinen Studien mit Rath und That beizuſtehn, wahr zu machen." —

Die mainziſche Geſandtſchaft begab ſich, da ſie ihres Zwecks bei Ludwig XIV verfehlt hatte, im neuen Jahre 1673 nach London. Im Gefolge des Baron von Schönborn war beſtimmtermaßen auch Leibnitz; aber der junge Boineburg blieb unter der Aufſicht eines jungen deutſchen Gelehrten, für welchen der Baron von Schönborn und Leibnitz, auf den Wunſch der Verwandten in Mainz, Sorge gehabt hatten, in Paris zurück. Er hätte ſonſt nemlich die Rückreiſe von London nach Paris allein machen müſſen, weil, nach der letzten Beſtimmung des Kurfürſten, der Geſandte nicht über Paris, ſondern über Holland den Rückweg von England nehmen ſollte, um auch bei den Generalſtaaten in den nemlichen Abſichten zu wirken. Mit dieſem Plane trat der Geſandte, und mit ihm Leibnitz, am 11. Januar 1673 von Paris die Reiſe an den engliſchen Hof an. Da keiner von ihnen das Engliſche ſprach, ſo diente ihnen ein Deutſcher, der ſich auf daſſelbe Schiff begab, als Dolmetſcher, den auch Leibnitz ſpäter in Paris an Huet, dieſes Umſtandes gedenkend, empfohlen hat. Ihr Aufenthalt am Hofe hing von dem mehr oder weniger guten Erfolge der Unterhandlungen ab, welchen indeß dort faſt noch größere Schwierigkeiten entgegentraten, als in St. Germain. Karl II wollte von einer Vereinigung ſämmtlicher ſtreitigen Fragen auf dem zu Köln angeſetzten Kongreſſe im Anfange nichts hören, und beſtand, daß zwiſchen England und Holland in Dünkirchen beſonders verhandelt würde.

Johann Philipp aber, gereizt durch allen dieſen Widerſtand, wartete voll Spannung den endlichen Beſcheid dieſer Geſandtſchaft nur ab, um darnach ſofort die Richtung ſeines Handelns zu beſtimmen. Längeres Zaudern ſchien ihm bedrohlich für das deutſche Reich, und er war nun entſchieden für den Reichskrieg gegen Ludwig XIV, gegen welchen er ſich ſo lange geſträubt hatte. Neben dieſen Geſchäften waren der Baron von Schönborn und Leibnitz noch mit Aufträgen von Seiten der Baronin von Boineburg in Geldangelegenheiten ihres verſtorbenen Gemahls beim Londoner Hofe verſehen, welche ebenſo, wie die franzöſiſchen Forderungen, noch von der Zeit der Kaiſerwahl in Frankfurt herrührten, als Cromwell im Bündniſſe mit Ludwig XIV die Niederlande überfallen hatte. Die Boineburgiſchen Verwandten in Mainz verließen ſich wieder bei dieſem Geſchäfte beſonders auf ihres Leibnitz „Dexterität und hohen Verſtand.“

Ihn zog es unterdeſſen, wie in Paris, ſo auch hier in London, nach den Kreiſen der großen Männer, deren Namen das goldene Zeitalter der Wiſſenſchaft in England bezeichneten. Ein Prinz Robert in der Mechanik, ein Boyle in der Chemie, ein Hook in den mikroſkopiſchen Beobachtungen, ein Sydenham oder Lyſter in der Medicin, Ray in der Botanik, endlich die Wren, Newton (damals in Cambridge), Wotton und Andere glänzten, Namen, wie ſie keine ſpätere Zeit in England leicht ſo zuſammen antreffen konnte. Als Autodidakt hat Leibnitz nicht ſelten das Mißgeſchick gehabt, zu erleben, daß ſeine Entdeckungen zu ſpät kamen, und ihn überdies wohl gar dem Verdachte des Plagiats ausſtellten; und ſo ging es ihm

wirklich bei dieſem Beſuche in London in demjenigen Theile der reinen Mathematik, welche ihn bis dahin vorzugsweiſe beſchäftigt hatte, nemlich in der Lehre von den endlichen Reihen und Combinationen der Zahlen, in welcher man auch den Keim zu ſeinen ſpätern Entdeckungen zu ſuchen hat. Er befand ſich eines Tages bei Boyle (es war der zweite Februar 1673), wo ſich ein vorzüglicher Mathematiker, Namens Pell, eingefunden hatte. Die Rede kam auf die Zahlen, und im Laufe des Geſprächs erwähnte Leibnitz, er beſitze eine Methode, mit Hülfe einer gewiſſen Art Differenzen, welche er differentiae generatrices nannte, die Glieder einer jeden ſtetig wachſenden oder abnehmenden Reihe zu ſummiren. (Es kam auf die genauen oder annäherungsweiſen Conſtanten derjenigen Zahlen an, zu welchen man immer am Ende gelangt, wenn man die ſucceſſiven Differenzen der Glieder einer numeriſchen Reihe nimmt, nachher die Differenzen dieſer Differenzen, und ſo fort, ſo weit als nöthig iſt). Als Leibnitz ſeine Theorie auseinandergeſetzt hatte, fiel Pell ein: dieſe Formel ſei ſeit längerer Zeit von dem berühmten franzöſiſchen Mathematiker Regnaud in Lyon gemacht, und in dem 1670 erſchienenen Buche Mouton's: Observationes diametrorum solis et lunae apparentium ausgeführt. Leibnitz hörte den Titel dieſes Buches zum erſtenmal. Er eilte zu Oldenburg, dem Sekretair der Königlichen Societät, ſeinem Freunde, der auch mit dem Baron von Schönborn in näherer Verbindung ſtand, ließ ſich das Buch Mouton's geben, „begierig zu erfahren (ſagt er in der über dieſen Anlaß aufgeſetzten Denkſchrift) wie weit man ſeiner Entdeckung zuvorgekommen ſei"; durchlief es eilig

und fand, daß Pell zwar die Wahrheit geſagt hatte; daß ihm aber auch von ſeiner Entdeckung Eigenes genug blieb, um nicht nur die Originalität, ſondern auch die weit größere Fruchtbarkeit ſeiner Formel vor der des Regnauld darzuthun. (Sie beſtand darin, daß er auch im Stande war, aus denſelben Principien alle Progreſſion, beſtehend aus Gliedern, welche zum Zähler die Einheit und zum Nenner figurirte Zahlen einer beliebigen Ordnung haben, zu ſummiren). Leibnitz ſetzte den andern Tag die eben erwähnte kurze Denkſchrift über dieſen Vorfall auf, und legte ſie als eine Art diplomatiſches Dokument in die Hände Oldenburgs. Es hat nachher als ein erſtes Aktenſtück in dem, am Abend ſeines Lebens erhobenen, berühmten Streite zwiſchen ihm und Newton über die Erfindung der Differential=Rechnung gedient; als Beſtandtheil des von Collins 1712 herausgegebenen Commercium epistolicum. Pell machte übrigens Leibnitzen unter andern auch auf die Schrift des Holſteiniſchen Geometers, Mercator, über die Rectification der Hyperbel, aufmerkſam, welche er kaufte und nach Paris zurückbrachte. Ueberhaupt bildet dieſe erſte Reiſe Leibnitzens nach London einen wichtigen Punkt in jenem berühmten Streite, er ſelbſt ſah ſie dafür an, und es lag ihm daran, von dem damaligen Standpunkte ſeiner mathematiſchen Bildung einen genauen Begriff zu geben. „Es iſt gut zu wiſſen (ſchrieb er vom 9. April 1716 an den Abbé Conti, welcher einen der Vermittler abgab), daß ich bei meiner erſten Reiſe nach England im Jahre 1673 nicht die mindeſte Kenntniß von den unendlichen Reihen hatte, wie Herr Mercator ſie ſo eben gegeben hatte, eben ſo wenig von andern Materien der

Geometrie, nach ihren Fortſchritten in Folge der jüngſten Methoden. Ich war nicht einmal in der Analyſis des Descartes hinlänglich bewandert. Ich behandelte die Mathematik blos wie ein Parergon; ich kannte nur die Geometrie der Untheilbaren von Cavallieri und ein Buch vom Pater Leotaud, wo er die Quadraturen der Möndchen und ähnlicher Figuren gab, was meine Neugierde einigermaßen erregt hatte. Aber noch mehr fand ich meine Luſt an den Eigenſchaften der Zahlen, wozu der kleine Traktat, den ich, faſt noch ein Knabe, über die Kunſt der Combination (De arte combinatoria) im Jahre 1666 herausgab, die Gelegenheit gegeben hatte. Und da ich ſeitdem den Nutzen der Differenzen für die Summen beobachtet hatte, ſo wandte ich ſie auf die Reihen der Zahlen an. Man ſieht wohl aus meinen erſten, mit Oldenburg gewechſelten Briefen, daß ich nicht weiter gegangen war." — In der gedachten zu London verfaßten und bei Oldenburg gelaſſenen Denkſchrift hebt Leibnitz noch hervor, daß er bei den numeriſchen oder von ihm genannten combinatoriſchen Reihen frühzeitig ein elegantes Geſetz gefunden, das dem Pascal, in dem darüber verfaßten Buche Triangulus Arithmeticae, entgangen war: mit der beſcheidenen Bemerkung, „daß ein Zufall bei dem Erfinden herrſche, welcher nicht immer den größten Geiſtern das Größeſte, ſondern oft auch Mittelmäßigen einiges darbiete."

Auch für ſeine Rechenmaſchine, deren Modell er nach London mitgebracht hatte, und wegen welcher, durch Oldenburgs Vermittelung, die Königliche Societät ihm ihre Anerkennung bezeigte, begegnete er dort einem Nebenbuhler in einem

Mechaniker, Namens Moreland, deſſen Arbeit ſich jedoch nur als eine Combination der Neperſchen Rechenſtäbe mit Pascals Maſchine auswies, wie er ſich, in Geſellſchaft Oldenburgs, der ihn ſelbſt zur Vergleichung aufgefordert hatte, an Ort und Stelle überzeugte.

Dieſen Geſchäften und Anregungen ward plötzlich ein Ende geſetzt durch die unvermuthete Nachricht von dem Tode des Kurfürſten von Mainz, welcher nach kurzer Krankheit den **12.** Februar ſein glorreiches Leben und Walten beſchloſſen hatte. Sein Tod war ein Schlag für die deutſche Sache und ihre Anhänger, während die franzöſiſchen Staatsmänner darüber frohlockten. Leibnitz verlor an ihm nicht blos einen Herrn, dem zu dienen ſein Stolz ausmachte, ſondern der ihn auch ſeiner perſönlichen und gnädigſten Aufmerkſamkeit gewürdigt hatte. Er blieb ihm immer das Ideal eines großen Fürſten, in deſſen wahre Politik Wenige ſo richtig und unpartheiiſch geſehen haben, als er. In einem nach dem Nimweger Frieden an einen Miniſter geſchriebenen Briefe, über den Zeitraum der Geſchichte von dem weſtphäliſchen Frieden bis zum Kriege von **1672**, vertheidigt er mit Wärme Johann Philipp gegen den Verdacht, daß er jemals ſein Vaterland an Frankreich hätte verrathen können. Hier nennt er ihn „ein erhabenes Genie, und der nichts weniger in ſeinem Geiſte betrieb, als die allgemeinen Angelegenheiten der Chriſtenheit.“ Noch ſpät, in ſeiner Theodicee, hat Leibnitz jenem Fürſten ein Denkmal für die Culturgeſchichte Deutſchlands geſetzt, andere Zeugniſſe in den übrigen Schriften zu übergehen.

Der Tod Johann Philipps beſtimmte den Baron von Schönborn, welcher für ſeine Perſon ſtets den politiſchen Grundſätzen ſeines Schwiegervaters, des Baron von Boineburg, zugethan, und der daher ſeiner Miſſion von Paris nach London im Herzen ungern gefolgt war, von der Inſtruktion, in Betreff des Rückwegs über Holland, abzuweichen, und ſofort über Frankreich wieder zurückzugehen. So kam es, daß auch Leibnitz Anfangs März **1673** in Gefolge des Geſandten wieder in Paris eintraf. Ludwig XIV hatte ſich aber unterdeſſen zur Einwilligung in die Beſchickung des Congreſſes zu Köln, wo die Angelegenheiten der kriegführenden Mächte, auch ſo weit Kaiſer und Reich betheiligt waren, verhandelt werden ſollten, verſtanden: und von ihm beſtimmt, weigerte auch der König von England ſeine Zuſtimmung nicht länger. Der Kongreß nahm im Juni ſeinen Anfang, und zog ſich faſt ein Jahr lang in fruchtloſen Verhandlungen hin, bis im Jahre **1674** die gewaltſame Wegführung der Fürſten von Fürſtenberg durch die Kaiſerlichen den Vorwand zum Abbruch des Kongreſſes lieh, worauf die Kriegs-Erklärung des Reichs gegen Ludwig XIV erfolgte. Bald hatte das deutſche Reich, beſonders der Rhein, die Wuth des Krieges zu erfahren.

Statt den nach Mainz zurückkehrenden Baron von Schönborn zu begleiten und dort ſeinen frühern Wirkungskreis unter dem Nachfolger Johann Philipps, dem neuen Kurfürſten, Karl Heinrich von Beilſtein-Metternich, wieder anzutreten, zog Leibnitz es vor, die Entladung des umwölkten politiſchen Horizonts in Paris abzuwarten, an welchen Ort er

wenigſtens mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Sympathieen ſich gefeſſelt fühlte. Dem neuen Kurfürſten war er nicht unbekannt; ſeine Muſe hatte ihn demſelben bei ſeiner Coadjutor-Wahl perſönlich empfehlen müſſen; und in einem Briefe, welchen Leibnitz nach ſeiner Rückkehr von Paris nach London an Oldenburg ſchrieb, ſagt er, nachdem er des betrübenden Todes Johann Philipps Erwähnung gethan: „Wir tröſten uns durch ſeinen Nachfolger, den Biſchof von Speier, einen nicht allein weiſen Fürſten, ſondern der ſeine Wißbegierde auch bis zur Mechanik treibt, der übrigens mit derſelben Familie verſchwägert iſt, (denn ein Bruder des Schönborn, welcher jetzt bei Euch geweſen iſt, hat ſeine Schweſter zur Ehe), und nächſtdem darüber, daß alle Briefe und Papiere, beſonders die, welche ſich auf die Philoſophie (ad rem philosophicam, hier wohl nichts als die Phyſik oder Chemie) beziehen könnten, in unſern Händen ſein werden. Doch dies behalte für Dich und nur noch den berühmten Boyle.“ Dieſe dunklen Worte, welche ein ſtillſchweigendes Verhältniß zwiſchen den Correſpondenten vorausſetzen, gehen ziemlich deutlich auf den handſchriftlichen Nachlaß des verſtorbenen Kurfürſten. Wie dem nun auch war, Leibnitz erhielt ohne Mühe durch ſeinen Patron und Freund, den Baron von Schönborn, bei dem regierenden Kurfürſten die Erlaubniß ausgewirkt, länger in Paris zu bleiben. „In großen Sachen, ſchrieb ihm Schönborn in einem Briefe aus Mainz vom **5.** Mai **1673**, iſt hier zur Zeit noch nichts zu thun: habe alſo die Speculation, den Herrn in Paris in N e g o t i i s zu gebrauchen, nicht können

machen reüſſiren; interim aber habe ich deſſelben Perſon beſtens recommandirt; und ſind Seine Kurfürſtlichen Gnaden zufrieden, daß mein hochgeehrter Herr zu Paris noch eine Weile ſich aufhalte, ohne Gefahr des Dienſts.“ —

So fand ſich Leibnitz nach Verlauf eines Jahres wieder auf dem Platze, wohin er ohne die wunderbarſte Miſſion, welche ein junger untergeordneter Beamter und Gelehrter in ſeiner Stellung jemals erhalten haben mag, vielleicht nie, wenigſtens nicht in demjenigen Abſchnitt ſeines Lebens gelangt wäre, wo noch die Welt mit ihren wirklichen oder idealen Gütern für ſeinen alles umfaſſenden Geiſt offen lag; ſo daß der Aufenthalt, den er von jetzt ab für unbeſtimmte Zeit in Paris nahm, für die Vollendung ſeiner Bildung und ſeines künftigen Ruhmes unberechenbar war, und ihm für das Mißlingen ſeines geheimen politiſchen Reiſezweckes den reichſten Erſatz darbot. Indeß, was überraſchen möchte, war die Idee, welche ihn zu jenem kühnen Unternehmen begeiſtert hatte, trotz der gemachten Erfahrungen in ihm noch nicht erkaltet; diejenigen, welche darum gewußt und mitgewirkt hatten, der Kurfürſt Johann Philipp und Boineburg, waren jetzt beide todt: Leibnitz wagte es, mit ſeinem Geheimniſſe an einem dritten Orte den Verſuch zu machen. Dem Herzoge Johann Friedrich von Hannover, einem die Erudition, aber auch chemiſche und mechaniſche Studien eifrig beſchützenden Fürſten, war er ſeit längerer Zeit durch den mit ihm geführten Briefwechſel vortheilhaft empfohlen, nachdem er durch den Baron von Boineburg aufgemuntert worden war, ihm nicht nur ſeine in Frankfurt und Mainz herausgegebenen

Schriften, ſondern auch handſchriftliche Aufſätze, welche zum Theil noch das Licht nicht geſehen haben, und meiſt auf Theologie und Religion ſich beziehen, zu überſenden. Nur von Seiten der Politik hatte der Herzog von Hannover ihn noch nicht kennen gelernt; denn das undurchdringlichſte Geheimniß galt damals, mehr als zu irgend einer andern Zeit, als die erſte Tugend eines Staatsmannes; Rückhaltung dagegen, welche unter Umſtänden in Verſtellung oder Ueberliſtung überging, ward ſich in der Sphäre der Kabinetspolitik gegenſeitig zugeſtanden. Angenommene, erkünſtelte Naivität und Bonhommie mußten beſonders demjenigen zu Statten kommen, welchen ſein bürgerlicher Stand von aller Verbindung mit Staatsmännern fern zu halten ſchien. Eine ſolche Stellung hatte Leibnitz dem gelehrten Herzog von Hannover gegenüber. Er wollte ſie benutzen, um dieſem, bei Ludwig XIV ſehr angeſehenen und mit ihm verbündeten Fürſten das, obgleich ſchon zweimal verworfene, Projekt einer Eroberung von Aegypten an die Hand zu geben. In dieſer Abſicht richtete er aus Paris vom 26. März 1673 ein ſehr ausführliches, auf den angegebenen Zweck künſtlich angelegtes Schreiben an Johann Friedrich, paradox, ja auffallend für jeden Leſer, der den Schlüſſel dazu nicht mitbringt. Dem Anſehen nach wäre dieſer Brief, welcher nach dem Concepte im Drucke erſchienen iſt, nur abgefaßt, um den durch die franzöſiſche Reiſe abgebrochenen Briefwechſel wieder anzuknüpfen, und das Verſäumte in den Berichten fortgeſetzter Beſtrebungen für Wiſſenſchaft und Bildung nachzuholen: dies geſchieht auf eine ziemlich großrednerische Art, der Verfaſſer entfaltet die

reiche Univerſalität ſeines Genies: erſt ganz am Ende folgt der durch alles Vorhergehende von weitem vorbereitete Vorſchlag, welcher, wie ohne Abſicht, dem fürſtlichen Empfänger zur Ausführung hingehalten wird. „Endlich will ich, heißt es hier, mit Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht gnädigſter Permiſſion, zum Corollario, eine, wenn ich ſo reden darf, mir in den Sinn gekommene Staats-Invention anhängen. Ich ſorge, man wird ſagen, ne sutor ultra crepidam. Gleichwohl iſt das Proponiren Niemanden verboten, und das Judicium hochverſtändigen Staatsleuten vorbehalten. — Es iſt klar, daß ſo große franzöſiſche Armaturen endlich ausbrechen müſſen, daß, wenn ſie in Europa ausbrechen, ein langer Univerſalkrieg und jämmerlicher Ruin vieler hunderttauſend Menſchen zu beſorgen, daß alſo alle, nicht allein catholiſche, ſondern auch andere Chriſten" (Leibnitz ſprach als Lutheraner zu einem katholiſchen und eifernden Convertiten), „deren Verwendung in die Levante gegen den Erbfeind wünſchen. Allein Alle, die bisher ein ſolches gerathen, haben mehr theologiſche, als politiſche Beweggründe gebraucht, und geſagt, daß man's thun ſolle, etliche auch ihre Maaßregeln übel genommen und ſind daher von verſtändigen Staatsleuten verachtet worden, und alſo iſt eine Sache, daran die Ehre Gottes und die allgemeine Wohlfahrt hanget, nur auf Kanzeln und nicht in Cabinetten in Conſideration kommen. Ich aber habe durch fleißiges Leſen der glaubwürdigſten Reiſen einen ſo wichtigen, von Niemand meines Wiſſens berührten Vorſchlag gefunden, daß ich kühnlich ſagen darf, nächſt Erfindung des fabelhaften lapidis Philosophorum, könne

einem ſolchen Potentaten, als der König in Frankreich iſt, nichts Importanteres vorgetragen werden; denn es hanget mehr daran, als vor deſſen Erklärung zu glauben. Ich habe ihn noch niemand zuvor, als dem Herrn .... (hier iſt in dem Concepte eine Lücke, daß aber der Baron von Schönborn genannt geweſen, iſt kaum zu bezweifeln), zu erkennen gegeben, der ihn äſtimirt, und mich, ein Bedenken darüber zu verfaſſen, eifrigſt urgirt, ſo ich thun will, und ſolches auch bei dem ſchärfſten Examen der raffinirteſten Staatsleute zu ſuſtinuiren mir getraue. Saepe etiam olitor valde opportuna locutus. Vielleicht giebt Gott die Gnade, daß durch mich an einem hohen Orte res Ecclesiae et patriae tam salutaris mit Nachdruck angebracht werden könne." — Der Herzog hätte auf den Gedanken kommen können, als hätte dieſer Vorſchlag dem franzöſiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Arnaud de Pomponne, vielleicht von Leibnitz ſchon gemacht ſein können — dieſer Muthmaßung im voraus zu begegnen, fährt Leibnitz in einem unbefangenen Tone fort: „Ob ich zwar in Frankreich ſo große Freundſchaft noch nicht habe, ſo bin ich doch bereits an Herrn Colbert recommandirt, und auf deſſen Befehl zur Verfertigung meiner arithmetiſchen Maſchine urgirt worden; und nunmehr auch an Mr. de Pomponne, als Secretarium Status, wird mir durch ſeinen Vetter, Mr. Arnaud, den ich in vindicatione philosophica mysteriorum Eucharistiae hoch genug zu obligiren verſichert bin, an Adreſſe nicht mangeln. Zudem habe ich doch meiſtentheils das Glück gehabt, an ſteinfremden Orten, ſo bald ich mich zu expliciren Gelegenheit

gefunden, in einige Conſideration, auch ohne alle Recommendationen, gezogen zu werden. Maßen zu Mayntz, als ich dahin zuerſt kommen, mich kein Menſche gekennet, und gleichwohl Churfürſtliche Gnaden gleich anfangs favorable Gedanken von mir geſchöpft. Auch viele Curioſi, zu denen ich die geringſte Kundſchaft nicht gehabt, haben auf meine Briefe an ſie mit einer extraordinären Höflichkeit und Willfährigkeit geantwortet.“ —

Dieſe diplomatiſche Feinheit ſchlug nichts deſto weniger fehl. Der Herzog von Hannover ging über das ſo künſtlich eingekleidete Anerbieten, das Leibnitz mit einer Denkſchrift über die Eroberung von Aegypten ihm geſtellt hatte, ganz gleichgültig weg, und dachte wohl wirklich: ne sutor ultra crepidam. Dagegen war er von dem Briefe im Ganzen in einem ſolchen Grade eingenommen, daß er ohne Zögern eine Antwort an Leibnitz ergehen ließ, und ihn in der ehrenvollſten Art in ſeine Dienſte und perſönliche Umgebung einlud. Weil Leibnitz nach mehreren Jahren einer wiederholten Aufforderung dieſer Art von dem Herzog von Hannover wirklich Folge geleiſtet, ſo muß immer der im Jahre **1673** an ihn ergangene Antrag als der herbeiführende Grund des nachmaligen Verhältniſſes Leibnitzens zu dem Hauſe Hannover, welches ſich auf ſeine ganze Lebensdauer erſtreckte, betrachtet werden. Deshalb verdient des Herzogs Antwort auf Leibnitzens Schreiben hier eingeſchaltet zu werden: „Von Gottes Gnaden Johann Friedrich Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg u. ſ. w. Unſern gnädigſten Willen zuvor, Ehrbarer, Hohgelahrter, Lieber, Beſonder. Wir haben Ewer zu Paris

den 26. Martii (1673) anhero abgelaſſenes Schreiben zu recht geliefert empfangen, und daraus ſowohl von Ewerer, eine Zeithero gehabten Peregrination in Frankreich und England und daſelbſt mit verſchiedenen vortrefflichen Leuten zugelegten Kundſchaft, als auch bei denenſelben allenthalben gefundenen, rühmlichen Beifall, Ewrer erſonnenen künſtlichen arithmetiſchen Maſchine, zuſammt Ewrer uns beſtändig zutragenden Dienſtbegierigkeit, ganz gerne und höchſt vergnüglich vernommen. Gleichwie wir nun von verſtändigen und gelahrten Leuten, und alſo unter denenſelben auch von Ewrer Perſon, jederzeit ſonderbare Eſtime gemacht, und noch dieſe Stunde, bei Unſern obhabenden vielfältigen und faſt (ſehr) ſchweren Regierungsgeſchäften, aus der mit denenſelben je zuweilen pflegenden annuthigen Converſation und Correspondence große Ergötzlichkeit empfinden. Alſo würde uns ſo viel mehr zu gnädiger und dankgenehmiger Gefälligkeit gereichen, wenn wir Ewrer nähern Converſation und ſogar perſönlichen Gegenwart an dieſen Ort zu genießen, und aus ein und andern vorkommenden, curioſen Dingen uns mit Euch mündlich beſprechen und divertiren möchten. Wir erinnern uns, daß der wohlſeel. Freiherr von Boineburg hiervon, und bei angelegentlicher Recommendirung Ewrer Perſon ſich vernehmen laſſen: „Dar wir belieben möchten, Euch nebenſt dem zulegenden Prädicat unſers Raths, von Haus aus eine jährliche Beſoldung von etwa 600 Rthlr. zu vermachen, Ihr alsdann nicht abgeneigt wäret, Euch dieſes Orts her in Unſre wirkliche Dienſte zu begeben.“ Wir ſeynd dazu, gleich damals, auch noch allerdings erbötig,

wollen auch dafür halten, daß Euch ſolches jetzo um ſo viel mehr annehm- und thunlich ſeyn könnte, weil nach nunmehrigem Ableben des obwohl gedachten Baron de Boineburg ſeel. Ihr an dieſem Orte, nicht allein zu Fortſetzung Ewrer lobwürdigen Studien und Lucubrationen, und völliger Excolirung Ewrer bisher dabei erwieſenen ſonderbaren Scharfſinnigkeit, allerhand gute und dienliche Bequemlichkeit finden werdet, ſondern auch dabei guten Reſpect, und unter unſerer, dazu gerne mit herleihender fürſtlichen Autorität, der gelahrten Welt Euch ferneres bekannt machen, und mit den allerberühmteſten und vortrefflichſten Leuten in vertrawliche Correſpondence gefüglich gelangen könntet; der zu unſern Händen ſich hierdurch legenden guten Gelegenheit, Euch Unſere zutragende aufrichtige Affection und beſonderbare Gnadenneigung in mehrerem Werke, und thätig zu erkennen zu geben, vorjetzo zu geſchweigen. Wollen demnach hierüber Ewer eigentlichen Erklärung demnächſt abwarten, und Uns inmittelſt ſonderſt lieb ſeyn laſſen, wenn Ihr mit Ewrer angefangenen angenehmen Correſpondence, nicht weniger auch Communicirung Ewrer nach und nach verfertigenden Arbeit, für dies zu continuiren ohnbeſchwert ſeyn werdet. Geſtalt wir ſolchen Ewren Fleiß in alle ablängliche Wege danknehmig zu erkennen ohnvergeſſen bleiben, als ohnedem Euch mit Gnaden und geneigten Willen wohlbeigethan. Gegeben in Unſrer Reſidenz-Stadt Hannover, den **15.** April **1673.** Johann Friedrich.“ Wie wird Leibnitz die von ihm geforderte und abgewartete Erklärung wegen des Eintritts in des Herzogs Dienſte eingerichtet haben? Wir kennen ſie nicht: daß

er ſie aber für die nächſte Zukunft abgelehnt, lehrt ſein Leben. Was hätte ihn auch bewogen, gerade jetzt den kurmainziſchen Dienſt mit dem bei dem Herzog von Hannover zu vertauſchen, und Paris, welches er als eine neue Schule betrachtete, gegen einen Winkel Deutſchlands aufzugeben? Offenbar hatte der Herzog, wie ſein Brief beweiſt, von Leibnitzens Lage nur eine ſehr unklare Vorſtellung; er legte zu viel Gewicht auf Leibnitzens Verhältniß zu dem unlängſt verſtorbenen Baron von Boineburg, als wüßte er nichts von ſeiner ganz unabhängigen, ehrenvollen Stellung im Dienſte von Kur-Mainz. Es reichte für Leibnitz hin, den Herzog darüber aufzuklären, um dem Antrage ohne Verluſt von ſeiner Gnade diesmal auszuweichen.

Wir erwähnen an dieſer Stelle eines andern Antrags, der Leibnitzen zur nemlichen Zeit vom Norden Europas her gemacht wurde, welcher aber eben ſo wenig als der des Herzogs von Hannover, und aus dem einzigen Grunde ſchon den beabſichtigten Erfolg nicht nach ſich zog, weil die erſte daran geknüpfte Bedingung war, Paris zu verlaſſen, und mit Kopenhagen zu vertauſchen. Jener treu anhängliche Freund von Leibnitz, der ſeit einiger Zeit als däniſcher Reſident in Hamburg lebende, Habbeus von Lichtenſtern, hatte, bald nach ſeinem Uebertritt in däniſche Dienſte, im Januar 1672 bei Leibnitz ſchriftlich angefragt, ob er vielleicht in däniſche Dienſte treten wollte. Es war in jenem Augenblick, als Leibnitz voll Spannung dem Ausgange ſeiner, durch Boineburg mit dem franzöſiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten geführten Unterhandlung entgegenſah, und bald

darauf ſeine Miſſion nach Paris antrat. Jetzt, nach Verlauf eines Jahres, im März **1673**, erneuerte Habbeus ſeine Anfrage bei Leibnitz; der erſte Miniſter des Königs von Dänemark, der Graf Güldenlow, deſſen Aufenthalt in Hamburg Habbeus benutzt hatte, ihm Leibnitzen zu empfehlen und auf ihn begierig zu machen, verlangte ihn zu ſeinem Secretair mit angemeſſenem Gehalte und häuslich perſönlichem Zuſammenleben mit ihm; Vortheile, welche er in der Zukunft zu erhöhen bereit war. War auch Leibnitzens Antwort darauf nicht geradezu ablehnend, ſo bereitete er doch ſeinen Freund und Vermittler hinlänglich darauf vor, daß er in die Wünſche des däniſchen Miniſters in dieſem Augenblick nicht eingehen werde. „Sie kennen mein Naturel, (ſchrieb er in aller Vertraulichkeit an jenen) welches nicht darin beſteht, ſo viel Geld als möglich zuſammen zu bringen, noch auch mich den gewöhnlichen Vergnügungen hinzugeben, ſondern meinen Geiſt zu befriedigen, indem ich etwas Solides und Nützliches für das Allgemeine hervorbringen kann. Wenn Sie alſo glauben, daß Herr von Güldenlow von ſolidem Geiſte, und für augenſcheinlich nützliche und leicht auszuführende Unternehmungen empfänglich iſt, und bereit, ſie mit ſeinem Anſehn zu unterſtützen, woran ich auch nicht zweifle, wenn ich den hohen Rang, den er einnimmt, erwäge, und den Ruf, welchen ſein Ruhm aller Orten verbreitet, und ich von ſeiner Seite auch ein einigermaßen vollkommenes Vertrauen erwarten kann — indem ich nicht gewohnt bin, mich gewiſſen politiſchen Launen einiger großer Herren zu unterwerfen, und ich mich lieber von allen dieſen Geſchäften entfernt halte, als daß ich in

beſtändiger Unruhe lebte—dieſes vorausgeſetzt, bin ich bereit, mein Herr, Ihre Befehle zu empfangen, und ich hoffe, durch meinen Eifer nicht ganz unnütze Dienſte leiſten zu können. Auch dieſes Geſtändniß lege ich ab, daß ich an einem Fehler leide, welcher in der Welt für bedeutend gilt, nemlich es oft an den Ceremonien fehlen zu laſſen, und im erſten Augenblicke keine zu gute Meinung von mir einzuflößen. Wenn man auf dieſe Dinge viel giebt, was ich nicht glaube; und wenn man trinken muß, um ſich ein Anſehen zu verſchaffen, ſo werden Sie ſchon entnehmen, daß ich nicht in meinem Elemente ſein würde. Aber um mich desjenigen, was ich hoffen könnte, zu vergewiſſern, ſo will ich einen Vorſchlag machen, welcher mir ſehr vernünftig ſcheint.“ Dieſer Vorſchlag ging nun zunächſt auf nichts anderes hinaus, als von Paris aus der Berichterſtatter für die däniſche Regierung über den franzöſiſchen Kunſtfleiß in den verſchiedenſten Gattungen zu werden; auch auf die wichtigſten literariſchen Erſcheinungen wollte er ſein Augenmerk richten, doch auch wieder nicht von dem Standpunkte eines Gelehrten, ſondern im Intereſſe eines Staats- und Geſchäftsmannes. „Die meiſten Bibliotheken, bemerkt er dabei, welche für ſchön und intereſſant gelten, ſeien beinahe nur mit Büchern von geringem Nutzen angefüllt. Wenn er eine nach ſeinem Geſchmacke errichten ſollte, ſo würde er hauptſächlich nur zwei Arten von Büchern aufnehmen, erſtlich ſolche, welche von Erfindungen, Demonſtrationen und Verſuchen handelten, und nachher ſolche, welche Staats-Denkſchriften und die Geſchichte, zumal die der neueſten Zeit, und Beſchreibungen der Länder enthielten.

Eine Bibliothek der Art koſtete nicht viel, und wäre unendlich intereſſant. So habe er ſelbſt (mit Rückſicht auf die Gränzen, die er ſich vorgeſchrieben, und nach Verhältniß ſeiner Börſe) für vierzig Thaler die Blüthe der Bücher Englands zurückgebracht.“ Schließlich macht Leibnitz noch einige, den Dienſt betreffende Bedingungen, ſo wie er erwartet, daß mit dem, von dem Miniſter gemachten Anerbieten der Titel eines königlichen Raths verbunden ſei, ſo wenig er auch ſonſt auf ſolchen äußeren Schein gebe. Bis er von ſeinem Freunde übrigens Antwort habe, wage er nicht, an den Miniſter ſelbſt zu ſchreiben.“ Man merkt es an dem ganzen Tone ſchon, daß es Leibnitzen mit der Uebernahme der ihm angetragenen, ſo ehrenvollen Stelle kein rechter Ernſt war. Aber auch der däniſche Miniſter hat auf die, ſeinem Antrage von Leibnitz gegebene Wendung nicht eingehen können: ſo verlautete denn auch während des Lebens unſers Leibnitz von jener vorübergehenden Abſicht keine Spur, und auch ſein Freund Habbeus muß von jener Zeit ab jeden weitern Verſuch dieſer Art aufgegeben haben. In Leibnitzens Nachlaß findet ſich übrigens noch manches andere Blatt der Erinnerung an jenen, mit mancher Sonderbarkeit behafteten und anziehenden Geſchäftsmann und Halbgelehrten.

Leibnitz blieb alſo, ohne ein feſtes Ziel zu verfolgen, in der äußeren, von dem regierenden Kurfürſten von Mainz ihm belaſſenen Eigenſchaft eines Mainziſchen Raths in Paris; ſo jedoch, daß das Band, welches ihn an den frühern und hoffnungsreichen Schauplatz ſeiner amtlichen Thätigkeit knüpfte, immer lockerer und loſer wurde, wie es denn in der That ſchon

durch ſein erſtes Verbleiben im Auslande, nach dem Tode Johann Philipps und des Baron von Boineburg, ja gewiſſermaßen bereits durch ſeine Sendung an den franzöſiſchen Hof im Frühjahr 1672 aufgelöſt war. Leibnitz hatte die Möglichkeit, daß er nicht mehr nach Mainz zurückkommen würde, bald bei den Anſtalten zu ſeiner geheimnißvollen Entfernung von dieſem Orte vorausgeſehen, und ſeine ſämmtlichen Bücher und angefangenen Arbeiten oder Entwürfe ſeinem Freunde und Wirth, dem Hofrath Laſſer, zur Aufbewahrung übergeben. Daher blieb Vieles von ihm dort, auch als Laſſer unterdeſſen mit Tode abging, ohne das von ihm und Leibnitz gemeinſchaftlich betriebene Unternehmen vollendet zu haben. Erſt als Leibnitz in Hannover Anſtellung und feſten Sitz genommen hatte, und zwar im Jahre 1679, ließ er ſich von den Verwandten Laſſers ſeine in Mainz zurückgelaſſenen Papiere zukommen. Merkwürdig iſt die Wendung, deren er ſich bei dieſem Anlaß bediente, um ſeine Trennung von Laſſer und ſein Bleiben im Auslande zu begründen. „Das ausbrechende Kriegswetter, ſchrieb er, und erfolgte Veränderung habe ihn gezwungen, auf ſeine eigene Wohlfahrt Acht zu haben: dann er ſchon zuvor auf des ſeel. Herrn Laſſers Zureden einige ſehr anſtändige Beförderungen ausgeſchlagen. Welches aber (fährt Leibnitz fort) in die Länge ſich nicht thun laſſen; denn er ſo gar in Mainz nichts erworben, daß er auch nicht wenig von dem Seinigen zuſetzen müſſen. Habe er alſo ſeine Reiſe fortſetzen, und dahin trachten müſſen, wie er mit Gottes Hülfe zu einer anſtändigen Bedienung gelangen möchte. Mit dem ſeel. Herrn Laſſer

aber habe er die Abrede genommen, daß er dieſes Werk (nemlich das verbeſſerte Corpus Juris) wiewohl abweſend, dennoch gemeinſchaftlich mit ihm, ſobald ihm ein gewiſſer Ort zugewieſen worden, vornehmen wollte. Unterdeſſen ich ihm (lauten die ferneren eigenen Worte Leibnitzens) alle zu dem Werk gehörigen, auch ſonſt viele meiner anderen Schriften und Bücher, ſo zu Mainz bei mir gehabt (wie denn darüber Bekenntniß und Unterſchrift habe) als einem treuen Freunde in Depoſito gelaſſen, und meine Reiſe fortgeſetzt." Hier zollt Leibnitz dem Tode und Gedächtniſſe ſeines ehemaligen Verbündeten einige Worte der Pietät, und ſpricht endlich ſein Verlangen aus: „daß er, nachdem er, Gottlob, ſeine Sachen etwas in Ordnung gebracht, er nun nicht allein ſeiner Schriften, ſondern auch des von Laſſer beigetragenen Apparatus von nöthen habe, damit nicht eine Arbeit zweimal geſchehen müſſe. Er verſpricht zum Schluſſe, daß bei des Werkes Ausfertigung ſowohl Laſſers, wie ſeines eignen Namens dabei gedacht werden ſollte." Wir wiſſen ſchon, daß es dahin nie gekommen iſt, weil Leibnitz mit zu viel Hinderniſſen und täglich wachſenden Aufgaben zu kämpfen hatte; aber, was er deſſen ungeachtet auch ſpäterhin für jenes Jugendunternehmen, mit Hülfe einiger Rechtsgelehrten, noch gethan hat, iſt zum Theil noch vorhanden, und zum andern Theil vielleicht in einer von Deutſchlands Bibliotheken noch aufzufinden. Nur ſo lange Leibnitz in Paris gelebt hat, ließ er die Theorie der Rechtswiſſenſchaft, als ſolche, am weiteſten aus den Augen, und noch in den letzten Monaten ſeines dortigen Aufenthaltes hielt er es für nöthig, ſich wegen dieſer ungelöſten und aufs

Ungewiſſe hinausgeſchobenen Schuld vor einem deutſchen Rechtsgelehrten und Literatoren, welchem er aus Paris den **10.** Mai **1676** ſchrieb, gewiſſermaßen zu entſchuldigen. „Sie werden fragen, ſchrieb er, was von mir, dem in Verſprechungen einſt ſo freigebigen, ſeit der Zeit geleiſtet wurde? Ich antworte: Angelegt und angefangen iſt vieles worden, ausgeführt aber und zur Vollkommenheit gebracht freilich nichts. Denn da mir die Nothwendigkeit, nach Frankreich zu reiſen, aufgelegt worden war, ſo habe ich ſeit der Zeit an alles andere eher, als an die Jurisprudenz gedacht. Nicht ſo aber, als gäbe ich es auf, das Begonnene in Zukunft wieder aufzunehmen; ja ſogar, wenn Sie die Jurisprudenz als einen Theil der Staatswiſſenſchaft anſehen wollen, denjenigen meine ich, welcher nicht auf der Willkühr der Geſetze, ſondern auf dem Wohle des Ganzen beruht, ſo habe ich auch jene nicht vernachläſſiget. Ich habe ein etwas tieferes Studium der Mathematik damit verbunden, und habe es, gegen mein Erwarten, dahin gebracht, daß man mich in Paris, unter einer ſo großen Zahl von gelehrten Männern, nicht ganz überſieht. Denn meine Entdeckungen, ſowohl in der Zahlenlehre, als auch in der Geometrie, wie in der Mechanik ſind mit Beifall aufgenommen worden. Und ſo hätte ich, wenn auch ſonſt nichts, ſo doch ſo viel erreicht, daß ich die wahre Analytik und die echten Methoden der Demonſtration an hervorſtechenden Beiſpielen gegeben habe, und jetzt, wenn auch nicht ſo Vieles, doch Beſſeres, auch in der Wiſſenſchaft des Rechts zu geben vermag.“ Man braucht nur an die Principien des Naturrechts zu denken, welche Leibnitz

ſpäterhin als einen weſentlichen Beſtandtheil ſeines philoſophiſchen Syſtems neu begründet hat. Doch, um nicht aus dem engeren Gebiete der Rechtswiſſenſchaft und ihrer Anwendung auf die bürgerliche Geſellſchaft hinauszugehn, ſo hat Leibnitz durch ſeine Vereinfachung der Interuſurrechnung (Meditatio Juridico - Mathematica de interusurio simplice) vom Jahre 1683, als eine Anwendung der unendlichen Reihen auf die Beſtimmung des Unterſchiedes eines Kapitals und ſeines augenblicklichen Werthes, das erſt an einem anberaumten Termine fällig iſt, in dem vorhin ausgeſprochenen Sinne ſeine Schuld abgetragen. „Advokaten, ſagt beipflichtend Käſtner, klagten wohl über Unverſtändlichkeit — einſichtsvolle Regierungen aber haben ſie in ihren Dikaſterien eingeführt.“

Seine in den erſten Jahren ununterbrochen gepflogene Verbindung mit dem Hauſe Boineburg-Schönborn in Mainz trug viel bei, Leibnitzen über die engere Sphäre der bloßen Gelehrten in die der höhern Geſellſchaft des Hofes und hoher in Paris lebender Fremden zu erheben; und der Verluſt an Zeit und Kräften, den ihm dieſe zerſtreuenden Verbindungen herbeiführten, glich ſich durch den höhern Gewinn derjenigen Bildung aus, welche für den künftigen Hofmann unerläßlich war. Nur fehlen uns zu ſehr die Nachrichten, um nach den beiden, ſich einander ergänzenden Seiten mehr als Blicke hinwerfen zu können: wir können nur von einzelnen Zügen auf das Allgemeine ſeiner, gewiß nicht gewöhnlichen Stellung zurückſchließen. Eine von Leibnitz in ſeinem ſpätern Leben aus der Erinnerung erzählte Anekdote über den gelehrten

Abbé Gallois, welcher 1707 geſtorben iſt, gehört hieher, wie Leibnitz ſie in einem Briefe an Johann Bernouilli vom 24. Juni 1707 erzählt. Er ſpricht von der großen Selbſtliebe und dem Starrſinn dieſes Gelehrten, welchen er unter andern durch unermüdliche Bekämpfung der Differentialrechnung gezeigt hatte. „Ich ſtand früher mit dem Manne in vertrauter Bekanntſchaft, da er die Gunſt des Miniſter Colbert beſaß. Eines Tages befand ich mich ſelbſt bei Colbert, als Begleiter des edlen Herzogs von Chevreuſe. Ich traf dort Gallois an, wie er mit dem jüngern Colbert, mit dem Beinamen Croiſſy, kurz ehe dieſer zu den Friedensverhandlungen nach Nimwegen abging, ſprach, und es darauf anlegte, durch närriſche Reden ſein Lachen zu erregen, zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß der nicht unberühmte Mann um die Gunſt der Großen durch beinahe ſkurrile Witze buhlte. Aber man ſagte, daß der ältere Colbert ſich an der Geſchwätzigkeit des Mannes ergötzte, wenn er ſich von den Anſtrengungen ſeines Miniſteriums erholen wolle.“ Der Herzog von Chevreuſe war der Schwiegerſohn des Miniſters Colbert, zu welchem Leibnitz ihn begleitete. Seine Verdienſte als Staatsmann und Menſch ſchildert ausführlich St. Simon in ſeinen Denkwürdigkeiten.

Die häufig gebotene Gelegenheit, für die Geſchäfte hoher Perſonen und Familien in Paris an den Hof zu ſchreiben, Denk- und Staatsſchriften auszuarbeiten, war eine in ihren Folgen auch für das Allgemeine höchſt fruchtbare Uebung, inſofern Leibnitz dadurch am meiſten jenen Grad in

der Kunſt, franzöſiſch zu ſchreiben, an Ort und Stelle erwarb, vermöge deren er nachher, bei dem politiſchen Uebergewicht Frankreichs ſeit den Eroberungen von **1672**, allein ein europäiſcher Schriftſteller werden konnte. Gerade in dieſer Epoche war die klaſſiſche Literatur der Franzoſen auf dem Punkte ihrer höchſten Entfaltung, um nach einigen Decennien wieder abzunehmen. Racine war auf der Höhe ſeiner Schöpfungen; Moliere ſtarb ein Jahr nach Leibnitzens Ankunft in Paris, (**1673**) aber er hat ihn noch ſelbſt in einem ſeiner Stücke ſpielen ſehen, auch nach ſeinem Tode das auf den unſterblichen Dichter verfaßte Stück, Ombre de Molière, woran Leibnitz im ſpätern Leben mit Genugthuung ſich erinnerte. Denkſchriften aufzuſetzen, wenn auch nicht von der Ausdehnung und höhern Bedeutung, wie es in Mainz geſchah, gab ihm aber nicht allein die öffentliche Lage der Dinge, ſondern vielleicht mehr noch das Intereſſe einzelner hoher Perſonen Anlaß genug. Er zog ſeinen Unterhalt daraus, während ſeine wiſſenſchaftlichen Entdeckungen ihm nur Erholung und eigene geiſtige Förderung, nicht einmal Ruhm einbrachten, weil er nicht eilte, ſie zu veröffentlichen. So ſchrieb Leibnitz im dritten Jahre ſeines Pariſer Aufenthaltes an den Secretair der Königlichen Societät zu London, Oldenburg, vom **15.** Juli **1674**: „Auf mir laſten viele und zwar unter ſich ganz verſchiedene Arbeiten, welche zum Theil Fürſten, zum Theil Freunde von mir fordern. Daher bleibt mir nicht die nöthige Zeit übrig, welche ich der Erforſchung der Natur und den mathematiſchen Contemplationen widmen möchte. Ich ſtehle mich jedoch, ſo viel es angeht, davon, und will lieber

meinen, zu dieſen Dingen hingeneigten Geiſt, befriedigen, als auf meine Vortheile bedacht ſein.“ Gerade zu der Zeit, als Leibnitz dies Bekenntniß im Allgemeinen dem Freunde ablegte, hatte er einen ſo ſchwierigen, als merkwürdigen Fall unter der Feder. Im Jahre **1674** traf der von ſeinen Unterthanen verfolgte und gehaßte Herzog Chriſtian Ludwig von Meklenburg-Schwerin, welcher ſich von ſeiner erſten proteſtantiſchen Gemahlin unter dem Vorwande zu naher Verwandtſchaft getrennt, und eine Katholikin, die Wittwe des Herzogs von Coligni geheirathet hatte, nachdem er ſelbſt katholiſch geworden war, in Paris ein: innerlich zerrüttet, wollte er ſich jetzt auch von ſeiner zweiten Gemahlin ſcheiden laſſen, wenn die Geſetze des Landes es zuließen. Die Frage war eine der ſchwierigſten; der Herzog wurde an Leibnitz verwieſen, und dieſer entſchied zu ſeinen Gunſten. Als lange nachher das Buch von Launoy von der königlichen Gewalt über die Ehe erſchien, fand Leibnitz ſeine eigene Meinung durch jene viel geltende Autorität beſtätigt.

Einer nähern Ausführung bedarf das vorhin angedeutete, durch mehrere Jahre fortgehende Verhältniß Leibnitzens zu dem Hauſe Boineburg-Schönborn nach dem Tode des Baron Johann Chriſtian von Boineburg, da die ſchöne Pietät, welche ihn an den Vater geknüpft hatte, ſich jetzt in der engſten Anhänglichkeit an deſſen, nachher in der Geſchichte von Kurmainz ſo berühmt gewordenen einzigen Sohn, Philipp Wilhelm, äußerte. Die verwittwete Mutter deſſelben hatte Leibnitzen, ſobald dieſer ſeinen Vorſatz, in Paris zu bleiben, ausgeſprochen hatte, zum Mandatarius in der noch immer

ſchwebenden Angelegenheit bei dem franzöſiſchen Hofe, welche wir oben berührt haben, beſtellt, und durch unermüdlichen Eifer erreichte auch Leibnitz einen Theil der auf den jungen Baron übergegangenen Forderungen. Wichtiger war der ihm gleichzeitig gewordene Auftrag, über dieſen Jüngling, die einzige Hoffnung des Hauſes, als Freund, Rathgeber und Lehrer die Aufſicht zu führen. Leibnitz hatte nicht ſelten mit den jugendlichen Neigungen und Entwürfen des nach mehr Selbſtſtändigkeit ſtrebenden Zöglings, welcher mit ihm die Wohnung theilte, zu kämpfen, und wie er in dieſer Hinſicht auf ihn damals wirkte, läßt uns ein Schreiben aus jenen Jahren an die Freiin von Boineburg in lebendiger Veranſchaulichung am beſten erkennen. „Die Studia betreffend, klagt Leibnitz, ſo thut er nichts mehr richtig und beſtändig ſeither; er weiß nicht, mit was für Prätext er die ſehr nützliche Methode, ſo ich mit ihm gehalten, ihm Autores, ſo von Staatsſachen, ſonderlich in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, zu geben, und den Kern darin zu zeichnen, den er hernach herausgezogen und bisweilen überſetzt, und ſich alſo auf alle Manieren in Hiſtorie, Sprache und Stylo exercirt, quittirt hat. Und kann ich ſagen, daß er ein gutes Ingenium hat, die Sachen bald zu begreifen, auch gute Gedächtniß, ſie zu behalten, welches zwei herrliche Gaben Gottes ſeyn: ſo geräth es ihm auch gar wohl, wenn er ſich einmal appliciren will. Allein der Wille mangelt, und ſucht er tauſend Prätexte ſeiner Nachläßigkeit.“

„Neulich habe ich ein Langes und Breites über ſolche Dinge mit ihm raiſonnirt; darauf er denn endlich in Herrn

Schützen (eines Verwandten des Hauſes) Beiſein eine Beichte gethan, und ſich herausgelaſſen. Er befinde, daß er mehr Luſt habe zu Fatiguen des Leibes, als zu Studien des Gemüths; und hielte er deswegen dafür, es ſei das Beſte, ſich in eine Akademie zu begeben und ſich darinnen, wozu er inclinire, völlig zu exerciren. Allein es war gleich zu merken die ganze Subtilität des Vorſchlags: denn wir haben Nachricht, daß ihm Verſprechen gegeben war, mehr Freiheit zu haben, als insgemein die jungen Akademiſten, die unter der Disciplin ſeyn, haben; wie denn auch zu geſchehen pflegt, und mehr dergleichen darin ſeyn, mit denen einigen er geredet haben mag. Und weil er ſiehet, daß er dergeſtalt Prätext haben würde, erſtlich die Studia gänzlich zu abandonniren, fürs andere faſt keine Viſiten zu geben, und die Gelegenheit finden wird, mit einem Schwarm junger Leute umzugehn, wornach er ſich längſt ſehnet, ſo iſt er jetzo damit auf die Bahn kommen . . . .“

„Weil ich nun aus dieſer Propoſition die ganze Fineſſe leicht merken können, habe ich ihm geantwortet, daß ſolche Reſolution ganz ladre, und gleichſam eine Deſparation an gutem Succeß ſey, und daher als eine Peſt geflohen und aus'm Sinn geſchlagen werden müſſe. Sie ſey der Intention des ſeeligen Herrn Vaters, der Hoffnung der ganzen Freundſchaft und Reputation der Familie ganz und gar zuwider. Er habe alles, was ein Menſch wünſchen könne, zu einer einem Cavalier anſtehenden Perfection in allen Dingen zu gelangen. Daß er aber ſage, er habe mehr Luſt zu Leibesfatiguen, als Gemüthsübungen, dieſes ſey kindiſch; denn alle Kinder in der

Schule würden dergleichen ſagen, und lieber Arbeit, als: laufen, ſpringen, thun, als lernen wollen. Man müſſe aber bedenken, daß dieſes, ſo er Fatiguen nenne, nichts als ein Kinderſpiel, ſo zu ſagen, und Bagatellen von Fatiguen ſeyn. Die wahren Fatiguen ſeyn Hunger und Durſt, Froſt und Hitze leiden, im harten Winter Schildwach ſtehen, Wunden bekommen, etliche Tage nach einander zu Fuß marſchiren, wenn das Pferd unterm Leib erſchoſſen, dieſes aber lerne ſich in Akademieen nicht, ſondern in Campagnen und weiten Reiſen."

In einem ähnlichen Berichte über ſeinen vornehmen Zögling, aus Paris, ſchrieb Leibnitz: „Die Studia anbetreffend, ſo habe ich mich ja längſt anerboten gehabt, Abends etliche Stunden nach dem Eſſen den Grotium und andere Dinge, ſo die Affairen berührt, mit ihm zu tractiren, als eines der ihm nützlichſten Studien, ſo auch bisweilen, doch unterbrochen geſchehen. So unterlaſſe ich ſonſt nicht, bei allen vorfallenden Gelegenheiten ihm ſolche Sentiments von den Affairen einzudrücken, daß es ſeines ſeel. Herrn Vaters Meinung gemäß ſei, und befinde, daß ſein Judicium dadurch nicht wenig aufgemuntert und geſchärft wird." Dieſer vortheilhafte und nachhaltige Einfluß Leibnitzens auf den jungen Baron von Boineburg dauerte über ein Jahr; da brachen aber, durch Schuld der Verwandten in Mainz, Mißverſtändniſſe aus, in deren Folge ſich dieſes Verhältniß auflöſte. Der Denkſchrift, welche Leibnitz auf dieſen Anlaß nach Mainz abgehen ließ, iſt oben im Vorübergehen gedacht worden. Der junge Boineburg verließ nachher Paris, und

ſchwang ſich in der Folge zu den höchſten Würden und ruhmvollſter Wirkſamkeit im Reiche auf. Er wurde hintereinander Geſandter des Kurfürſten von Mainz am kaiſerlichen Hofe, kaiſerlicher Kammerherr, Hofrath (1694). Zwar ſcheiterte er nachher, wie ſein Vater, bei der Bewerbung um die Reichs-Vicekanzlerſtelle im Jahre 1697; dafür erhob ihn der Kaiſer in den Grafenſtand, und machte ihn zu ſeinem bevollmächtigten Miniſter in Frankfurt. Im Jahre 1702 wurde er Statthalter von Erfurt, und erwarb ſich hier den Beinamen des großen Boineburg. Zwiſchen ihm und ſeinem Lehrer und Führer der Jugend, Leibnitz, fand, als dieſer in Hannover ſich Weltruhm erworben hatte, der lebhafteſte Briefwechſel ſtatt, welcher, gedruckt, einen Band für ſich ausmachen würde. Als Boineburg eine Weile, wiewohl vergebens, ſich mit der Hoffnung auf die Reichsvicekanzlerſtelle ſchmeichelte, ſchrieb ihm Leibnitz, vom 13. Januar 1696: „Unſer Hof wird, Sie wiſſen es, ohne daß ich es Ihnen ſage, über Ihre Erhebung entzückt ſein: aber ich werde es aus ganz beſondern Gründen ſein. Nicht Ihre Güte allein iſt es, und das Andenken an eine ſo berühmte und ſo gnädige Perſon gegen mich, als Ihr ſeliger Herr Vater war, nöthigen mich dazu: es iſt die Kenntniß, welche ich von der Geradheit und Gerechtigkeit Ihrer Geſinnungen habe, welche mich glauben laſſen, daß der Kaiſer und das Reich dabei wohl ſtehen werden.“ Das nemliche Verhältniß blieb auch zwiſchen Leibnitz und dem Obermarſchall Baron von Schönborn, obſchon keine ausdrücklichen Zeugniſſe aus einer ſpätern Zeit vorliegen. So lange Leibnitz aber in Paris ſich aufhielt,

wandte er ſich häufig voll Vertrauen an ihn, welches er auch erwiederte. Unter andern bemühte ſich Leibnitz lange, wiewohl ohne Erfolg, den ihm rückſtändigen Gehalt von dem Kurfürſten von Mainz zu erlangen: die Zerrüttung der allgemeinen Landesangelegenheiten ſtellte ſich immer dagegen. Einmal, noch zu Anfang des Jahres **1676**, ſchrieb ihm der Baron von Schönborn aus Aſchaffenburg, daß der Kurfürſt ſein Schreiben zwar gnädig aufgenommen, in der Sache ſelbſt aber keine günſtige Entſcheidung gegeben habe: „il me semble que la liberalité des Princes n'excède pas la ruine de leurs états", ſetzte er damals zu. Nach Mainz während dieſer Zeiten zurückzukommen, hatte er Leibnitzen ſchon früher abgerathen. „So es Gottes Wille iſt, ſchrieb er, daß mein hochgeehrter Herr dermalen einſt wiederum herauskommt, ſo verlangt mich ja wohl herzlich darnach, obzwar bei jetzigen Conjuncturen der Aſpectus des armen Deutſchlands gar nicht angenehm iſt." Unter ſolchen Verhältniſſen blieb Leibnitz nur übrig, eine ihm günſtigere Wendung der Dinge in Paris ſelbſt abzuwarten.

Ein ſo vielfältig in Anſpruch genommenes Leben war ſo wenig, ja noch viel weniger als ſein vorhergehendes Leben und Wirken am Hofe von Mainz, geeignet, Leibnitzen zur Entwerfung und Ausarbeitung wiſſenſchaftlicher Werke die Zeit zu laſſen, obſchon es ihm an Anregungen und Aufforderungen zu eigentlich gelehrter Thätigkeit in Paris nicht fehlte. Leibnitz war dort kaum ein Jahr bekannt, als ihm der ehrenvolle Auftrag wurde, einen der alten Autoren, welche damals unter dem Patronat des Herzogs von

Montauſier, und unter der gelehrten Leitung Huets, nachmaligen Biſchofs von Avranches, zum Gebrauche des Dauphins (in usum Delphini) neu herausgegeben wurden, nach eigner Wahl zu bearbeiten. Huet zeichnete Leibnitzen und Oldenburg in London, vor den übrigen Mitarbeitern dadurch aus, daß er hauptſächlich ſolche Schriftſteller von ihnen bearbeitet zu ſehen wünſchte, bei denen es nicht auf Sprachkenntniß allein, ſondern vorzüglich auch auf die Wiſſenſchaft der darin behandelten Gegenſtände aus dem Gebiete der Natur und der Kunſt ankam, damit „die Ueberlieferungen der Alten durch die Erfindungen der Neuern Licht erhielten.“ Huet ſchlug daher Leibnitz mehrere Schriftſteller, als den Vitruvius, Pomponius Mela, Apulejus, Martianus Capella und den Boëtius vor, den erſtern aber, Vitruv, legte er ihm dabei am nächſten. Leibnitz aber dankte dafür: „da der berühmte Philolog Valeſius, ſchrieb er Huet, mit Vitruv ſich beſchäftigte, ſo würde ihm nichts übrig bleiben, als aus den älteren Interpreten einen Auszug zu machen. Da würde er doch lieber die Ausgabe von Valeſius abwarten, um dann wenigſtens eine nicht zu verachtende Nachleſe eigener Beobachtungen hinzuzufügen. Denn, bemerkt er dazu, er habe die Eigenheit, daß er einen Gegenſtand nicht gern anrühre, wenn er nicht hoffe, etwas Ungemeines zu leiſten.“ Mit ſolchem Ausdruck gerechten Selbſtgefühls in dieſem Briefe ſcheint allerdings eine Aeußerung darin unverträglich, worin Leibnitz die eigene Beſcheidenheit auf Koſten ſeiner Nationalität, als Deutſcher, an den Tag legt, die Aeußerung: „quid aliud expectes a Germano, cui nationi inter animi dotes sola

laboriositas relicta est?" — Leibnitz entſchied ſich endlich für den Martianus Capella. Die encyclopädiſche Form dieſes Autors, die Schwierigkeiten kritiſcher Art, beſonders ſeine Fruchtbarkeit für nützliche Sacherklärung, gaben zu Gunſten jenes Schriftſtellers (den ja ſchon Hugo Grotius im erſten Gefühle anſtrebender Jünglingskraft gewählt hatte) den Ausſchlag. Leibnitz arbeitete wirklich ein Stück zur Probe aus, ſchickte es Huet (nach St. Germain) zu und überließ es ſeinem Gebrauche; bereitete ihn aber gleichzeitig darauf vor, daß es mit dieſem Probeſtück ſein Bewenden haben möchte: „er möge ſein Verzögern nicht anklagen, indem nur allzu häufige Unterbrechungen dazwiſchen träten. Außerdem werde er von ſeinen Freunden gedrängt, die von ihm gemachten Entdeckungen in der Analyſis, Phoronomie, der Optik und Mechanik zu bearbeiten und herauszugeben; und hiernächſt dürfe er auch ſeine Freunde in England, Deutſchland und Skandinavien nicht vernachläßigen." So iſt ohne Zweifel jene Ausarbeitung gar nicht zu Stande gekommen, und jene, von den älteren Berichterſtattern an die Hand gegebene Vermuthung, daß Leibnitzen das Manuſcript ſeines Martianus Capella in Paris entwendet worden wäre, ſcheint zu weit hergeholt. Leibnitz hat mit dem erſten und wahrſcheinlich letzten Verſuche philologiſcher Kritik, den er in Huets Händen ließ (wovon ſich das Concept vielleicht aber noch in ſeinem Nachlaſſe finden möchte), einen Beweis ſeines ſtets bereiten guten Willens ablegen wollen: der Hang ſeiner übrigen, höhern Studien, deren er ſelbſt erwähnt, und welche ihn, ſo oft er ſich von ſeinen Geſchäften „wegſtehlen" konnte, am

meiſten beſchäftigten, vertrug ſich mit jener hiſtoriſchen Richtung damals zu wenig. Jene waren, wie Leibnitz in ſeinem Briefe an Huet hervorgehoben, die Geometrie und Analyſis, in welchen Paris, nach ſeiner Rückkehr aus England, ein ganz neues Licht in ihm angezündet hatte: worin er von Entdeckung zu Entdeckung fortſchritt, bis er, im Sommer **1676**, zu der großartigen Entdeckung oder Erfindung der Differenzialrechnung durchbrach, welche hinreichen würde, ſeinen Namen unſterblich zu machen. Gerade in jenem Augenblicke indeß, da Leibnitz der ganzen Größe und unermeßlichen Wichtigkeit ſeines Fundes ſich noch kaum bewußt war, erhielt er den entſcheidenden Ruf, in deſſen Folge er raſch nach Hannover, der Reſidenz des Herzogs Johann Friedrich, abging, und damit ſeinem Leben eine von dem Vorhergegangenen in vielem verſchiedene Bahn vorzeichnete. Wir wollen vorher die Geſchichte Leibnitzens bis zu dieſem, für ſein Leben ſo entſcheidendem Momente fortführen, ehe wir uns einer zuſammenhängenden Betrachtung und Zergliederung der epochemachenden Entdeckung, welche mit ihren Wirkungen bis an das Ende von Leibnitzens Leben und noch darüber hinausreicht, hingeben.

Wir beſchränken uns dabei auf den an ſich ſehr merkwürdigen, doch früher nie ans Licht gelangten Punkt: auf die Entwürfe, welche Leibnitz, kein ganzes Jahr vor dem ihm zugegangenen Rufe aus Deutſchland, mit größtem Ernſt und Eifer betrieb, ſeinen Wohnſitz für immer in Paris aufzuſchlagen, mit Verzichtleiſtung auf jeden Herrendienſt in ſeinem Vaterlande. Dies wird uns aber auf Deutſchland und Leibnitzens Verwandte in ſeiner Vaterſtadt Leipzig, mit

welchen er ſich deshalb in Verbindung ſetzte, einen Blick zurückzuwerfen nöthigen.

Durch ſeinen raſchen Abgang von Mainz nach Paris, deſſen eigentliches Motiv Allen ein undurchdringliches Geheimniß blieb und bleiben mußte, und von welchem er ſeine Verwandte vorher nicht erſt in Kenntniß geſetzt hatte, war er ihrem Blicke ein ganzes Jahr über wie entſchwunden. Nur ſo viel hatten dieſe, und namentlich der ältere Bruder, Johann Friedrich, von einem Bekannten Leibnitzens in Mainz in Erfahrung gebracht, daß er im Gefolge der Geſandtſchaft des Kurfürſten von Mainz an die Höfe von Frankreich und England gegangen ſei, und bald nach Deutſchland zurückkehren werde: ſo lautete ein Brief, den Leibnitz von ſeinem Bruder aus Leipzig vom **11.** März **1673**, erhalten hatte. Zum Unglück waren die Briefe, welche Leibnitz unterdeſſen aus Paris an die Seinigen geſchrieben hatte, ausgeblieben oder verloren gegangen. Waren die Seinigen ſchon vorher, als er im Dienſte eines katholiſchen Fürſten und Prälaten in Mainz lebte, von Vorurtheilen gegen ihn über ſeine Religion und Vaterlandsliebe eingenommen, ſo hatte ihr Mißtrauen jetzt neue Nahrung gewonnen, und ſprach ſich in wirklicher Gereiztheit und den härteſten Vorwürfen gegen Leibnitz aus. Ein Brief des Bruders vom **7.** Januar **1674** lautet, nach einem geiſtlichen Segen, wie folgt: „Die mir von Gott eingepflanzte Bruderliebe zwinget mich, Deinen, herzlich geliebter Herr Bruder, Zuſtand zu erforſchen; ich geſchweige die innerliche Sorgfalt, die ich vor Deiner Seelen und Leibes Wohlfarth trage, und ſolche öfters meinem Gott in meinem Gebet

mit Thränen vortrage, ob es ſich einmal fügen wollte, daß ich Dein Angeſicht ſehen, und vor Deine Errettung aus vieler und großer Gefahr meinem Gott mit fröhlichem Munde danken könnte. Nam me vestigia aliorum, terrent, omnia introrsum summo impetu ruentia, nulla sine labe aliqua conscientiae retrorsum venientia! Und zwar betrübet mich nicht wenig, daß ſogar die vorgedachte natürlich eingepflanzte Liebe bey Dir ſoll erloſchen ſeyn, ob Du nicht einmal ſollteſt eingedenk ſeyn soli natalis, quod tamen dulcedine sua cunctos allicere solet, welches daher leicht zu ſchließen, weil Du Deine hinterlaſſene Freunde nunmehr faſt in Jahr und Tag keinen Buchſtaben von Deinem Zuſtand haſt wiſſen laſſen, ob Du lebendig, geſund oder krank. Ich geſchweige, daß Du ſollteſt Verlangen getragen haben, den Ort zu ſehen, welcher die Aſche Deiner Eltern und Geſchwiſter heget. Auch nicht zu gedenken der Noth und Elend, die mich indeſſen betroffen, davon Du mir leicht durch Deine Gegenwart hätteſt helfen können. Ich will nur der Obliegende gedenken, damit Du Deinem Vaterlande verbunden; denn es werden die rationes ex lumine naturae petitae noch bei Dir gelten, wird Dir alſo des Ciceronis Dictenz nicht unwiſſend ſeyn, was für eine Ordnung er unter denen objectis halte, denen wir die debita officia vitae zu leiſten ſchuldig ſeyn, vor andern, wenn er einem jeden zu erkennen giebt, non sibi soli natos esse, sed partem patriam sibi vindicare, partim amicos etc. Was würde er nun von denjenigen ſagen, qui traditoribus patriae ihre officia unice vindicirten?! . . . . Nam etiam invitae et ingratae studia sunt deferenda

patriae. Denn Deine Entſchuldigung Dich wenig helfen wird: simplici fide hoc fecisse haud sufficiet. Zudem iſt beſſer Gott dienen in positivo vel comparativo gradu, als dem Teufel in superlativo ....“ Dieſe Vorwürfe, Ermahnungen und Hinweiſungen auf die bürgerlichen Pflichten, ſo wie die Verdächtigung ſeiner Treue an der väterlichen Religion konnten bei Leibnitz weniger Unwillen, als Mitleid erregen. Daher unterließ er in der Antwort ſeine Vertheidigung, und bemerkte nur, daß er in demſelben Jahre mehr als ein Schreiben an die Verwandten habe abgehen laſſen, die Vorwürfe alſo ihn nicht träfen. Er erkundigte ſich mit theilnehmender Sorgfalt nach dem Befinden und der Lage eines jeden in der Familie, bis auf die nachgebornen Kinder; unter andern nach der alten Baſe, derſelben, vermuthen wir, welche ihn hatte erziehen helfen, und deren er bei dem als Kind gethanen Falle und der wunderbaren Rettung gedacht hat. Ueber die öffentlichen Angelegenheiten wolle er bei der vorhandenen Verwirrung der Dinge und der vor der Thüre ſtehenden Kriſis nichts ſchreiben. Aber auch dieſer Brief ging verloren, kam wenigſtens nicht in die Hände des ängſtlichen Bruders. So erließ denn dieſer ein drittes mahnendes Schreiben, vom 6. Mai 1675, voll neuer Klagen und Vorwürfe, welche damit ſchließen: „er erwarte des Herrn Bruders Antwort mit höchſtem Verlangen, und wolle nicht hoffen, daß ihn Gott ſo weit verlaſſen, daß er ſeines Vaterlandes und Blutsfreunde werde vergeſſen.“

Hatte Leibnitz die früheren Briefe mit den Vorwürfen wegen Vaterland und Religion mit Stillſchweigen übergangen,

ſo ward er jetzt um ſo mehr aufgefordert, ſie von ſich abzu= lehnen, als er nun wirklich mit dem Entſchluſſe umging, ſein Fortkommen in Paris zu begründen, und deshalb ſogar ſich veranlaßt ſah, die Hülfe einer Verwandten in der Hei= math zum Theil in Anſpruch zu nehmen. Wir lernen das Nähere in ſeinen Briefen an einen Verwandten, Aegidius Strauch in Gießen, und ſeinen Bruder Johann Friedrich in Leipzig, aus Paris vom **20.** Oktober **1675**, kennen. Er lei= tet ſein Anliegen in einem ausführlichen Briefe an den erſten durch das Bekenntniß ein: „Weil er durch ſeine Arbeit und von Gottes Seegen herrührendes Glück einiges Geld geſam= melt, ſo habe er ein Mittel gefunden, ſolches dergeſtalt anzu= legen, daß es ihm ein gewiſſes beſtändiges Einkommen bringen könne. Denn weil er in Frankreich auch an hohen Orten bekannt worden, ſo haben einige vornehme Perſonen, die ihn ſonderlich begünſtiget, ihm ein gewiſſes Amt oder Charge vorgeſchlagen, ſo zu erkaufen, und nicht allein für ein Gerin= ges bei gegenwärtigen Umſtänden zu haben, ſondern auch, nach einmal abgelegten Theil des Kaufgeldes, ſei das übrige durch mäßige Partikular=Zahlung abzuſtatten, daß es ſich alſo hernach ſelbſt bezahlet. Dieſe Perſonen, fährt Leibnitz fort, von denen die Sache zum Theil dependiret, halten ſie zum Beſten auf, und verhindern, daß Andere ſich nicht dahinter machen, die auch ein Mehreres nicht anſehen würden. Weil es nun gewiß, daß das Amt ein weit mehreres, als das In= tereſſe deſſen, ſo es ihm von dem Seinigen koſten werde, nemlich bis auf **800** Thlr. austrage, **2**) in Friedenszeiten auf die **1000** Thlr. jährlich ausbringen werde, **3**) von ihm bei

habenden Gelegenheiten auch auf ein Höheres gebracht werden könne, 4) honorabel ſey, 5) in ſolcher Verrichtung beſtehe, darin er niemals etwas gegen ſein Vaterland zu thun haben werde, 6) auch von Leuten ſeiner Religion beſeſſen werden könne, maßen würklich Subjekte damit beladen, ſo der Römiſchen (Religion) nicht zugethan, 7) mäßige Arbeit und wenig Verantwortung erforderte, ja 8) von Zeit zu Zeit einige Reiſen in ſein Vaterland nicht verbieten, und zum 9) Gelegenheit an die Hand geben werde, den ſeinigen und ſonſt guten Freunden an die Hand zu gehen, 10) daß er zu jeder Zeit das Amt wieder verkaufen könne, andere Umſtände zu geſchweigen: ſo könne er es nicht anders, als für einen Beruf und Schickung Gottes achten, der alles ſo wunderlich zuſammengefüget, und würde eine Undankbarkeit und Unverſtand ſeyn, deſſen angebotene Gnade ausſchlagen, und eine gewiſſe Ruhe ungewiſſer Hoffnung nachſetzen wollen.“ Nach dieſer Auseinanderſetzung ſpricht Leibnitz den nähern Zweck derſelben aus: „Ob nun wohl dazu etliche tauſend Thaler gehören, ſo iſt doch die angebotene Anlage oder erſtes Angeld leidlich, und habe ſolches theils von dem Meinigen, theils durch guter Freunde angebotene Beyhülfe großentheils beiſammen; mangelt mir auch nichts, als etliche hundert Thaler, um ſolches Angeld zu erfüllen. Weil ich nun meiner Freundſchaft von etlichen Jahren her verhoffentlich nicht beſchwerlich geweſen, und die Meinigen, es ſey auch noch ſo gering, nicht angegriffen, als verhoffe, ja verſichre mich geſtalter Sache nach, ſie werden um viel deſto weniger Bedenken tragen, und durch ihre Vorſorge und Vorſchläge mir von den Meinigen

bis auf die 500 Rthlr. baares Geld, und zwar noch vor Ausgang dieſes Jahres zuſammenbringen.“ Zum Verſtändniſſe dieſer Forderung muß man wiſſen, daß die Eltern Leibnitzens ihren Kindern eine Forderung an die Sachſen-Altenburgiſche Kammer hinterlaſſen hatten, um welche jene ſich ſeit Jahren fruchtlos bemühten; als Leibnitz noch im Jahre 1673 von Paris aus ſeinen Schwager, den Paſtor Löffler, gefragt hatte, ob er die Vermittelung der landesherrlichen Regierung in Dresden in dieſer Sache anrufen möchte, lehnte dieſer eine jede Wirkſamkeit von ſich ab, bemerkte auch noch dabei, daß er, da „Leibnitz 1) den Behörden unbekannt, 2) dem Churfürſten von Sachſen, ſeinem angebornen Landesherrn, durch keinen Eid der Treue verbunden, 3) vielmehr dem Hofe von Mainz verpflichtet ſei und 4) über ein Jahr zu Paris verweilen wolle,“ ſehr zweifle, ob unter ſolchen Umſtänden etwas zu ſeinen Gunſten erlangt werden könne. Unterdeſſen war aber eine Veränderung in den Verhältniſſen eingetreten, ſeit der Herzog von Gotha die Altenburgſche Erbſchaft angetreten hatte, und darauf bezieht ſich, was Leibnitz in dem hier unterbrochenen Schreiben an Strauch entwickelt: „Ich kann nicht zweifeln, es werde eines und das andere von den außen ſtehenden Zinſen, und was ſonſt etliche Jahre, hergefallen ſeyn, ſonderlich nachdem die Altenburgiſchen Schulden dem Herrn Herzog zu Gotha nebſt dem Land anheim gefallen, welcher richtig zu bezahlen pfleget.“ Nachdem Leibnitz noch einige ähnliche Familienverhältniſſe berührt, fährt er fort: „Dadurch werden Sie mir eine rechtſchaffene, ſonderbare Freundſchaft

thun, auch Gelegenheit und Mittel geben, den Meinigen wieder einmal mit der Zeit ſowohl auf ihren Reiſen, als durch Recommendation (maßen ich Gottlob nicht wenig Freunde und Kundſchaft an viel Orten habe) nachdrückliche Dienſte zu thun. Wofern aber nicht, ſo ich ganz nicht glauben kann, ſo iſt leicht zu erachten, was für einen Schluß ich daraus zu machen hätte. Die Hauptſache würde deswegen wills Gott nicht liegen bleiben. Denn mir Gott allezeit gute Freunde wunderlich beſcheert; ich geſtehe aber gern, daß ein unverhofftes Außenbleiben des Meinigen mich anjetzo nicht wenig incommodiren dürfte, dieweil meine Bekannte und Patrone ſich einbilden ſollten, ich wäre gar eines Bauern oder Bettlers Sohn, und hätte von den Meinigen nicht das Geringſte zu erwarten, welches ich gleichwohl auch nicht gern von mir ſagen machen wollte." Jetzt läßt Leibnitz über ſeine Geſinnungen noch im Beſondern ein Wort fallen. „Sonſten wofern ſie (die Verwandten) ſich von der Religion und Vaterland etwa wunderliche Concepten machen, ſo thun ſie mir im höchſten Grade Unrecht; denn man weiß genugſam an den Orten, da ich geweſen, wie ich mich bezeiget, wie oft ich auch hohen Perſonen öffentlich geſagt, daß, wenn ich tauſendmal die römiſche Religion für recht oder ungefährlich hielte, dann doch, weit gefehlet, ich nimmer . . . . . würde, wenn der geringſte Schein eines Gewinnſtes dabei wäre; und was mein Vaterland betrifft, ſo kann ich ſogar beweiſen, wie oft ich mich bemühet, ihm zum Beſten zu reden und Vorſchläge zu thun." Leibnitz äußert zuletzt die Abneigung, welche ihn damals gegen perſönlichen Dienſt und Abhängigkeit beſeelte, unumwunden:

„Ich hoffe, nach eingerichteten meinen Sachen allen, künftiges Frühjahr eine Reiſe nach Teutſchland zu thun; und wird ſowohl meine Freundſchaft, als ich, Ehre davon haben, wenn ich zuvor mein Schiff ins Trockene gebracht, und andern Leuten, wenns auch gleich Fürſten wären, nachzulaufen nicht mehr gezwungen bin. Denn ich habe aus der Erfahrung, daß man alsdann erſt recht von den Leuten geſucht wird, wann ſie ſehen, wie man in einem Stand iſt, daß man ſie nicht ſuchen darf. Ich bin allezeit Meiſter davon, und kann, wie gedacht, mein Geld, dafern ich einmal ändern ſollte, . . . wieder haben. Unterdeſſen gehet auch, wills Gott, der Krieg vorbei, zeitdeſſen ich in publicis mich brauchen zu laſſen, in Teutſchland nicht wenig Bedenken habe; weil eine große Veränderung im Reich folgen kann, dafern der Krieg noch lange währen ſollte, und einer den andern mit der Zeit anklagen dürfte. Da dann allemal der Ueberwinder Recht hat; diejenigen aber, ſo bei ſolchen Zeiten die Billigkeit vor den Augen haben, einige Mittel und Wege treffen, und nicht alles blind thun wollen, was einige hitzige Köpfe eines oder andern Theils vorſchlagen, ſind beiderſeits in Gefahr. Hat man eines Fürſten Gunſt, ſo iſt er ſterblich, und muß man ſich oft bei ſeinem successori verantworten, deſſen ich ſchon mehr als ein Exempel geſehen. Ja die Fürſten ſelbſt ſind änderlich, und muß oft ein unſchuldiger Diener ihrem Wankelmuthe aufgeopfert werden, davon ich auch Exempel nennen könnte. (Hier ſchwebte ihm gewiß das Schickſal des Baron von Boineburg vor). Wollen wir alſo Teutſchland ſparen, bis der liebe Friede wiederkomme. Wiewohl ich gleichwohl, wie

gedacht, künftigen Frühling eine kleine Reiſe hinein zu thun gedenke. Denn weil ich Italien noch nicht geſehen, ſo ſind meine Gedanken, durch das übrige Frankreich, Italien, Oeſterreich, über Prag nach Haus, und von dannen über Hamburg, Holland und England wieder nach Paris zu kommen, dafern mir Gott Leben und Geſundheit verleihet."

In ähnlicher Weiſe läßt Leibnitz ſich gleichzeitig gegen ſeinen Bruder aus, beſonders faßt er ſeine Apologie gegen deſſen Verdacht in folgende, mit Wärme vorgebrachte Worte: „Meine Maximen ſind ehrlich und generös. Niemals habe ich um einiges Gewinnſtes Willen das Geringſte gethan, ſo mir mein Gewiſſen vorwerfen könnte. Ich habe bei Fürſten und Herren, deren einige mir nicht gemeine Gnade bezeuget, oft mit höchſter, doch vernünftiger Freiheit meines Glaubens Freiheit vertreten, und bin nichts deſto minder mit Gnaden angeſehen worden. Dann man dabei die Aufrichtigkeit meines Gemüths erkennet. Ich habe niemals Andern zu ſchaden geſuchet, daraus gefolget, daß auch ich niemals einigen Feind gehabt. Ich habe niemals davon gehalten, ſolche Künſte von nöthen zu haben, und hat mich ein richtiger Weg weiter, als manchen ſeine Fußſtäge geführet. Maßen ich das Glück gehabt, wo ich auch hinkommen, daß vornehme Leute mich kennen lernen und an ſich zu ziehen getrachtet; alſo bisher nicht Mangel, ſondern zu wählen gehabt, wie ich mit einiger großer Fürſten und Herrn Briefe belegen kann. Was mir aber jetzo zu Handen ſtoßet, iſt wie ich es gewünſcht, daraus ich erkenne, daß Gott niemals diejenigen verläßt, ſo ſeinem Ruf und ihrer Schuldigkeit folgen. Ich

ſage dieſes nicht, damit ich mich weißbrennen wolle, geſtehe gern, daß ich durch Mangel an Erfahrung viele und große Fehler begangen; es hat aber das Glück, d. i. die Providenz ſolche corrigirt, und mein guter Willen und richtige Intention angeſehen worden, von deren ich auch, wills Gott, nimmermehr abweichen will. Dies ſchreibe ich deswegen, derweil der Herr Bruder daran einsmals gezweifelt haben mag, ſo zweifelsohne aus Mangel an Nachricht geſchehen, denn die Abweſenheit mir nicht zugelaſſen, durch umbſtändlichen Bericht allem Argwohn zuvorzukommen.“

So ſcharf und eindringlich auch Leibnitz den Verwandten ſeine Forderung ans Herz gelegt hatte, damit er nicht von ſeinen Gönnern in Paris wie „eines Bauern oder Bettlers Sohn“ daſtünde, ſo wenig Wirkung muß er dadurch erreicht haben, wenn der Erfolg zu irgend ſicherm Schluſſe berechtiget. Im Anfange des Jahres **1676** finden wir Leibnitz noch über ſeine Beſtimmung und Wirkſamkeit nicht mit ſich ſelbſt im Klaren; er ſchien den Gedanken, ſich in Paris durch Ankauf einer Stelle anzuſiedeln, wieder ganz hinausgeſchoben zu haben. Denn an ſeinen Freund Habbeus ſchrieb er vom **14.** Febr. **1676**: „Pour moi, je crois que je serai un Amphibie, tantôt en Allemagne, tantôt en France, ayant, Dieu merci, de quoi m'arrêter pour quelque temps de part et d'autre, jusqu'à ce que je trouve sujet de me fixer avantageusement.“ Zu dieſer Sorgloſigkeit trug damals ein bedeutendes Geſchenk vom Herzog Johann Friedrich von Hannover bei, das er gegen das Ende des vorhergehenden Jahres erhalten hatte, und wovon er Habbeus, in dankbarer Erinnerung, daß er es war, durch

den er dem Herzoge zuerſt bekannt und empfohlen worden, die Mittheilung machte. So gab ſich denn Leibnitz den übrigen Theil dieſes Jahres mit verſtärktem Eifer und Erfolg ſeinen Meditationen und literariſcher Beſchäftigung hin. Er hatte ſeit dem Ende des vergangenen Jahres an ſeinem Landsmann, dem nachher ſo berühmt gewordenen Walther von Tſchirnhauſen, welcher im Jahre 1672 in Holland, unter den Freiwilligen, gegen die Franzoſen den Feldzug mitgemacht, dann ſich auf Reiſen begeben, und von Oldenburg in London Briefe an Leibnitz mitgebracht hatte, einen ſehr werth gehaltenen Freund und Studiengenoſſen erworben, mit welchem er über Analyſis und Philoſophie Ideen austauſchte, und dem er damals die leitenden Ideen an die Hand gab, welche Tſchirnhauſen ſpäterhin ſeinem berühmten Buche Medicina mentis zu Grunde gelegt hat. Aber auch Leibnitz freute ſich anerkennend des vielverſprechenden Freundes, deſſen Ruhm er vorausſagte. „Das war freundſchaftlich gedacht, ſchrieb er bald, den 28. December 1675, an Oldenburg, daß Du uns Tſchirnhauſen zuſchickteſt; ich finde großes Vergnügen an ſeinem Umgange und erkenne den vielverſprechenden und vortrefflichen Geiſt in dem jungen Manne. Er hat mir nicht Weniges von dem Seinigen aus der Analyſis und Geometrie gezeigt, wirklich ſehr ſchöne Sachen, aus denen ich leicht urtheile, was man von ihm erwarten kann.“ Tſchirnhauſen hat ſeinerſeits ſpäter ſelbſt anerkannt, wie viel er dem Umgange Leibnitzens in Paris ſchuldig war, und dieſes ſchöne Verhältniß dauerte bis an ſeinen, im Jahre 1708 erfolgten Tod, welchen Leibnitz als einen unwiderbringlichen Verluſt

„dieſes alten Freundes und trefflichen Förderers gemeinſchaftlicher Studien“ beklagte. Mitten in dieſer, täglich neuen Zuwachs erhaltenden Fülle der Erfindungen und gegenſeitiger Mittheilung wurde Leibnitz durch den Ruf nach Hannover in den Dienſt des ihm ſeit Jahren gnädigen Herzogs Johann Friedrich überraſcht. Dies hatte in einer, in den Verhältniſſen zu Hannover eingetretenen Veränderung den nächſten Grund. Der bisherige Bibliothekar des Herzogs, der erſte, welcher der von dem Herzoge geſtifteten Bibliothek vorgeſtanden hat, Tobias Fleiſcher, ein Franke, nahm im September dieſes Jahres einen Ruf als Rath an der königlichen däniſchen Kammer in Kopenhagen an. Der Herzog beeilte ſich, Leibnitzen, nunmehr zum drittenmale, die erledigte Stelle an ſeinem Hofe und um ſeine Perſon, als Bibliothekar und Rath, anzubieten. Leibnitz, welcher in jenem Augenblicke im erſten Feuer einer großartigen Entdeckung glühte, mußte gleichwohl in dieſem Ruf einen höhern Wink erkennen; er raffte ſich alſo auf und nahm ſich nur ſo viel Zeit, ſeine Angelegenheiten zu ordnen. Es waren ihm in den letzten Monaten unter andern geometriſche Papiere Blaiſe Pascal’s über die Kegelſchnitte von deſſen Erben zur Anwendung und Herausgabe anvertraut worden, Papiere, welche, nach ſeiner Anſicht, wenn auch kein Ganzes daraus gebildet werden konnte, doch ſehr viel Vortreffliches, ſammt den Beweiſen, enthielten; Leibnitz mußte ſich begnügen, die von ihm geordneten Papiere, mit ſeiner Anſicht über ihre Anordnung und Herausgabe, den Beſitzern zurückzuſtellen, zum Verluſte der Wiſſenſchaft, da er viele Jahre nachher nicht mehr wußte, was das Schickſal jener

ſchätzbaren Ueberreſte geworden wäre. Im October 1676 verließ Leibnitz Paris, wohin er in ſeinem übrigen Leben nicht wieder zurückkehren ſollte. Geräuſchlos, wie vier Jahre vorher ſeine Ankunft, war diesmal auch der Abgang Leibnitzens von dieſer Hauptſtadt: doch, wie jene, nicht weniger merkwürdig und bezeichnungsvoll für ſein Leben und die Zukunft der Wiſſenſchaft und Cultur, durch die Entdeckung, welcher wir nun unſere Betrachtung zuwenden. Hier aber müſſen wir auf das zweite Jahr von Leibnitzens Leben in Frankreich zurückgehen.

Der Aufenthalt Leibnitzens in London hatte ſeine Begierde, ſich in der höhern Geometrie und Analyſis zu vervollkommnen, im ſtärkſten Grade angefeuert, welche dadurch neue Nahrung erhielt, daß er, bald nach ſeiner plötzlichen Rückkehr nach Frankreich, nach dem Tode des Kurfürſten von Mainz, von der königlichen engliſchen Societät der Wiſſenſchaften (den 18. April 1673) zu ihrem Mitgliede ernannt worden war, nachdem er ſich in London, den Vorſchriften gemäß, wahrſcheinlich mit der Vorlegung des Modells zu ſeiner Rechenmaſchine, um dieſe Ehre beworben hatte. Gerade ein Jahr vor ihm war Iſaac Newton, welchen Leibnitz damals aber kaum dem Namen nach kannte, und deſſen Nebenbuhler er nach wenigen Jahren werden ſollte, zum Mitgliede der Königlichen Societät erwählt worden. Leibnitz war, wie wir wiſſen, bisher in der Mathematik Autodidakt geweſen, und an dem oben erzählten Falle ſeines Zuſammentreffens mit Pell bei Boyle hatte er die Mangelhaftigkeit und das Lückenhafte eines ſolchen Weges erfahren

können. Er wählte ſich nun den in Paris lebenden großen Geometer, Chriſtian Huygens aus Züllichem, den Entdecker des Ringes um den Saturn und den Erfinder des Pendels, zum Führer, und war in Kurzem in der höhern Mechanik und Analyſis, auf ihrem höchſten damaligen Standpunkte, eingeweiht. Leibnitz hat ſelbſt, im Jahre **1691**, bei der Auflöſung des Problems von der Kettenlinie, dankbar bekannt, daß nach Galilei und Carteſius, die Wiſſenſchaft, und er im Beſondern, dem Huygens das Meiſte verdankte. Er ſtudirte ſein Buch de horologio oscillatorio, und verband damit die unter dem Namen Dettonville herausgekommenen Briefe Pascals, und des Gregor von St. Vincentio Werk de quadratura circuli et sectionibus conicis. Noch in demſelben Jahre, **1673**, brach ſich Leibnitz eine Bahn und machte eine Entdeckung, welche in Paris Aufſehen erregte. Das Nähere enthält folgende Mittheilung Leibnitzens an die Gräfin Kielmansegge vom Jahre **1716**, über die Geſchichte ſeiner Differenzialrechnung: „Da ich in Paris (nach der Rückkehr von London) mit Herrn Huygens von Züllichem — einem großen Geometer — Umgang pflog, begann ich an den geometriſchen Meditationen Geſchmack zu finden. Ich machte in Kurzem darin Fortſchritte und fand eine Series von Zahlen, welche für den Kreis daſſelbe leiſtete, was Mercator für die Hyperbel gethan hatte. Die Entdeckung machte Aufſehen in Paris. Huygens machte ſie geltend; und dieſes, nebſt noch andern Gründen, bewirkte, daß man mir einen Platz in der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zudachte. Wir glaubten, daß ich der erſte wäre,

welcher etwas der Art über den Kreis gethan, und in dieſer Meinung ſchrieb ich (den **15.** Juli **1674**) einen Brief an Oldenburg, mit welchem ich mich vorher über ſolche Dinge nicht unterhalten hatte, obſchon wir bereits mehrere Briefe gewechſelt hatten. Oldenburg ſchrieb mir (den **8.** December **1674**) daß ein Herr Newton in Cambridge ſchon ähnliche Dinge gegeben hätte, nicht nur über den Kreis, ſondern auch über alle Arten anderer Figuren, und ſchickte mir Proben davon. Indeſſen wurde die meinige von Herrn Newton ſelbſt hinlänglich anerkannt.“ Daß man ihm auf Grund jener Entdeckung ſchon im Jahre **1673** den Platz eines Mitglieds der Akademie angeboten habe, ſagt Leibnitz hier ausdrücklich, den Grund aber, daß es dabei ſein Bewenden hatte, läßt er nur errathen: es war kein anderer, als, weil damit die Bedingung verknüpft war, zur katholiſchen Kirche überzutreten: was Leibnitz ſtandhaft verweigerte.

Nun fährt Leibnitz in ſeinem Briefe an die Gräfin ſo fort: „Allein das iſt es nicht, um was es ſich handelt: denn ich ging weiter fort, und indem ich meine alten Beobachtungen über die Differenzen der Zahlen mit meinen neuen Meditationen in der Geometrie verband, fand ich endlich im Jahre **1676**, ſo weit ich mich erinnern kann, eine neue Rechnung, welche ich die Differenzen-Rechnung nannte, deren Anwendung auf die Geometrie Wunder gethan hat. Doch da ich nach Deutſchland zurückkehren mußte, wohin der ſeelige Herr Herzog Johann Friedrich, Oheim unſers Königs (Georgs I), mich in demſelben Jahre berufen hatte, und da ich die wenige, mir noch übrig gebliebene Zeit

in Paris benutzen wollte, ſo kann man leicht denken, daß ich nicht Zeit hatte, in meinem Studirzimmer lange zu bleiben und viel zu meditiren.“ Noch ſchärfer, und dabei mit ſich ſelbſt in genaueſter Uebereinſtimmung, ſchrieb Leibnitz gleichzeitig (den 9. April 1716) an den Vermittler zwiſchen ihm und Newton, bei der Wendung, welche der Streit über die Priorität und das Eigenthum der Differenzialrechnung zuletzt genommen hatte, den Abbé Conti: „— Ich erfuhr alſo erſt durch Oldenburg von den Leiſtungen Herrn Newtons etwas; aber ich wußte nichts von der Ausziehung der Wurzeln der Gleichungen durch Reihen, noch auch von den Regreſſionen oder den Extractionen einer unendlichen Gleichung. Ich war noch ein wenig Neuling in dieſen Sachen; aber ich fand doch bald eine allgemeine Methode durch willkührliche Reihen — series arbitrarii —; (es war im Jahre 1675, in einem noch ungedruckten Tractate über die arithmetiſche Quadratur, auf welchen Leibnitz ſich in dieſem Streite öfters bezieht) und gelangte zuletzt zu meiner Differenzialrechnung, wobei die Betrachtungen, welche ich, noch ſehr jung (in der Schrift de arte combinatoria) über die Differenzen der Zahlenreihen gemacht hatte, dazu beitrugen, mir die Augen zu öffnen. Denn nicht durch die Fluxionen der Linien (wie Newton), ſondern durch die Differenzen der Zahlen bin ich dahin gekommen, indem ich zuletzt in Betracht zog, daß dieſe, auf ſtetig zunehmende Größen angewandten Differenzen, im Vergleiche mit den differenten Größen, verſchwinden, während ſie in den Reihen der Zahlen ſubſiſtiren. Und ich glaube, daß dieſer Weg der am meiſten analytiſche iſt, indem der

geometriſche Calcul der Differenzen, welcher mit dem der Fluxionen identiſch iſt, weiter nichts iſt, als ein ſpezieller Fall des analyſiſchen Differenzen-Calculs im Allgemeinen, und durch das Verſchwinden wird dieſer ſpezielle Fall bequemer.“ Zum Schluſſe hebt Leibnitz hervor, daß deutliche Spuren ſeiner eigenthümlichen Entdeckung ſchon in dem Briefe, welchen er kurz vor ſeinem Abgange von Paris, den **27.** Auguſt **1676**, an Oldenburg, zur Mittheilung an Newton in Cambridge, ſchrieb, vorhanden ſeien.

Dieſe drei, von Leibnitz ſelbſt mit Bewußtſein herausgeſtellten, wichtigen und den Ausſchlag in ſeinem berühmten Streite mit Newton gebenden Punkte: die Zeit, die Geneſis ſeiner Entdeckung und das ſie von der Fluxionsrechnung Newtons Unterſcheidende, drittens endlich die urkundliche Erhärtung deſſelben durch ſeinen von Paris mit Oldenburg geführten Briefwechſel ſind in neueſter Zeit von den größten Heroen, den Pairs Leibnitzens in der Geometrie, als unwiderſprechlich dargelegt und glänzend entwickelt worden. Der Geſchichtſchreiber Leibnitzens findet in ihnen Autoritäten, welchen kein jetziger Mathematiker ſich entziehen darf. Dieſe Heroen ſind Euler, Lagrange, Laplace, Poiſſon. An ſie ſchließt ſich in unſern Tagen der vortreffliche Phyſiker und Geometer Biot. Aus deſſen unpartheiiſch kritiſchen Zergliederungen der Urkunden geht hervor, wie glücklich Leibnitz auf ſein, vor dem Abgange nach Hannover an Oldenburg und Newton erlaſſenes Schreiben, als ein Dokument der Originalität der Differenzialrechnung, ſeiner Erfindung, hingewieſen hat. Jener Brief war die Antwort auf einen vorhergehenden

Brief Newtons an Oldenburg, vom 23. Juni 1676, die Reſultate Newtons über die Reihen, und namentlich die Formel des Binoms enthaltend, alles ohne irgend eine Demonſtration, nach Indication einer Methode, indem Newton nur ſagt: „daß er eine Methode beſitze, durch deren Hülfe er, wenn dieſe Reihen gegeben ſind, die Quadraturen der Curven, aus welchen ſie fließen, ſo gut als die Volumina und die Schwerpunkte der durch dieſe Curven erzeugten Körper erlangen könne.“ Alles dieſes, bemerkt Biot, wußte Newton in der That damals durch die Fluxionen zu bewirken (er hatte ſie bereits 1665 entdeckt); aber man konnte durch ein anderes Verfahren, welches Mercator bekannt gemacht hatte, ebenfalls dahin gelangen. Das iſt es auch, was Leibnitz in ſeiner Antwort vom 27. Auguſt 1676 antwortete, hinzufügend: „daß er für dieſe Gegenſtände eine andere Methode anwende, welche darin beſtehe, die gegebene Curve in ihre ſuperfiziellen Elemente aufzulöſen, und dieſe unendlich kleinen Elemente in andere Aequivalente zu transformiren; daß er für die Fragen, bei denen es ſich darum handle, von den Tangenten zu den Curven hinaufzuſteigen, deren ſchon mehrere durch eine direkte Analyſis behandelt habe, und daß unter andern eine, welche er angiebt, mit Hülfe dieſes Verfahrens nur ein Spiel für ihn geweſen ſei.“ Bei dieſem Berichte von ſeiner neuen Methode, welche er noch allgemein Transmutationen nennt, vermittelſt deren man alle möglichen Curven auf einfache Fälle zurückführen könne, nimmt man nun deutlich den Gebrauch des Unendlich-Kleinen wahr. „Dieſes alles reichte, mehr als nöthig war, hin, (ſagt Biot)

Newton zu zeigen, daß Leibnitz zum wenigſten auf dem Wege zu einem, den Fluxionen ähnlichen Calcul, und daß er ſchon hart an demſelben war, wenn er ihn nicht ſchon beſaß." Und ſo beeifert ſich Newton in der Antwort, welche er Leibnitz durch Oldenburg zukommen ließ, uud welche vom 24. October 1776 datirt iſt, zu berichten: daß er ebenfalls gewiſſe Methoden beſitze, deren allgemeine Anwendung auf die Tangenten und Quadraturen er anzeigt; aber anſtatt dieſe Methoden zu enthüllen, hüllt Newton ſie in zwei Anagramme transponirter Buchſtaben, um einen Titel für die Priorität der Erfindung in Leibnitzens eignen Händen zu haben. Dieſe Verſtecktheit, dieſen Neid bei Entdeckungen im Reiche der Geiſter, im Gebiete der Wahrheit, theilt Newton allerdings mit den größten Geometern und Phyſikern ſeines Jahrhunderts, was Göthe, mit beſonderm Bezuge auf Newton, aus der menſchlichen Natur ſelbſt rechtfertigen möchte, wenn er ſagt: „Recht genau beſehen ſeien die Streitigkeiten über die Priorität einer Entdeckung Streitigkeiten um die Exiſtenz ſelbſt. Galilei, um ſich zu verwahren, legte ſeine Entdeckungen in Anagrammen mit beigeſchriebenem Datum bei Freunden nieder, und ſicherte ſich ſo die Ehre des Beſitzes. Sobald Akademien und Societäten ſich bildeten, wurden ſie die eigentlichen Gerichtshöfe, die dergleichen aufzunehmen und zu bewahren hatten. Man meldete ſeine Erfindung: ſie wurde zu Protocoll genommen, in den Akten aufbewahrt, und man konnte ſeine Anſprüche darauf geltend machen. So bringt Newton (1671) ſein neuerfundenes katoptriſches Teleskop zur Sprache. Er legt es ihr vor, und bittet, ſeine

Rechte darauf zu verwahren. Und ſo legt er nach ſechs Jahren die Erfindung ſeiner Fluxionsrechnung in Anagrammen in die Hände ſeines Nebenbuhlers nieder; diesmal nicht ohne Gefahr ſeines Ruhms, ja ſeiner Ehre." Wenig liegt in der That daran, bemerkt Biot, daß Newton in dieſer Epoche im Beſitze ſeiner Methode der Fluxionen geweſen iſt. Die Ehre der Entdeckung mit ihm zu theilen, blieb noch einem Andern, weil er nichts bekannt gemacht hatte. Die Regeln der literariſchen Gerechtigkeit verlangen, daß die Veröffentlichung das einzige untaſtbare Kennzeichen des Vorhandenſeins einer Entdeckung, ihre Epoche genauer feſtſetze; und der Vortheil, welchen man ſich behält, im alleinigen Genuſſe eines Reſultats oder einer Methode zu ſein, ohne ſie bekannt zu machen, wird billigerweiſe dadurch aufgehoben, daß man durch dieſe Zurückhaltung Andern die Freiheit der Mitbewerbung übrig läßt.

Dieſe den Geometern und Phyſikern damals eigene Zurückhaltung und Eiferſucht war Leibnitzen vom erſten Augenblick an fern. Auf jenen durch Newtons Anagramme ausgezeichneten Brief antwortet Leibnitz das Jahr darauf, aus Hannover den **21.** Juni **1677**, mit der einfachen, offenen, klaren und vollſtändigen Expoſition der Infiniteſimalrechnung, mit ihrem Algorithmus, ihren Regeln, der Formation der differentiellen Gleichungen, und der Anwendung dieſer Verfahren auf Probleme der Analyſis und Geometrie; und was die Geometer (fügt Biot hinzu) als ein Zeichen von Wichtigkeit für die Identität betrachten werden: die in dieſer Expoſition gebrauchten Figuren bieten genau dieſelben Buchſtaben-Bezeichnungen

dar, ſo wie denſelben Modus der Notation, welchen Leibnitz in ſeinem erſten Briefe angewandt hatte, wo er die Methode der Transmutation auseinanderſetzt. Auf dieſen Brief Leibnitzens vor ſeinem Abgang aus Paris muß man alſo immer zurückkommen, auf ihn kann man nicht Nachdruck genug legen, wenn man mit voller Unpartheilichkeit die Rechte von Newton und Leibnitz einerſeits, und den Grund und den Saamen des großen Streites, welcher ſpäter nicht blos die Einzelnen, ſondern die Nationen einander gegenüber geſtellt hat, genau erkennen und feſthalten will. Und gerade dieſen Brief, welcher den Schlüſſel zu der ſonderbaren Antwort Newtons enthält, deſſen Bedeutung ihm groß genug erſchien, um ſeine berühmten Anagramme zu veranlaſſen: dieſen Brief Leibnitzens, bemerkt Biot, hat Brewſter, der neueſte Geſchichtſchreiber Newtons, bei der Zergliederung der denkwürdigen Korreſpondenz zwiſchen Newton und Leibnitz ganz und gar fortgelaſſen . . .! In der That, fährt er fort, eine ſo ſtetige und ſo deutliche Reihe von Ideen, verbunden mit einem ganz abſtrakten Modus der Erzeugung der Größen, und ausgedrückt durch einen beſondern Algorithmus von einer ebenſo bewundernswürdigen Leichtigkeit, als Schärfe, für alle Anwendungen auf die Fragen der Analyſis und Geometrie, mußten in den Augen der Geometer ſchlagende Anſprüche ſein auf eine eigene Erfindung — nicht der Rechnung der Fluxionen, welche Newton ohne allen Zweifel vor dem Jahre **1669** beſaß, dieſen mit der Idee der Bewegung behafteten und bis dahin ohne Algorithmus gebliebenen Calcul — ſondern der abſtrakten Differenzialrechnung, mit ihrer ganz fertigen Metaphyſik, ihrem

Algorithmus, und ihren allgemeinen Methoden; und ſo haben in der That vier Richter entſchieden, welche mich der Pflicht entbinden, auf noch Andre mich zu berufen, wenn ich ſage, ſie heißen: Euler, Lagrange, Laplace und Poiſſon." Dieſe großen Geometer ſtimmen in der Entwickelung der Geneſis der Differenzialrechnung darin überein, daß, in drei auf einander folgenden Phaſen, Fermat den Keim der großen Erfindung dargegeben, die Leiſtungen aber Newtons und Leibnitzens ſich wie das Aufſteigen von dem Beſondern zu dem Allgemeinen verhalten. Laplace namentlich hat es ins Klare geſetzt, daß wenn der Ausſchuß der Königlichen Societät von London, welcher ſich zu Richtern zwiſchen Newton und Leibnitz erhoben, jenem einſeitig Unrecht gegeben, er gerade am meiſten darin geirrt, daß er erklärte: „die Methode der Differenzen und die Methode der Fluxionen ſei eine und die nemliche, bis auf den Namen und den Modus der Notation, indem Leibnitz dasjenige Differenzen nennte, was Newton Fluxionen oder Momente nennt, und ſie mit dem Buchſtaben d bezeichne, welchen Charakter Newton nicht anwende." Es war Leibnitzens Schuld nicht, daß ſo geſchickte Richter die Bedeutung der von ihnen angegebenen Unterſchiede nicht verſtanden hatten: Laplace wenigſtens ſah in der Notation das Princip des neuen Calculs; und Poiſſon entſchied, „daß die Differenzialrechnung nicht über Leibnitz, als den Urheber des Algorithmus und der Notation, hinaufgehe, welche ſeit dem Urſprung dieſer Rechnung allgemein das Uebergewicht gehabt haben, und welchen die Infiniteſimal-Analyſis alle ihre Fortſchritte

ſchuldig iſt.“ Dies ſind vier vollſtimmige Richter, dürfen wir mit Biot ſagen, welche die Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit der Erfindung Leibnitzens auf formelle Art darthun; wir thun wohl, bei ihnen uns zu beruhigen, bis der gute Stern der Wiſſenſchaft uns vier andere ſolche bringt, welche ſie aufwiegen können. Man braucht alſo auf das Urtheil des Doctor Brewſter nichts zu geben: „Newton ſei der erſte Erfinder und Leibnitz der zweite Erfinder geweſen; es ſei daher unmöglich, daß der erſtere ein Plagiarius, möglich aber, daß es der andere geweſen . . .“ Es giebt nemlich keinen erſten, und keinen zweiten in der Erfindung unähnlicher Dinge; Leibnitz hat mithin von Newton die Differenzialrechnung nicht nehmen können, welche (ſagt Biot) heute noch eine bewundernswürdige Schöpfung wäre, und welche man lernen müßte, wenn die Rechnung der Fluxionen, wie ſie in Newtons Werken enthalten iſt, allein exiſtirte. In der That, nicht allein wären mit der letztern die Anwendungen auf die phyſikaliſchen Probleme von äußerſter Schwierigkeit; ſondern auch die Rechnung mit partiellen Differenzen und die Rechnung der Variationen wären, wenigſtens nicht unter ihrer analytiſchen Form, ſo raſch, ſo bewundernswürdig klar und anwendbar; denn die Zerlegung der endlichen Größen in unendlich kleine Elemente repräſentirt nicht blos die Natur, es iſt die Natur ſelbſt; und die Leibnitzſche Notirung, welche dieſe abſtrakten Elemente in die Rechnung aller Größen, vermittelſt ihres Algorithmus, direkt einführt, thut nichts anders, als daß ſie durch allgemeine und gleichförmige Operationen die materiell wahre Compoſition

dieſer Größen ſelbſt ausdrückt, ohne ihre Spezies zu beſondern; dergeſtalt, daß der Gedanke ſie immer ſieht und combinirt, wie ſie ſind, ohne ſie durch die Verbindung mit einer, ihrem Weſen fremdartigen Vorſtellung zu compliciren. Mit einem Wort, um mit Newtons Methode zu ſeinen großen Reſultaten zu gelangen, muß man kein gewöhnlicher Kopf, ſondern Newton ſelbſt ſein; er gelangte zu ihnen durch die mächtige Anwendung ſeines individuellen Genies, nicht mittelſt eines rationellen Verfahrens des Calculs, welches fähig geweſen wäre, allen Geiſtern als Mittel der Entdeckung zu dienen. Vergleicht man aus dieſem Geſichtspunkte, was dieſe beiden großen Genien, Newton und Leibnitz, zu den menſchlichen Kenntniſſen hinzugefügt haben, ſo wird man vielleicht finden, daß Newton mehr für ſeinen eignen Ruhm, Leibnitz aber mehr für den allgemeinen Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes gethan hat."

Durch dieſe allgemeine Einſicht in den innern und weſentlichen Unterſchied, die Unabhängigkeit und den wiſſenſchaftlichen Vorzug der Leibnitzſchen Differential- vor der Newtonſchen Fluxionsrechnung wäre für die Wiſſenſchaft der Streit über die Erfindung der Differenzialrechnung ſchon an der Schwelle der Frage entſchieden: jetzt iſt aber, zugleich mit dieſer Auflöſung jenes geſchichtlichen Problems, erſt die Fackel angezündet, um das bei dem berühmten Streite ſtattgefundene perſönliche Verhältniß der beiden großen Zeitgenoſſen und ihrer Partheien zu beleuchten, Recht und Unrecht auf beiden Seiten unbefangen zu erkennen, und dem hiſtoriſchen Zuſammenhange nach zu erklären. Die Geſchichtſchreiber

der Mathematik in unſerer Zeit haben den Streit über die Priorität jener Erfindung, welcher den Lebensabend von Newton und Leibnitz verbittert hat, als etwas Zufälliges angeſehen und beklagt, welches in den Leidenſchaften und dem vorlauten Zwiſchendrängen einiger unberufenen Köpfe untern Ranges, eines Fatio, eines Keil, ſeinen Urſprung, jedoch zuletzt die Wendung genommen hätte, die beiden Heroen, welche bis dahin einer dem andern Gerechtigkeit hätten widerfahren laſſen, gleichſam wider Willen gegen einander auf den Kampfplatz zu führen. Jetzt läßt ſich erkennen, daß im Gegentheil das innere Verhältniß der einander ſo verwandten, und doch wieder von einander ſo verſchiedenen Erfindungen von Newton und Leibnitz, verbunden mit den ſo verſchiedenen Charakteren und Temperamenten der Beiden, den Streit als einen unvermeidlichen herbeigeführt und gleichſam ein Verhängniß gebildet hat, welchem Leibnitz wie Newton, menſchlich betrachtet, kaum haben entgehen können. Man wird ſich faſt verwundern müſſen, daß die Reibung zwiſchen den beiden Heroen der Wiſſenſchaft, für welche Ein Jahrhundert nicht Raum genug zu haben ſchien, nicht viel früher, als gegen das Ende ihres Lebens in helle Flammen ausgebrochen iſt. So betrachtet gewinnt die Geſchichte dieſes Streites, welche mit der der Verbreitung, des Kampfes und der innern Entfaltung der Differenzialrechnung unauflöslich verbunden erſcheint, einen höhern Charakter, und für die ſittliche Beurtheilung des allgemein Menſchlichen in ſo erhabnen Gegnern eine bleibende Bedeutung. Wir werden ſie in dem folgenden Buche wieder aufnehmen. —

Seine Rückreiſe nach Deutſchland nahm Leibnitz über England und Holland, doch ohne an den Hauptörtern lange verweilen zu können. In London, wo er jetzt zum andern- und letztenmale eintraf, aber nur eine Woche verweilte, machte er unter andern die Bekanntſchaft des Geometers Collins, Freund des Newton. Leibnitz hat ſpäterhin in dem Streite über die Erfindung der Differenzialrechnung Gewicht darauf gelegt, daß er erſt damals, nicht aber ſchon bei ſeiner erſten Anweſenheit in London, Collins kennen gelernt, wie ſeine Gegner, um ihn des Plagiats an Newton deſto leichter zu überführen, vorzuſtellen verſucht hatten. Collins gab, einige Monate nach Leibnitzens Durchreiſe, in einem Briefe an Newton in Cambridge, von London den 5. März 1677, über die mit ihm gepflogenen Unterredungen nähere Nachricht. Leibnitz hatte ihm einige Aufgaben ſchriftlich zugeſtellt, welche er auch zu Newtons Kenntniß gelangt wünſchte. Dieſer Brief enthält gleichzeitig den Auszug aus einem Schreiben von Leibnitz an Oldenburg, das er von Amſterdam den $\frac{18}{28}$. November 1676 gerichtet hatte, faſt ausſchließlich Mechanik und Geometrie betraf, und mit einer kurzen Nachricht über den als Mathematiker berühmten Bürgermeiſter von Amſterdam, Hudden, ſchloß. „Ich habe, ſchreibt er, in Amſterdam mit Hudden geſprochen, welchem aber die Geſchäfte für den Staat alle Zeit wegnehmen. Denn er iſt einer von den zwölf Bürgermeiſtern der Stadt, welche nach einander die Regierung führen; kürzlich war er regierender Bürgermeiſter, jetzt verwaltet er das Amt eines Schatzmeiſters. Es iſt gewiß, daß ſeine Papiere noch ſehr

Vortreffliches aufbewahren. Die von Sluſius bekannt gemachte Methode der Tangenten war ihm lange bekannt geweſen. Seine Methode iſt umfaſſender, als die, welche Sluſius herausgegeben hat. Aber auch Mercators Quadratur der Hyperbel iſt ihm ſchon im Jahre 1662 bekannt geweſen.“ So weit Leibnitz, fügt Collins an Newton hinzu.

Von Amſterdam begab ſich Leibnitz nach dem Haag. Hier ſah und ſprach er, nur noch kurze Zeit vor deſſen Ende, den merkwürdigen Weiſen, welcher ſelbſt den Beſten ſeiner Zeitgenoſſen den Stempel der Gottesverlaſſenheit auf der Stirn zu tragen ſchien: Benedict von Spinoza. Leibnitz hat an der einzigen Stelle, wo er ſeines Beſuches bei Spinoza gedenkt, in der Theodicee nemlich (III Partie, 376), eben nichts als das bloße Zuſammentreffen mit Spinoza erwähnt, und höchſtens dies, daß er einige gute Anekdoten über die Geſchichte jener Zeit, (ſo auch von dem Herrn de la Court im Haag, dem berühmten holländiſchen Publiciſten) von ihm, wie über ſeine Bildungsgeſchichte erfahren. Es war vielleicht der Ort nicht, von einem bedeutungsvollerm Austauſch der Ideen über Philoſophie und Theologie zwiſchen ihnen etwas durchblicken zu laſſen. Aber, wenn wir ſolch tiefere Geſpräche auch nicht von ſelbſt zwiſchen dieſen beiden Heroen vorausſetzen müßten: wie bedeutungsvoll für die Geſchichte jedes derſelben, ſo wie für die Geſchichte der Philoſophie, iſt das bloße Zuſammentreffen! wie beziehungsreich für Leibnitz in Hinſicht auf den Moment, da er Spinoza das erſte und letzte Mal in ſeinem Leben von Angeſicht zu Angeſicht ſah!

Beziehungen, welche ſich unſrer Betrachtung um ſo reicher und lebendiger aufdringen, je mehr wir die Beiden nach ihren ganzen individuellen und weltgeſchichtlichen Erſcheinung gegen einander halten.

Hier beſchränken wir uns auf einen Punkt, welcher für die hiſtoriſche Auffaſſung und Würdigung der perſönlichen Zuſammenkunft zwiſchen Leibnitz und Spinoza nicht ſcharf genug ins Auge gefaßt werden kann. Leibnitz und die geſammte philoſophiſche Welt kannte in jenem Augenblicke, gegen Ende 1676, Spinoza durch ſeine herausgegebenen Schriften nur erſt noch als Carteſianer, und ſelbſt ſein berühmter Tractatus theologico-politicus sive de libertate philosophandi ratione ließ die Eigenthümlichkeit ſeines Syſtems, wie es ſich aus dem des Carteſius entwickelt und ſich demſelben entgegen geſtellt hatte, nur in allgemeinen Folgerungen und Anwendungen wahrnehmen. Erſt nach dem Tode dieſes Philoſophen erſchien, in den von ſeinem Freunde herausgegebenen nachgelaſſenen Schriften, die Ethik Spinoza's. Unterdeſſen aber hatte Leibnitz, wie ſeine Briefe aus Mainz und Paris bekunden, ſeit lange die Feſſeln des Carteſianismus auf ſeine Weiſe, und zwar in ſo entſchiedener, der des Spinoza entgegengeſetzter Richtung geſprengt, und den Grund zu ſeinem Syſteme gelegt, daß er bei ſeiner Unterredung mit Spinoza, wenn auch ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, ſchon als ſein entſchiedenſter Gegner ihm gegenüber ſtand. Wir werden im folgenden Buche die Umriſſe dieſes Syſtems nach ſeiner innern Entwickelung zu zeichnen verſuchen. Eines können wir jedoch beim Uebergange zu der Betrachtung der

folgenden Lebensperiode Leibnitzens nicht unbemerkt laſſen. Er hebt es in ſeiner Theodicee hervor: ſchon in der erſten Zeit ſeines Aufenthaltes in Paris, im Umgange mit Anton Arnaud, ungefähr im Jahr **1673**, hatte er dieſem berühmten Theologen einen (wahrſcheinlich verloren gegangenen) Dialog über die Prädeſtination und die Sünde, in lateiniſcher Sprache, mitgetheilt, welcher den Grundgedanken der Theodicee ſelbſt klar und entſchieden ausſprach; „wo ich, ſagt Leibnitz, ſchon darthat, daß Gott, als er die vollkommenſte aller möglichen Welten erwählt hatte, durch ſeine Weisheit bewogen worden war, das ihr anhaftende Uebel zuzulaſſen, was nicht hindere, daß, alles in Anſchlag und Rechnung gebracht, dieſe Welt nicht die beſte wäre, welche gewählt werden konnte. Ich habe, fährt er an derſelben Stelle fort, ich habe noch nachher die verſchiedenen guten Schriftſteller über dieſe Gegenſtände geleſen, und geſtrebt, in denjenigen Kenntniſſen Fortſchritte zu machen, welche mir geeignet ſcheinen, alles zu beſeitigen, was die Idee der höchſten Vollkommenheit, welche man in Gott anerkennen muß, verdunkeln könnte. Ich habe nicht unterlaſſen, die ſtrengſten Schriftſteller zu prüfen, welche die Nothwendigkeit der Dinge am weiteſten getrieben haben, wie Hobbes und — Spinoza . . .“ Dieſe nachträgliche Prüfung fällt in die erſten Jahre von Leibnitzens Aufenthalt in Hannover. In dieſe Zeit nemlich iſt ein handſchriftlich aufbewahrter Auszug von Spinozas Ethik aus Leibnitzens Feder zu ſetzen, deſſen kritiſche Tendenz durch die Randbemerkung des Philoſophen: „haec partim mea, partim aliena, aliena vero corrigenda“, deutlich genug ſich ankündiget.

Mit einem Wort, welch eine geheime Verwandtſchaft der Syſteme Spinoza's und Leibnitzens auch ſtattfinde, da ſie beide von Carteſius ausgegangen ſind, ſo iſt dieſe Verwandtſchaft um ſo beziehungsreicher, als feſtſteht: daß Leibnitz, in der hiſtoriſchen Bedeutung des Wortes, niemals ein Spinoziſt geweſen iſt.

Was Spinoza übrigens Leibnitzen von ſich ſelbſt erzählt hat, betraf unter andern ſeinen Lehrer in der lateiniſchen Sprache, den Holländer van den Ende, (eigentlich war es deſſen Tochter) welcher ſpäter nach Paris ging, und dort wegen ſeiner Theilnahme an der Verſchwörung des Chevalier de Rohan im November **1674** hingerichtet wurde. Dort, im Faubourg St. Antoine, hatte ihn noch Leibnitz aufgeſucht und geſprochen. Er erzählt in der Theodicee: „Er galt dort für vortrefflich in der Didaktik, und er ſagte mir, als ich ihn beſuchte, er wolle wetten, daß ſeine Zuhörer immer aufmerkſam auf das ſein würden, was er ſagte. Er hatte auch damals ein junges Mädchen bei ſich, welche lateiniſch ſprach und in der Geometrie demonſtrirte. Er hatte die Gunſt des Herrn Arnaud gewonnen, und die Jeſuiten fingen an, auf ſeinen Ruf eiferſüchtig zu werden. Doch bald darauf ging er zu Grunde, da er ſich in die Verſchwörung des Chevalier de Rohan gemiſcht hatte.“ —

Spinoza ſtarb zu Anfang des nächſten Jahres, den **21.** Februar **1677** im Haag, im vier und vierzigſten Jahre. Leibnitz, am Anfange einer neuen, höhern, vielbewegten Laufbahn, hatte damals ſein dreißigſtes Jahr zurückgelegt.

Er traf gegen das Ende Decembers 1676 in Hannover ein, genau ſieben Jahre, ſeitdem der Herzog das erſtemal ſeinen Namen gehört, und begierig, aber noch vergeblich, nach dem Beſitze eines Leibnitz geſtrebt hatte.

Zweites Buch.

Er traf gegen das Ende Decembers 1676 in Hannover ein, genau ſieben Jahre, ſeitdem der Herzog das erſtemal ſeinen Namen gehört, und begierig, aber noch vergeblich, nach dem Beſitze eines Leibniz geſtrebt hatte.

Der Herzog Johann Friedrich hatte bei der Berufung Leibnitzens an ſeinen Hof, ſchon damals einen der glänzendſten und gebildeſten in Deutſchland, hauptſächlich den ihm aus Schriften und Briefen werth und lieb gewordenen Gelehrten von den ſeltenſten Talenten im Auge, in deſſen Umgange er, wie er bei der an ihn erlaſſenen Einladung **1673** geſchrieben hatte: „bei ſeinen obwaltenden vielfältigen und ſehr ſchweren Regierungsgeſchäften", Erholung und Ergötzichkeit ſchöpfen wollte. Viel Aufſehen machte bei dem Herzoge und ſeinem Hofe ein Schreiben, welches Leibnitz von Anton Arnaud an einen der Capuciner am Hofe, welche den eifrig frommen, vor vielen Jahren zur katholiſchen Kirche übergetretenen Fürſten, umgaben, von Paris mitbrachte, worin Arnaud über die ſeltenen Talente und Eigenſchaften Leibnitzens ſich ausließ, und das charakteriſtiſche Wort ausſprach: „daß Leibnitzen nichts als die wahre, (d. i. die katholiſche) Religion fehlte, um in Wahrheit *einer der großen Männer des Jahrhunderts* zu ſein." Leibnitz

wußte bei der Abgabe des Schreibens nichts von dieſem Inhalte, ſondern erfuhr es erſt nachträglich von dem Herzoge, welcher es in ſeinen Händen behalten hatte; er würde, geſtand er ſpäter dem Nachfolger des Herzogs, Ernſt Auguſt, den Brief ſonſt nicht mitgenommen haben.

In kurzer Zeit fand ſich Leibnitz bei dem Herzog Johann Friedrich ſo wohl, daß er, welcher noch das Jahr vorher ſo viel Abneigung gegen jeden Dienſt, und ſo lebendige Luſt an bürgerlicher Unabhängigkeit an den Tag gelegt hatte, ſeinem Pathen, dem ſächſiſchen Hofprediger D. Martin Geier in Leipzig, ſeine Rückkehr ins deutſche Vaterlande mit der Verſicherung anzeigte: „Jetzt lebe ich bei einem Fürſten, deſſen Tugenden ſo groß ſind, daß ich, ihm zu gehorchen, jeder Art Freiheit vorziehe.“ Die große und weiſe Mäßigung, welche Johann Friedrich in Bezug auf alle ſeine proteſtantiſchen Unterthanen an den Tag legte, ohne den Einflüſterungen mancher Eiferer unter der, ihn umgebenden Geiſtlichkeit Gehör zu geben, iſt bekannt. Viele Jahre nachher, als in Sachſen durch den Uebertritt des Kurfürſten Auguſt III zur römiſchen Kirche ein ähnliches Verhältniß ſich geſtaltet hatte, ſtellte Leibnitz den Herzog als ein nachahmungswürdiges Muſter auf. „Dieſer Fürſt, welcher mich in dieſes Land berufen hat (ſchrieb Leibnitz 1697 an Thomas Burnet) bekannte ſich zur römiſchen Religion und ohne Zweifel in gutem Glauben; bewies aber dabei eine bewundernswürdige Mäßigung. Den Ständen des Landes und ſelbſt der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit gab er nicht den geringſten Grund zur Klage, und was denen, welche die Rechte nicht hinlänglich kennen, ſcherzhaft

klingen möchte: er übte ſo gut, als die proteſtantiſchen Fürſten, dem Weſtphäliſchen Frieden gemäß, das biſchöfliche Recht aus, was immer auch der Nuncius zu Köln, die apoſtoliſchen Vicare und die Miſſionare dagegen ſagen mochten; und als die Sache in Rom zur Sprache gebracht wurde, ſprach der Pabſt ſelbſt zu ſeinen Gunſten. Denn dieſer Fürſt that alle Dinge mit vieler Umſicht.“

Es iſt möglich, daß, wo nicht der Herzog ſelbſt, doch die Geiſtlichkeit am Hofe, an dem beſonders auch viele katholiſche Ausländer, Franzoſen und Italiäner, aufgenommen waren, wie ſo manchen Mann in Hannover, auch Leibnitz zur katholiſchen Kirche hinüber zu ziehen ſich Hoffnung gemacht hätten: wenigſtens aber brachte ihm die Beharrlichkeit, womit er, wie früher in Mainz und in Paris, ſo auch jetzt den Lockungen widerſtand, bei dem Herzoge keinen Verluſt, und ſeine, durch den häufigen Verkehr mit Katholiken erworbene Milde, und ſeine ganze Welt- und Lebensanſicht als Philoſoph ſetzte ihn bald mit ſeiner Umgebung in ein harmoniſches Verhältniß. Unter dieſer war, beinahe gleichzeitig mit Leibnitz, der apoſtoliſche Vicar und Biſchof von Titiopolis, Nicolaus Steno aus Jütland, an den Hof von Hannover gekommen, merkwürdig, weil er, früher Proteſtant, dabei ein ausgezeichneter Arzt, Anatom und Geolog, durch ein Omen verleitet, Religion, Stand und Lebensberuf plötzlich vertauſcht hatte, übrigens durch verträglichen Charakter ſich empfahl. In einem Briefe an Boſſuet, welchen Leibnitz im Jahre 1679 ſchrieb, rühmt er das Urtheil und die Mäßigung, welche Steno bei den Controverſen der Religion an den Tag legte. Er

gewann zu Leibnitz Vertrauen, und theilte ihm unter andern die eigenthümlichen Motive ſeiner Bekehrung mit, welche Leibnitz für unterrichtend genug hielt, um ſie nachher, an paſſendem Orte, in ſeiner Theodicee zu erzählen, wo von der Bekehrung des heiligen Auguſtinus die Rede iſt. „Der gute Herr Stenonis, leſen wir dort, aus Dänemark, apoſtoliſcher Vicar zu Hannover und in der Umgegend, zur Zeit, als hier ein Herzog von ſeiner Religion regierte, erzählte uns, daß ihm etwas Aehnliches begegnet war. Er war ein großer Anatom, in der Kenntniß der Natur ſehr bewandert; doch leider wandte er den Unterſuchungen den Rücken, und aus dem großen Naturforſcher wurde ein mittelmäßiger Theolog. Seitdem wollte er von den Wundern der Natur nichts hören, und um die Beobachtungen, welche Thevenot von ihm verlangte, von ihm herauszuziehen, hätte es eines ausdrücklichen Befehls des Pabſtes in virtute sanctae obedientiae bedurft. Er erzählte uns alſo: was nicht wenig dazu beigetragen hätte, ihn zum Uebertritt zur Parthei der römiſchen Kirche zu bewegen, war die Stimme einer Dame zu Florenz, welche ihm aus dem Fenſter zurief: Gehen Sie nicht nach der Seite, mein Herr, gehen Sie nach der andern Seite! Dieſe Stimme machte mich beſtürzt, ſagte er, weil ich damals mich dem Nachdenken über die Religion überließ. Dieſe Dame wußte, daß er jemanden in dem Hauſe, das ſie bewohnte, ſuchte, und als ſie ihn den rechten Weg verfehlen ſah, wollte ſie ihm das Zimmer ſeines Freundes zeigen.“... Leibnitz machte nach Steno's Ankunft in Hannover vergebliche Verſuche, ſeine Abneigung gegen die Naturforſchung zu überwinden, und

er klagte über dieſe Verkennung der wahren Frömmigkeit in mehreren Briefen an Hermann Conring in Helmſtädt. Zum Glück gewann der neue Biſchof in dieſer Hinſicht auf den Herzog von Hannover nicht Einfluß genug, um deſſen Wißbegierde und Theilnahme an der damals aufkeimenden Phyſik, durch Beobachtungen und Verſuche, zu ſchwächen. Leibnitz ſorgte dafür, ihr Nahrung zu verſchaffen, und ſie zum Beſten der Wiſſenſchaft zu wenden.

Ein anderer Geiſtlicher hatte, zur nemlichen Zeit mit Leibnitz, in Hannover einen bedeutenden Wirkungskreis für eine inhaltsreiche Zukunft angetreten, ein Gelehrter von den umfaſſendſten Kenntniſſen und ehrwürdigem Charakter, welcher bald mit ungeſchmälerter Hingebung für verwandte große und edle Zwecke an Leibnitz ſich anſchloß. Dies war Gerhard Molanus, Abt zu Lokkum, welchen der Herzog Johann Friedrich damals (1677) zum Präſidenten des Conſiſtoriums in Hannover ernannte. Er war ein Schüler des berühmten, durch ſeine Mäßigung ausgezeichneten Georg Calixtus in Helmſtädt, wo er ſelbſt in früherer Zeit Profeſſor der Theologie und der Mathematik geweſen war. Leibnitz nannte ihn einen „unvergleichlichen Theologen", und wie großes Vertrauen er in ſeine geſammte philoſophiſche und mathematiſche Bildung ſetzte, zeigte ſich bald bei einer beſondern Gelegenheit. Molanus hatte einen Freund in Jeinſen, unweit Hannover, der ehemals Profeſſor der Mathematik in Rinteln war, Namens Arnold Eckhart, einen eifrigen Anhänger des Carteſius in der Mathematik nicht minder, wie in der

Philoſophie; ohne von den Fortſchritten in der Wiſſenſchaft, deren erſter Repräſentant unter den Deutſchen jetzt in Leibnitz lebte, zu wiſſen. Er hörte damals, durch die Mittheilungen von Molanus, zum erſtenmale Leibnitzens Namen, und verwundert, von einem ausgezeichneten Mathematiker in ſeiner Nähe zu erfahren, ward er es doppelt, als er hörte, derſelbe wage ſich mit ſeinen eignen Ideen und Erfindungen bis an Carteſius. Bei einem Beſuche, welchen er zu Oſtern 1677 in Hannover abſtattete, hielt Leibnitz im Hauſe von Molanus, vor dieſem und deſſen Bruder, einige Unterredungen mit ihm über den Carteſianiſchen Beweis vom Daſein Gottes. Dieſer Streit wurde ſpäter eine Zeit lang in Briefen, wobei Molanus den Vermittler machte, fortgeſetzt, und auf die Geometrie und Analyſis ausgedehnt. Zuletzt mußte Leibnitz dennoch die Hoffnung aufgeben, mit dem hartnäckigen Carteſianer auf dem einen oder dem andern Felde ſich zu verſtändigen; und begnügte ſich, gemeinſchaftlich mit Molanus, ihm wenigſtens eine gute Anſtellung bei dem Herzoge auszuwirken.

In demſelben Jahre verſchaffte Leibnitz einer deutſchen Entdeckung bei dem Herzoge und dem Hofe Eingang, welche bald in Europa Aufſehen erregte. Es war die ganz neue Entdeckung des ſo genannten Kunkelſchen Phosphors, deſſen wahrer Erfinder Brand, ein Hamburger, war. Verſuche, nach Anleitung eines alchymiſtiſchen Buches, aus dem Urin eine flüſſige Materie, zur Verwandelung des Silbers in Gold, zu gewinnen, hatten ihn zu dieſer unvermutheten Entdeckung geführt. Er hatte darauf dem kurſächſiſchen Commerzienrathe Johann Daniel Kraft eine Nachricht davon brieflich

mitgetheilt; dieſer den Kammerdiener des Kurfürſten, Johann Kunkel, in das Geheimniß gezogen; beide hatten ſich zu Brand nach Hamburg begeben, und ſich in der Verfertigung des Phosphors von ihm unterrichten laſſen. Kunkel, welcher nachher ſeine Kenntniß unzureichend fand, und ſich von Brand getäuſcht hielt, aber durch weitere eigene Verſuche das ihm Fehlende erſetzte, hielt ſich nun für befugt, ſich ſelbſt die Entdeckung des Phosphors öffentlich anzueignen, und es gelang ihm bei dem überraſchten Publikum, ſeinen Namen an die urſprüngliche Entdeckung eines Andern zu knüpfen. Sein Genoſſe, Kraft, unternahm gleichzeitig Reiſen, um das Geheimniß bei den Großen zu verkaufen; und auf ſeiner Durchreiſe durch Hannover nach England, 1677, ſprach er bei Leibnitz vor. Unter vielen und mannichfaltigen Gegenſtänden aus dem Gebiete der Chemie, wovon Leibnitz mehreres aufgeſchrieben hinterlaſſen hat, nannte ihm Kraft den Grundſtoff des Phosphors und den Namen des eigentlichen erſten Erfinders; er machte auch Verſuche vor ihm, und wiederholte ſie vor den Augen des darüber in Staunen geſetzten Herzogs Johann Friedrich. Die nähern Umſtände berichtet Leibnitz in ſeiner, den Verhandlungen der Königlichen Preußiſchen Societät der Wiſſenſchaften (1709) einverleibten: Historia inventionis Phosphori, und ſetzt hinzu: „Der Herzog, freigebig und edel, wie er war, gab mir Befehl, den Erfinder Brand von Hamburg kommen zu laſſen. Brand kam auch nach Hannover, und theilte uns ehrlich ſein Verfahren mit; denn alles, was er ſelbſt verrichtete, habe ich mit meinen Leuten in einem andern Laboratorium nachgebildet. Der

Urin von Soldaten, welche in einem Lager ſtanden, wurde in Fäſſern geſammelt, und als eine hinreichende Menge davon vorräthig war, kam Brand, und machte die Verſuche außerhalb der Stadt. Der Herzog ſetzte dem Manne bei ſeiner Rückkehr nach Hamburg eine jährliche Penſion feſt, welche ihn, ſo lange der Herzog lebte, ausgezahlt wurde; es war vielleicht die einzige Belohnung, welche Brand von ſeinem Phosphor gezogen hat.“ Leibnitz überſchickte damals Proben vom Phosphor an Huygens in Paris, und nach einiger Zeit nahm Tſchirnhauſen, der jetzt zum andernmale nach Paris ging, eine an die Königliche Akademie der Wiſſenſchaften gerichtete Beſchreibung von Leibnitz mit, welche in demſelben Jahre (1677) in dem Journal des Savans, als: **Relatio de Phosphoro a Domino Craftio invento** erſchien. Als, zwei Jahre darauf, der Herzog mit Tode abging, ließ Leibnitz in das, auf das Leben und die Verdienſte ſeines Herrn gedichtete heroiſche Carmen eine begeiſterte Schilderung der Wirkungen des Phosphors einfließen, welche Fontenelle, in der Lobſchrift auf Leibnitz, für eines der ſchönſten Stücke der neuern lateiniſchen Poeſie erklärt.

Gegen Ende des Jahres 1678 ward Leibnitz von dem Herzoge nach Hamburg geſchickt, um den Ankauf des von dem dortigen gelehrten Arzt und Naturforſcher, Martin Fogel, hinterlaſſenen werthvollen Bücherſchatzes, zur Bereicherung der Bibliothek des Herzogs von Hannover, in Perſon abzuſchließen. Er ſelbſt hatte mit jenem Gelehrten früherhin von Mainz aus Briefe gewechſelt, und als er in der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes in Paris den Tod des Mannes erfahren

hatte, ſein Augenmerk darauf gerichtet, auch deshalb ſeine Freunde in Hamburg, den Reſidenten Habbeus und Placcius, aufgefordert, zu ſorgen, daß die koſtbare Bibliothek nicht zerſtreut würde. Sie bildet ſeitdem einen bedeutenden Zuwachs der von dem Herzog Johann Friedrich zuerſt angelegten, jetzt Königlichen Bibliothek von Hannover. Bei Placcius und zwei andern Hamburger Gelehrten, Vagetius und Siverus, Schülern des berühmten Joachim Jungius, drang Leibnitz mit Eifer auf die Nachforſchung und Herausgabe der von Jungius hinterlaſſenen und von ihm in Augenſchein genommenen Papiere, jenem von Leibnitz überaus hochgeſtellten, den Reformatoren der Wiſſenſchaft und Philoſophie verglichenem Manne; und wäre man dem bald nachgekommen, ſo hätte die Welt den unwiederbringlichen Verluſt jener Schätze nicht zu beklagen, da der bedeutendſte Theil davon durch eine im Hauſe von Vagetius entſtandene Feuersbrunſt im Jahre 1691 zerſtört worden iſt.

Eine merkwürdige Bekanntſchaft machte Leibnitz bei dieſem Aufenthalte an dem berühmten, in mancher Hinſicht auch berüchtigten Chemiker und Mechanikus, Johann Joachim Becher. Dieſer geniale und unruhige Kopf, welcher lange für einen Adepten galt, konnte wenigſtens ſeiner Zeit als der Repräſentant der Chemie in Deutſchland gelten, wie in England Robert Boyle oder Leméry in Frankreich. Er war es, welcher den erſten Grund zu der phlogiſtiſchen Theorie gelegt hat, welche Stahl in ein Syſtem brachte, das bis zu den Entdeckungen Lavoiſiers das allgemeine war. Aber dieſer Mann war zugleich ein abentheuerlicher, unſtäter Charakter,

neidiſch gegen jedes fremde Verdienſt und voll Bosheit in ſeinen Ausfällen gegen die hervorſtechendſten Zeitgenoſſen, ohne immer ſich ſelbſt zu ſchonen. In einer Unterhaltung mit ihm über Maſchinenweſen ließ Leibnitz unter andern von einer Verbeſſerung der Mechanik an den Reiſewagen, welche ihn im Entwurf beſchäftigt hatte, etwas fallen. Als Becher einige Zeit nachher, bei dem damals regierenden Herzoge von Hannover auf deſſen Liebe zur Chemie und Alchymie ſpekulirte, trat Leibnitz, von früher Jugend mit dieſen Umtrieben nur zu ſehr vertraut, Bechern zur rechten Zeit in den Weg. Dieſer trug Leibnitzen es nach, und als er nach wenigen Jahren (1683) ſeine ſkurrile Schrift: Närriſche Weisheit und weiſe Narrheit, herausgab, worin er unter abſichtlichen Uebertreibungen die paradoxen oder ſo erſcheinenden Entwürfe und Erfindungen der ausgezeichnetſten Zeitgenoſſen beſpottete, führte er als eine der weiſen Narrheiten: „Leibnitzens Poſtwagen von Hannover nach Amſterdam in 6 Stunden zu fahren“ an, und ſtellte ihn, der damals in den Kreiſen des eigentlichen gelehrten Publikums in Deutſchland noch nicht recht bekannt, wenigſtens nicht ſo, wie er es verdiente, war, als einen literariſchen Abentheurer vor. Leibnitz that nichts, jene boshaften Anmuthungen zu widerlegen; doch in einem Briefe an den ſpäter regierenden Herzog Ernſt Auguſt, welchem Bechers Buch zugekommen war und ſeine Neugierde erregt hatte, erzählte er den wahren Hergang der Sache, wie folgt: „Ich bin Ihrer Hoheit für das günſtige Urtheil, das Sie von mir an den Tag legten, und welches Sie abgehalten hat, der Erzählung des Doctor Becher Glauben beizumeſſen,

verpflichtet. Dieſer Mann iſt bekannt genug durch ſeine Uebertreibungen (extravagances), mit der ihnen beigemiſchten ſchwarzen Bosheit. Man braucht nur ſeine Bücher zu leſen, um ſich davon zu überzeugen; er zerfleiſcht unverſchämt große Perſonen, und Perſonen, welche ihm Wohlthaten erzeigten, haben ſeinen Undank erfahren, als ſie ſein Verfahren nicht billigen wollten oder konnten. Er iſt gegen mich aufgebracht geweſen, weil ich eine gewiſſe alchymiſtiſche Gaunerei, die er vorhatte, gehindert habe. Und indem er ein Mittel ſuchte, ſich zu rächen, griff er zu einer Unterhaltung, welche wir vor einigen Jahren in Hamburg hatten, wo wir von Maſchinen ſprachen, und ich ihm unter andern Dingen ſagte, ich glaubte, daß man etwas an den Wagen verbeſſern könnte. Ich ſpreche nie aus freien Stücken von dieſer Art von Materien, außer zu Perſonen, welche ſich damit befaſſen, und da Becher Profeſſion macht, die Mechanik zu verſtehen, berührte ich etwas davon bei Gelegenheit, obſchon ich niemals mit Andern davon geſprochen und noch weniger verſucht habe, ſie auszuführen. In der That Niemand hier (in Hannover) hat davon ſprechen hören, und Mehrere haben mich gefragt, was das heißen ſollte. Aber ich glaube jetzt, daß Becher, welcher die Andern nach ſeinem Kopfe beurtheilt, das für einen großen Entwurf nahm, was ich nur im Vorbeigehen geſagt hatte, und indem er vorausſetzte oder aus Bosheit erdichtete, daß ich an dieſem imaginären Wagen immer gearbeitet hätte, hat er die Gelegenheit zu finden geglaubt, mich zu ſticheln, um ſich zu rächen. Was er von den ſechs Stunden Weges ſagt, in welchen dieſer Wagen von

Hannover nach Amſterdam gehen ſollte, gehört zu ſeiner Erfindung, und ſtimmt ſehr wenig zu der Vorrede des Buches, wo er vor Gott betheuert, daß er aufrichtig ſpreche, und nicht den Vorſatz habe, die Perſonen zu verletzen. Denn man müßte den Verſtand verloren haben, um jemals daran gedacht zu haben. Ich war Willens, ihm in einem Briefe privatim ſeine Bosheit vorzuwerfen und ihn an ſeine Vorrede zu erinnern; aber ich höre, daß er in London gegen Ende des vergangenen Jahres geſtorben iſt. Indeſſen mache ich mir ſehr wenig daraus, daß er den Gedanken, von welchem ich ihm geſprochen habe, unter die gelehrten Narrheiten ſetzt; ich bin in zu guter Geſellſchaft, weil er in dieſelbe Klaſſe den König von Frankreich, den ſeligen Kardinal von Salzburg, den ſeligen Herrn von Zinzendorf, Präſidenten der kaiſerlichen Kammer, Herrn Hudde, Bürgermeiſter von Amſterdam, Herrn Huygens, den Erfinder der Pendel, und eine Menge anderer Perſonen von Verdienſt und Ruf ſetzt.“ Dieſe Erfahrung hielt Leibnitz indeſſen niemals ab, Bechern Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. So in einem Briefe an den Herausgeber der Monatlichen Unterredungen vom Jahre **1692**: „Becher, heißt es da, iſt gewiß ein trefflicher Kopf geweſen, und hat viel gewußt, wiewohl mehr aus Relation guter Artiſten, als aus eignem Grunde. Daher ſo oft er ein neu Buch gemacht, hat er auch neue Principia chymica auf die Bahn gebracht. Daß aber Leute ſein ſollten, die ihn pro Adepto halten, habe ich nicht gewußt, noch mir einbilden können.“

Da der Herzog Johann Friedrich auf die Verbeſſerung der Bergwerke im Harz große Sorgfalt wandte, und ſie wirklich

auf eine Stufe hob, welche ſie allen übrigen Deutſchlands zur Nacheiferung darſtellte, ſo ergriff Leibnitz dieſe Veranlaſſung, ſich mit dem Berg- und Hüttenweſen, als Geognoſt, Mineralog und Mechaniker, bekannt zu machen und zu beſchäftigen. Wie er alles, was er anfaßte, als beſondere Wiſſenſchaft bis auf den Grund zu erſchöpfen und ſich anzueignen ſuchte, ſo beherrſchte er mit der Zeit die mineralogiſche Kenntniß vollkommen, wie ſie die Kenner in ſeiner Protogäa, von welcher wir bald mehr ſagen wollen, bewundern, und verband damit die eigentliche Bergwerkskunde als eine ſeiner Profeſſionen, in Bezug auf die damals noch in der Kindheit liegende höhere Staatswirthſchaft, und die von ihr abhängende Nationalwohlfahrt. Leibnitz ſelbſt legte **1680**, kurz nach dem Tode des Herzogs, in einem Schreiben an einen Freund am kaiſerlichen Hofe ein beſonderes Gewicht auf dieſen Zweig der Staatswirthſchaft, und ſprach ſich dabei über einen von ihm gemachten und ins Werk geſetzten Vorſchlag zur leichteren Entfernung der wilden Waſſer aus den Gruben, wobei er ſo eben war, wie folgt, aus: „Geſtern begab ich mich, berichtet er, auf Befehl meines Fürſten, nach den Gruben im Harze. Sie wundern ſich vielleicht, was ich, als Mann vom Staatsfache, mit den Gruben gemein habe? Aber ich bin lange ſchon der Anſicht, daß die Staatswirthſchaft der bei weitem wichtigſte Theil der Staatswiſſenſchaft ſei, und daß Deutſchland aus Unwiſſenheit oder Gleichgültigkeit darüber zu Grunde gehen muß. Die Gruben aber machen einen großen Theil unſerer Einkünfte aus; dieſe werden nun jetzt vortrefflich verwaltet. Denn Johann

Friedrich, glorreichen Andenkens, hat unter den übrigen trefflichen Maßregeln ſeiner Regierung auch dieſes Zweiges ſich eifrigſt angenommen. Als ich (fährt Leibnitz fort) bei Gelegenheit dieſem Fürſten vorſtellte, daß ich auf ein Mittel verfallen ſei, um dem Uebel, das die Gruben durch das Waſſer leiden, zu Hülfe zu kommen, nahm er meinen Vorſchlag mit vielem Beifall auf; berief bald die betreffende Behörde vor ſich, und ſetzte mir für den Fall, daß ich das Beabſichtigte ausrichtete, und durch den Erfolg auch nur Eines Jahres bewährte, eine jährliche Belohnung von zweitauſend Thalern aus. Als ich bereits auf dem Punkte war, mein Wort durch die That zu bewähren, unterbrach die traurige Nachricht von dem Ableben des erhabenen Fürſten das Begonnene. Ich mußte die Sache von Neuem beginnen, und hatte dabei viel zu kämpfen mit neidiſchen, in dergleichen Dingen unwiſſenden Menſchen; aber der Durchlauchtigſte Nachfolger ſelbſt, nachdem er das Unternehmen einer gänzlichen Prüfung unterworfen, und mich lange und ausführlich angehört hatte, hat das Beneficium ſeines Bruders beſtätiget. Jetzt bin ich eben bei dem Werke, unter dem Beifall der Kenner, welche ſich von dem guten Fortgang ſelbſt überzeugen, und zwar hoffe ich in wenigen Monaten damit zu Stande gekommen zu ſein.“ Dieſe Hoffnung ward nicht erfüllt. Die von den Menſchen, mehr als von den Dingen immer neu geſchaffenen Hinderniſſe zogen die Sache in die Länge; ein in dieſer Beziehung ganz vollgütiger Richter, der ehemalige Ober-Berghauptmann von Trebra in Freiberg, hat in ſeiner Bergbaukunde es bekräftigt, daß Leibnitz darin ſein größtes Hinderniß fand, daß er mit

den Praktikern im Bergbau und ihren Vorſtehern ſchlechterdings zu keiner Verſtändigung kommen konnte. Eine ganze Reihe von Jahren verging, während welcher Leibnitz Monate im Harze, meiſt in Zellerfeld, zubrachte; und als er endlich ſelbſt darum bat, von ſeinen vergeblichen Arbeiten erlöſt zu werden, beſtand ſein Hof noch längere Zeit darauf. Noch zum neuen Jahre **1684** bat Leibnitz die Herzogin Sophie um ihre Verwendung bei dem Fürſten: „Er habe augenſcheinlich Dinge dargeſtellt, die man für unmöglich hielt, und hoffe verdient zu haben, dies Geſchäft mit Ehren niederzulegen.“

Dieſer häufige, in einer gewiſſen Folge wiederholte Aufenthalt im Harze regte Leibnitz zu geologiſchen Beobachtungen, Unterſuchungen und Reflexionen an, welche allmählig einer kühnen ſpekulativen Combination über die Entſtehung der Erde die Grundlage darbot. Leibnitz war in Deutſchland der erſte, welcher vaterländiſche Geſtaltungen und Bildungen der Erdoberfläche zum Ausgangspunkte einer allgemeinen Theorie nahm, wie er denn mit einem gewiſſen Nationalgefühl ſeine Protogäa mit dem Bekenntniſſe eröffnet: Domi nobis insignes conjecturae, et velut radii nascuntur publicae lucis, unde ad caeteras regiones aestimatio procedat. Die im Harze vorzugsweiſe gewonnenen Kenntniſſe und Beobachtungen der Foſſilien und Verſteinerungen dienen ihm hier zum Leitfaden, und machen ebenſo das Charakteriſtiſche ſeines Syſtems aus, wie ſpäterhin die Alpen und andere Gebirge den Typus anderer geologiſcher Arbeiten beſtimmt haben. Mit ihnen verknüpfte er die Beobachtungen, welche er ſpäter auf einer größern Reiſe durch Süddeutſchland, Dalmatien und

Italien machte, und ſetzte die Ergebniſſe in der 1691 zu Papier gebrachten Protagäa nieder, welche erſt nach ſeinem Tode herauskam, weil Leibnitz, eingedenk des lokalen Urſprungs ſeiner Spekulation, aus einer gewiſſen Dankbarkeit, ſie als eine Art phyſikaliſcher Vorhalle ſeiner hiſtoriſchen Urſprünge des Hauſes Braunſchweigs hat herausgeben wollen, wozu es nie kommen ſollte. Ein kurzer Ueberblick daraus, für die Acta Eruditorum von 1693, und eine populäre Darſtellung davon, noch ſpäter, an einer Stelle der Theodicee, machte jedoch ſchon ſeine Zeitgenoſſen auf das Originelle ſeines Unternehmens aufmerkſam. In einem Jahrhundert, wo auch unter den Proteſtanten die Theologie die Naturwiſſenſchaften bewachte und ſich unterordnete, damit dem Buchſtaben der Schrift nicht widerſprochen oder Gewalt angethan würde, war es ſchwer, eine reine und folgerechte Naturbetrachtung durchzuführen, zumal bei einer Frage, wie die von der Geſchichte der Erde, welche mit der von der Schöpfung an einem Punkte zuſammenfiel. An myſtiſchen Combinationen von Phyſik und Schriftauslegung fehlte es nicht; noch Thomas Burnets Theoria Sacra Telluris, welche 1682 herauskam, war ein verunglückter Verſuch kabbaliſtiſcher Schwärmerei und willkührlicher Hypotheſen zur Erklärung des Zuſtandes unſers Planeten. Ohne die beſtändige Rückſicht auf die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte zu verbannen, hielt dagegen Leibnitz in der Protogäa den Begriff einer Geſchichte, einer Geneſis der Erde feſt, und zwar nach Analogieen der Natur und den hinterlaſſenen Spuren früherer Revolutionen. Nur hat Leibnitz vielleicht zu ſehr den endlichen Maaßſtab eines chemiſchen

Laboratoriums auf die große chemiſche Werkſtätte der univerſellen Natur angewandt. Die Erde ſieht er als das jüngſte Ergebniß mehrerer großer Revolutionen an. „Die Erdkugel, einſt ein geſchmolzenes, aus ihrem Centrum, der Sonne, herausgefallenes Stück oder auch ein Sonnenfleck, ſtrebend in ihr Centrum zurückzufallen, ſtand in Feuer: die Felſen, gleichſam, die Knochen der Erde, ſind Schlacken, Vitrificationen des Guſſes, wie aus einem Vulkane; der Sand bedeutet das Glas dieſer Vitrification, nur durch die Bewegung pulveriſirt. Das Meerwaſſer ſtellt das oleum per deliquium vor, durch Abkühlung und Calcination. Das Meer, die Felſen und der Sand, dieſe Hauptbeſtandtheile der Oberfläche der Erde, wären alſo durch Feuer entſtanden; in der That finde man im Innern der Felſen Erzeugniſſe von Metallen und Mineralien, ähnlich denen, welche aus unſern Oefen hervorgehen. Als die Oberfläche der Erde nach der großen Verbrennung ſich abgekühlt hatte, fiel die Feuchtigkeit, welche das Feuer in die Luft getrieben hatte, auf die Erde nieder, wuſch ihre Oberfläche ab, löſte und ſaugte das in der Aſche feſtgebliebene Salz auf, und füllte endlich jene große Höhlung der Oberfläche unſrer Erdkugel, um den Ocean mit geſalzenem Waſſer zu füllen. Das Feuer zog ſich darauf in das Innere der Erde als Centralfeuer und giebt durch die Vulkane und verwandte Erſcheinungen noch immer ſein Daſein kund. Hierauf folgte eine neue, ebenſo mächtige Zerſtörung durch das Waſſer, lange vor der Sündfluth. Vielleicht fiel die durch die Abkühlung gebildete Erdrinde, welche viele Höhlungen unter ſich hatte, zuſammen, und Thomas Burnet

hätte Recht, daß wir nur noch auf Ruinen wohnen. Spuren und Ueberreſte in den Gebirgen zeugen, daß das Meer auf Stellen geweſen ſein muß, von denen es heute weit entfernt iſt. Moſes gab dieſe großen Veränderungen durch zwei Worte zu verſtehen: die Scheidung des Lichts und der Finſterniß zeige die durch das Feuer gemachte Fuſion an; und die Scheidung des Feuchten und Trocknen die Wirkung der Ueberſchwemmungen." — Leibnitz hatte die eigenthümliche Genugthuung, von der Sorbonne, welcher er ſeine Protogäa in der Handſchrift unterſandt, eine Approbation zu erhalten. Ohne Zweifel hat er ſich dadurch gegen mögliche Angriffe von Seiten katholiſcher und anderer Theologen im Voraus ſchützen wollen. Lange iſt durch Büffons glänzenden Namen die Anſicht von der Geſtaltung der Erdfeſte und Oberfläche durch Erkältung und Abdampfung durch ein in das Innere der Erde zurückgezogenes Feuer die geltende geweſen; und immer wird wenigſtens die Protogäa wegen des, der Wiſſenſchaft nach der wahren Methode hin gegebenen Anſtoßes den Kennern wichtig und beziehungsvoll bleiben. Leibnitz wandte auf Sammlung und Erhaltung vorweltlicher Ueberreſte aus einer untergegangenen Thierwelt, welche ehedem Gegenſtand eines abergläubiſchen Staunens geweſen waren, viel Aufmerkſamkeit, und näherte ſie ſelbſt der Theilnahme und dem Vergnügen empfänglicher Seelen aus den höchſten Ständen. So überſandte er im Jahre **1692** der regierenden Kurfürſtin von Brandenburg, Sophie Charlotte, ein im Harze aufgefundenes animaliſches Foſſil, nach Berlin, mit einer Beſchreibung und Erklärung in dem begleitenden Briefe, der uns noch erhalten iſt.

Die jahrelangen genauen Beziehungen, welche Leibnitz zu dem Bergweſen im Harz hatte, wo das gewonnene Silber zugleich in Münzen ausgeprägt wurde, führten ihn auch zu ſtaatswirthlichen Meditationen über das Münzweſen und deſſen Verbeſſerung, mit Rückſicht auf das deutſche Reich. Die größten Denker des Jahrhunderts haben dieſen wichtigſten Punkt in dem Syſteme des geſellſchaftlichen Verkehrs, auf welchem das neuere Staatsleben und die Geſellſchaft baſirt iſt, in ihre Betrachtung gezogen; Copernikus zuerſt, gleichzeitig mit Leibnitz Locke, der berühmte Urheber des Verſuchs über den menſchlichen Verſtand, endlich auch Newton. „Ich habe, ſchrieb Leibnitz in Bezug auf die letztern, im Jahre **1700** an Thomas Burnet, in früher Zeit viel über dieſe Materie gedacht, und habe eine Menge populärer Irrthümer darüber entdeckt"; und ein andermal, über das neue Münzreglement in England im Jahre **1696**: „Das Münzreglement iſt ein Gegenſtand, den ich vielleicht eben ſo ſehr, als irgend jemand ſtudirt habe. Ich habe ſo viele Bemerkungen darüber aufgeſetzt, daß es mir leicht wäre, einen Band daraus zu machen, weil die Angelegenheit auf dem deutſchen Reichstage und bei mehreren Ständen der Kreiſe oft verhandelt worden iſt." Von dem Verfahren und dem Principe, das das Haus Braunſchweig bei der Münzung des Silbers verfolgte, ging Leibnitz aus, indem er es, bei der damaligen, täglich zunehmenden Unordnung und Verwirrung im Reiche, den Staatsmännern an den Höfen der andern Fürſten und ſelbſt des Kaiſers, bei allen Gelegenheiten empfahl. Dieſer Grundſatz beſtand darin, ein reines, ſo wenig als möglich legirtes Silber

bei den Münzen zu nehmen, und dieſen einen innern, unzerſtörbaren, alle Wandelung in den Waaren- und politiſchen Verhältniſſen überwindenden Werth zu geben; was Leibnitz, dem das allgemeine Wohl nicht weniger, als das Intereſſe und der Ruhm des Hauſes, dem er diente, am Herzen lag, durch ſein von Jahr zu Jahr ſteigendes Anſehen aufrecht erhalten half. Er rühmte auch in ſeinen Briefen, daß die Silbermünzen des Hauſes Braunſchweig, welche im Harz geſchlagen wurden, ſchlechterdings die beſten von ganz Europa wären, beſſer ſelbſt als die engliſchen. Ueber dieſe und damit verwandte, vaterländiſche Fragen gedachte Leibnitz ſchon in den erſten Jahren ſeines Dienſtes in Hannover eine eigne Schrift, mit dem bezeichnenden Titel: Consultationes Germanicae herauszugeben, aber die waltenden Verhältniſſe im Reiche ſchreckten ihn davon zurück. „Es verdrießt mich, ſchrieb er in dem ſchon erwähnten Briefe an einen Staatsmann in Wien, Worte in den Wind auszuſtreuen, und nach Art der Deklamatoren, welche in den Schulen über die rechte Verfaſſung der Republik Athen oder Carthago berathſchlagen, erfolglos zu rathen. Ja, die beſten Gedanken verlieren, wenn ſie öffentlich Preis gegeben werden, und man macht unſere Feinde erſt aufmerkſam, ſtatt ſie im Zaume zu halten." Leibnitz zog es vor, im Stillen, aber deſto ſicherer, für jene höchſten Zwecke eines patriotiſchen Staatsmanns zu wirken, und ſchon der Herzog Johann Friedrich ging darauf ein. In einem Schreiben an den, durch ſeine henotiſchen Reiſen und Bemühungen aus dieſer Zeit bekannten Biſchof von Thina, von dem wir des Mehreren zu berichten haben werden, aus Hannover den

24. Mai 1679, thut Leibnitz die bedeutende und ihn ſo charakteriſirende Eröffnung: „Es werden hier gute Reſolutionen, dem Reiche zum Beſten, ergriffen, welche bald ausbrechen dürften. Und weil ich in Wahrheit ſagen kann, daß auch ich Gelegenheit gehabt, etwas Nützliches dabei zu thun, ſo aber Niemand ſowohl, als Ihrer Durchlaucht ſelbſt bekannt, als welche mir die Gnade thut, oftmals meine Gedanken über allerhand Materien anzuhören, ſo möchte wohl wünſchen, daß ſolches am rechten Orte einigermaßen bekannt wäre. Der Ruhm iſt nicht allemal dasjenige, ſo ich ſuche, und gilt bei mir mehr: conscientia recte factorum, als opinio quam alii a me habere possent. Nichts deſto weniger iſt bisweilen nöthig, daß hohen Perſonen unſer gutes Gemüth bekannt ſey, damit uns Gelegenheit gegeben werde, ſolches ferner zu üben." Die Entwürfe zur Wiedervereinigung der beiden Kirchen ſind hier beſonders gemeint; ſie aber ſowohl als auch andere, auf die allgemeine Wohlfahrt des Reichs ausgehende Entſchließungen, geriethen durch den baldigen Tod des Herzogs in Stocken, und wurden zum Theil erſt unter ſeinem Nachfolger wieder aufgenommen.

Das Bisherige zeigt uns Leibnitzen weniger in einer amtlichen, als einer freien, individuellen Thätigkeit wirkend; indeſſen erlangte er auch dieſe in dem dritten Jahre ſeines Dienſtes, 1678, durch die Erhebung in den Rang eines herzoglichen Hofraths, aber ohne daß er der Bibliothek des Herzogs vorzuſtehen aufhörte. Nach der in Hannover eingeführten Regierungsordnung war der Hofrath, wie der Kanzleirath, ein

wirkliches Mitglied der Kanzlei, „wo die Juſtiz-Sachen tractiret wurden", deren Chef der vor dieſer Zeit von Johann Friedrich ernannte Vicekanzler Ludolph Hugo war, ein Schüler Conrings, gleich ausgezeichnet als Staatsgelehrter und Publiciſt, wie als Rechtsgelehrter. Er blieb bis an ſeinen Tod (**1704**) der höchſte Vorgeſetzte Leibnitzens, dem bürgerlichen und amtlichen Range nach; ſeitdem nach dem Tode des letzten Kanzlers (Langerbeck) im Jahre **1669**, die Kanzlerwürde für immer in Hannover aufgehoben war, wie mit Ludolph Hugo der letzte hannöverſche Vicekanzler ſtarb; dieſe Würde allmählich eingehen zu laſſen, war Regierungs-Grundſatz nach dem Weſtphäliſchen Frieden bei den deutſchen Fürſten. Leibnitz war alſo wieder in ſeiner urſprünglichen, fachlichen Wirkſamkeit, wie früher in Mainz, von der er ſich bei ſeiner Miſſion an den franzöſiſchen Hof, **1672**, herausgeriſſen hatte, und ein Theil ſeiner Zeit ward in der That von da ab ſeinem höhern wiſſenſchaftlichen Wirken entzogen; aber das war ihm nicht unerwünſcht. Das ruhige, in ſich gekehrte Leben eines Gelehrten und Denkers hat Leibnitz nicht auf Koſten einer glänzendern Wirkſamkeit in der Welt und auf die Welt erlangen und genießen wollen; ſondern er ſtrebte gerade beides zu vereinigen. Als er, zwei Jahre nach ſeiner Ernennung zum Hofrath, einen Augenblick den Wunſch hegte, in kaiſerlichen Dienſt zu treten, und zu der durch den Tod des Bibliothekars Lambeccius in Wien erledigten Stelle zu gelangen, (welche ſtatt ſeiner Neſſelius erhielt) ſtellte er von ſelbſt als eine erſte Bedingung: daß er den Poſten eines Bibliothekars nur dann annehmen würde, wenn er zugleich eine Stelle auf der Bank

der (proteſtantiſchen) kaiſerlichen Hofräthe bekleiden könnte. „Sie entnehmen leicht, (ſchrieb er deshalb in jenem Briefe an einen Staatsmann an dem Wiener Hofe, welcher eben dieſes Geſuch bei dem kaiſerlichen Kanzler, Grafen von Stratmann, vermitteln ſollte) daß ich, der ich in der That im Rathe meines Fürſten ſitze, von dieſer Stufe nicht gern herabſteigen würde; dies würde aber Statt finden, wenn ich das bloße Amt eines Bibliothekars und Hiſtoriographen übernähme, und ſo auf dieſe Art von dem Glanze der Geſchäfte in das Dunkel zurückträte.“

Noch viel weniger jedoch würde Leibnitz ſich dem monotonen, alle höhere Kräfte verzehrenden Geſchäftsdienſt um irgend einen Preis hingegeben haben, was er, nach ſeiner Erhebung zum Hofrath, Conringen nachdrücklich zu verſichern Anlaß nahm. Der alte Polyhiſtor, welcher von dem höhern Geiſte, der in ſeiner Nähe neue Bahnen in den Wiſſenſchaften zu brechen glühte, keine Ahnung hatte, und alles, was Neuerung hieß haßte, behandelte in dem Briefwechſel, welchen Leibnitz von Hannover aus mit ihm wieder angeknüpft hatte, dieſen ein wenig vornehm, und nicht viel beſſer wie einen philoſophiſchen Schwärmer, wegen der neuen Methoden in der Analyſis, Demonſtration und Erfindung, von welchen Leibnitz ihm geſprochen hatte. Dieſer ſetzte im Jahre 1679 einen Brief an ihn auf, wo er ſich voll Selbſtgefühl gegen die Anmuthungen Conrings rechtfertigt. Er ſpricht darin von dem Abſtande ſeines iſolirten Lebens gegen das nicht lange vorhergegangene in Paris, wo er für ſeine Studien Ehre und Beifall eingeerntet hätte; während er jetzt höchſtens in Neben-

ſtunden, welche ſeiner freien Thätigkeit übrig blieben, ältere Erfindungen weiter verfolgen könne. „Uebrigens geſtehe ich, heißt es dann, daß mir, ſeit ich unter die Hofräthe aufgenommen bin, andere Geſchäfte auferlegt ſind, daß ich ſowohl gerichtliche Akten leſen und nach ihnen über Prozeſſe Spruch fällen muß, als auch zuweilen Staatsangelegenheiten auf Befehl des Fürſten zu behandeln habe. Doch will der edle Fürſt, in ſeinem Wohlwollen für mich, nicht, daß ich meine ganze Zeit den Geſchäften der Kanzlei widme, und hat mir daher freigeſtellt, von den Sitzungen ſo oft auszubleiben, als es mir in Rückſicht anderweitiger Arbeiten nothwendig erſcheint. In der That, da der Fürſt zuweilen einige Dienſte für ſich ſelbſt von mir verlangt, da ich auch für die Bibliothek Sorge zu tragen habe, und häufig mit gelehrten Männern Briefwechſel pflegen und unterhalten ſoll, ſo war es einleuchtend, daß ich auf eine etwas liberalere Behandlung Anſpruch hätte. Wahrlich ich möchte nicht verurtheilt ſein, dieſen Siſyphus-Felſen der Geſchäfte am Gerichtshofe einzig und allein zu wälzen, und wenn mir die größten Schätze und die höchſten Ehren verheißen wären." Im Verfolge läßt Leibnitz durchblicken, daß, wie auf deutſchen Univerſitäten die Wiſſenſchaften behandelt würden, ſie ſolchen Geiſtern, welche ihren eignen Flug zu nehmen berufen ſind, noch das Meiſte zu thun übrig ließen; und daß, ſo hoch auch Conring unter ſeines Gleichen ſtehe, er doch hinter der Bewegung, welche in Italien, England und Frankreich die Geiſter bewege, weit zurück ſei. Nicht lange darauf ſtarb Conring (1681), hochbetagt, nachdem ein

Verſtändniß zwiſchen ihm und Leibnitz von ſeiner Seite unmöglich geworden war.

Wie Leibnitz im jüngern Alter zu Mainz, wurde er auch bald nach ſeinem Eintritt in den Dienſt des Herzogs von Hannover in die höheren Staatsangelegenheiten eingeweiht, und ein großer Theil ſeiner Zeit und Kräfte für ſie von ihm verwendet. Hier freilich zeigt ſich ein auffallender Unterſchied in den Aufgaben und ihrer Behandlung; denn ein ganz anderer Geiſt war es, welcher die deutſche und europäiſche Staatskunſt eines Kurfürſt Johann Philipp beſeelt hatte, als der, welcher die Kabinets-Politik des Herzogs Johann Friedrich von Hannover beſtimmte: Leibnitz hatte in Betreff ſeines Entwurfs zur Eroberung von Aegypten durch Ludwig XIV dieſen Unterſchied erfahren. Dieſer Fürſt, von ſo vielen Seiten des Geiſtes und Gemüths ausgezeichnet, hat den Glanz, welchen ſein Name in der Geſchichte Deutſchland hinterlaſſen haben würde, durch eine unwürdige Abhängigkeit von Ludwig XIV, als ſeiner Richtſchnur innerer, wie äußerer Politik, verdunkelt. Beim Ausbruch des Kriegs Ludwigs XIV gegen Holland (1672) war er mit dieſem Feinde des deutſchen Reichs ein Bündniß eingegangen; ſeine Truppen wurden von einem franzöſiſchen General „gedrillt"; während des Reichskriegs ſtand er mit Köln und Münſter auf Frankreichs Seite, indeß die Verwandten ſeines Hauſes die Ehre des Reichs und des Kaiſers tapfer in deſſen Reihen vertheidigten, ſo lange, bis er von den Verbündeten gegen Schweden zu einer Neutralitäts-Erklärung gezwungen wurde. Er war untröſtlich, nicht mehr in Gemeinſchaft mit dem großen Könige

handeln zu können. Ludwig XIV war ſein Muſter. „Ich bin Kaiſer in meinem Lande“ ſagte er, wenn die Landſtände ihm Vorſtellungen zu machen wagten, wie der König von Frankreich: l'état c'est moi. Sein Streben war dahin gerichtet, die welfiſche Macht zu einer der erſten in Norddeutſchland, ja der des Kurfürſten von Brandenburg gleich zu erheben, deſſen Uebergewicht ihn drückte. Schon er dachte auf Erwerbung des Kurhuts, welcher jedoch erſt dem Ehrgeize ſeines Bruders und Nachfolgers überlaſſen blieb. Im Dienſte dieſes deutſchen Fürſten war dem politiſchen Streben und Wirken ſelbſt eines Leibnitz keine höhere Linie, als die Beförderung der Intereſſen und Entwürfe zu höherer Macht und Würde des Hauſes vorgezeichnet: und gewiß einen treuern Diener als Leibnitz hat das Haus Hannover nicht gehabt. Jedoch zu einer weltgeſchichtlichen, ja nur zu einer allgemein deutſchen Wirkſamkeit, wie es ſich ehedem in Mainz angelaſſen hatte, konnte ſich Leibnitz auf dieſem Boden nicht erheben: und die Widerſprüche, die Verwickelungen, in welchen das öffentliche Recht des deutſchen Reiches, in dem Verhältniſſe ſeiner Stände zu demſelben und dem Kaiſer, im ſiebzehnten Jahrhundert ſich befand, lähmte den freien Schwung von Leibnitzens politiſchen Combinationen, beengte den Umfang ſeiner Begriffe in ihrer Anwendung. Gleich der Antritt dieſer Laufbahn wird durch eine berühmte Staatsſchrift Leibnitzens, welche aber ſchon den Geiſt jener verwickelten Verhältniſſe nicht undeutlich abſpiegelt, bezeichnet.

Schon ſeit dem März 1675 war auf Betrieb des Königs von England, der ſich im Jahre 1674 von Frankreich getrennt

und mit den Staaten vertragen hatte, ein Congreß aller krieg-führenden Mächte in Nimwegen zuſammengetreten, auf welchem drei Jahre fruchtlos unterhandelt wurde, bis die Fortſchritte Ludwigs XIV und die Anmahnungen des Königs von England zuerſt Holland, dann Spanien zur Annahme der von Frankreich angebotenen Bedingungen eines Separat-friedens beſtimmten; ſo daß der Kaiſer das Jahr darauf, den **5.** Februar **1679**, zu einem, für ihn ſelbſt und das Reich ſchimpflichen Frieden mit Frankreich und Schweden gezwungen wurde. Darauf ſchloſſen auch die Herzoge von Braun-ſchweig, ſo gut wie Brandenburg und andere Reichsſtände Separatfrieden mit Frankreich, froh des einzelnen Gewinnes, während dem Ganzen des Reichs eine unheilbare Wunde geſchlagen wurde. Leibnitz blickte klar in die Gefahr, welche aus dieſem Frieden für Deutſchland drohte, konnte ſeinen Schmerz aber nur in Klagen an einen vertrauten Freund aus-ſchütten. Oeffentlich war ihm eine andere Aufgabe geworden, welche ihm der Ehrgeiz ſeines Fürſten diktirte.

Bald im erſten Jahre des Friedens-Congreſſes zu Nim-wegen behaupteten die Welfiſchen Fürſten, Geſandte vom erſten Range mit allen ihnen gebührenden Vorrechten, gleich den Kurfürſten, ſchicken zu dürfen, und ſprachen in einem gemein-ſchaftlichen Schreiben an den König von England, vom **14.** Auguſt **1676**, ihre Anſprüche darauf, aber ohne Erfolg, aus. Der Herzog Johann Friedrich und ſein Bruder Georg Wilhelm von Celle hatten den Geheimen Rath Valentin von Schütz nach Nimwegen abgeordnet, welcher dem kaiſerlichen Bevollmächtigten, Miniſter Stratmann, ohne Rückhalt erklärte,

daß das Haus Braunſchweig zu jedem Opfer für das Reich bereit ſei, wenn man darauf eingehe, ſeine Abgeordnete für hohe Geſandte gelten zu laſſen. Doch die kaiſerlichen Geſandten, welche ohnehin beauftragt waren, ohne die Abgeordneten der Reichsſtände mit Frankreich zu unterhandeln, verweigerten es beharrlich, und der Wunſch von Valentin von Schütz, mit den Geſandten kurfürſtlicher Häuſer in gleichem Range zu ſtehen, blieb unerfüllt. Auch ſpäter, auf dem 1681 zu Frankfurt gehaltenen Congreſſe, wo der Geheime Rath Otto Grote die nämliche Angelegenheit betrieb, blieb dieſe Forderung unerfüllt, und deshalb der Wunſch Hannovers, in den Rang der Kurfürſtenthümer einzutreten, um ſo lebendiger erhalten.

Es war alſo vielmehr eine Frage des innern öffentlichen Rechts des deutſchen Reiches, als die vorübergehende Angelegenheit der äußeren Politik, welcher Leibnitz, auf Befehl und im Intereſſe des Hauſes Hannover, eine der gründlichſten und erſchöpfendſten Abhandlungen gewidmet hat, welche noch vor Abſchluß des Friedens, mit verſtelltem Namen des Verfaſſers im Jahre 1677 zu Amſterdam, unter dem Titel herauskam: Caesarini Furstenerii de jure Suprematus ac legationis principum Germaniae. Die erdichteten Namen geben den Sinn, daß der Verfaſſer, indem er die Rechte der deutſchen Fürſten verficht, nichts deſto weniger ein Anhänger und Verehrer des kaiſerlichen Anſehens wäre. Denn je mehr Leibnitz, um das Recht, hohe Abgeſandte zu ſchicken, für die deutſchen Fürſten abzuleiten, der Souveränität der letztern gegen die Oberhoheit des deutſchen Kaiſers das Wort redet, und dies

in einem Augenblicke, wo eine Controverſe von dieſer Natur die Verhältniſſe des Reichs gegen das übermüthige Frankreich nur noch mehr herabſetzen und drücken mußte: deſto mehr war der Patriot in ihm beſtrebt, ein Gleichgewicht und eine Harmonie in jenem, ſeit dem weſtphäliſchen Frieden im Reiche waltenden, und von Frankreich genährten Kampfe des Ehrgeizes deutſcher Fürſten herauszubringen; das mittelalterliche Syſtem des heiligen römiſchen Reichs, unbeſchadet der ihm durch die Souveränität der Stände beigebrachten Erſchütterung, in ſeiner Integrität darzuſtellen. Dies hat Leibnitz nur auf eine künſtliche Art vermocht, dadurch daß er dem deutſchen Reiche und dem Kaiſer auf eine ideale Art wiedergab, was er ihnen durch eine auf die Spitze getriebene Ausbildung und Anwendung des Souveränitäts-Begriffs der deutſchen Fürſten in der Wirklichkeit entziehen half; während er aus dieſer idealen Erhöhung von Kaiſer und Reich in Haupt und Gliedern wiederum die Anſprüche der deutſchen Fürſten auf Gleichheit mit dem ſouveränen Fürſten Italiens ableitete. Leibnitz behauptet unter andern, als ein hiſtoriſches Paradoxon, aber unter einer Fülle von Erudition, daß es ein Irrthum wäre, die ſogenannte germaniſche Freiheit mit dem Verfalle der kaiſerlichen Macht in Verbindung zu ſetzen: „weil Deutſchland bereits in den Zeiten der Carolinger, ja noch kurz vorher, voll von Fürſtenthümern, Dynaſtien und edlen Familien geweſen wäre, von denen die meiſten noch jetzt fortdauerten, welche ihre Länder durch Erbrecht beſaßen, und von den heutigen Häuſern ſich nicht viel unterſchieden, außer daß wegen der häufigen Bewegungen und der beſtändigen Kriege die

Veränderungen häufiger waren, als jetzt, und kleine Könige (reguli), welche auf Neuerungen ausgingen, oft von ihren Gebieten vertrieben wurden." Der ſyſtematiſche Geiſt Leibnitzens wollte von dem, was ſich hiſtoriſch im Reiche entwickelt hatte, nichts fallen laſſen, und indem er die Fürſten erhob, konnte er nicht umhin, die Kurfürſten in ihrem noch höhern Range, mit ihren noch höhern Anſprüchen, zu befeſtigen, was die Spitze des Buches gewiſſermaßen wieder abſtumpfte. Wir wiſſen von Leibnitz ſelbſt, daß der Präſident des geheimen Raths, Otto Grote, ein Staatsmann, welchem, wie Spittler ſagt, um in der Geſchichte den Rang eines Richelieu oder Mazarin einzunehmen, nichts gefehlt, als Königreiche zu regieren, ſich gegen jene Faſſung in Leibnitzens Darſtellung erhoben hat. Aber der Herzog, ſetzt Leibnitz hinzu, trat auf ſeine Seite, als er ihm vorſtellte, daß auf die Art, wie er die Frage behandelt habe, die Dinge eher gemildert, als geſpannt würden, und daß überhaupt ſein Syſtem nicht leicht geändert werden könnte, ohne einen ganz andern Begriff von ſeinem Werke zu geben. Lange nachher, als das Haus Hannover ſich um den Kurhut bewarb, habe er den Präſidenten Grote gefragt, ob es nicht von Vortheil ſei, daß man das Werk gelaſſen, wie es war, da es nun auch dem kurfürſtlichen Hauſe zum Vortheil gereiche? und dieſer habe nicht Anſtand genommen, was ihm zur Zeit Bedenken erregt hatte, jetzt zu billigen. Aber doch gereichte dasjenige, was das Buch als Syſtem zuſammenhielt, demſelben zu einem Hemmniß der Wirkung. Es waltete ein eignes Schickſal über die mannigfachen politiſchen Entwürfe und Schriften Leibnitzens, das ſie faſt alle der

beabſichtigten eigentlichen Wirkung beraubte; denn um derjenigen zu geſchweigen, welche gegen die allgemeinen Verhältniſſe von Deutſchland und Europa zu kämpfen hatten, ſo blieb auch eine ſpätere Staatsſchrift Leibnitzens, zu Gunſten der Kurwürde Hannovers und des ihm verliehenen Erzamtes, ohne Erfolg. Einen Theil dieſes Mißerfolgs mochte die Eigenthümlichkeit des Verfaſſers auf ſich nehmen, welchem, um eine raſche, ſchneidende Wirkung des Augenblicks durchſetzen zu helfen, gewiſſermaßen bloß die Einſeitigkeit und Partheilichkeit fehlte, weil ihr der Philoſoph und gründliche Gelehrte ein herabdrückendes Gegengewicht anhing. Als ſtaatsrechtliches Werk dagegen eines Philoſophen, des Philoſophen Leibnitz, nimmt das Buch **de jure suprematus principum Germaniae** eine um ſo bedeutendere Stelle in der Geſchichte ſeines Lebens ein, als vielleicht kein anderes einen ſchicklichern hiſtoriſchen Geſichtspunkt zur Auffaſſung und Darſtellung ſeines Syſtems darbieten möchte, welches in den Grundzügen damals in ſeinem Geiſte fertig war; wiewohl er es noch eine Reihe von Jahren zum Gegenſtande immer erneuerter Prüfung und Reflexion machte, und erſt um ſein vierzigſtes Jahr, wie er ſelbſt bekannt hat, zu einer unumſtößlichen Ueberzeugung gelangte, gegen ſein fünfzigſtes Jahr dagegen zuerſt öffentlich als Lehrer der Mit- und Nachwelt damit hervorzutreten anfing. Man kann auch, wenn man bis auf die früheſten Geiſtesäußerungen bei Leibnitz zurückgeht, beobachten, wie ſeine Philoſophie ſich von innen, wie aus einem befruchteten Keime, nach und nach entwickelt hat, indem das Ende und der Schlußſtein

ſeines Syſtems in den Anfängen ſeines ſelbſtſtändigen Denkens deutlich vorgebildet liegt.

Bei Leibnitz gab nemlich nicht, wie bei den Scholaſtikern die Theologie, oder bei den großen Philoſophen nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, die Phyſik, ſondern, eigenthümlich genug, die Jurisprudenz, ſein in der Jugend ergriffenes Fach, ſeinem Denken den Typus, welcher die Modalität deſſelben in großen und weiten Zügen beſtimmt hat. Der Begriff des Rechts, der Gerechtigkeit, und was damit zuſammenhängt, verbindet bei Leibnitz das Syſtem des Univerſums mit dem beſondern poſitiven Geſetze eines gegebenen Staates, als Individuums; verknüpft bei ihm die Natur mit dem Geiſte, das Ewige mit der Geſchichte. Wenn die naturphiloſophiſchen Begriffe von Bewegung, Leben, Seele und Geiſt, die metaphyſiſchen von Subſtanz und Kraft, mehrfache Verwandelungen bei ihm durchgingen, ehe ſie diejenige Faſſung annahmen, welche ſie behalten haben: ſo ſind Leibnitzens Begriffe des Naturrechts, wie ſie in der Theodicee walten, ſchon den Grundzügen nach in der Jugendſchrift Methodus nova docendae jurisprudentiae, ja in der noch frühern, auf der Univerſität ausgearbeiteten De arte combinatoria enthalten: um ſo vielmehr alſo in der Schrift De jure suprematus, wenn auch nicht in Form einer abſtrakten Theorie, ſondern vielmehr in der Anwendung einer ſolchen auf das öffentliche Recht der Chriſtenheit und des heiligen römiſchen Reichs, in ſich und nach außen. Die leitende Idee Leibnitzens bei dem Philoſophiren über das Natur- und Staatsrecht, über Recht und Geſetz überhaupt, war aber die

Idee der Theokratie; dieſer Idee ordnet ſich auch nachher die Philoſophie der Natur und ſein ganzer Spiritualismus unter; es war die höchſte Idee, in welcher ſich in Leibnitzens Syſteme der Dualismus oder vielmehr der Paralellismus der Dinge zur Einheit auflöſen ſollte; mit einem Worte, die Idee der Theokratie hat Leibnitzen von Anfang an zu der präſtabilirten Harmonie der Welt und der Natur geführt. Von dieſer Idee hat ſich Leibnitz in ſeinem Leben und ſeinen Schriften leiten laſſen. Allerdings war es die Idee ſeines Jahrhunderts, nur ſpekulativ erweitert und geſtaltet, und dadurch geeignet, den Ausartungen, der Verendlichung dieſer Idee heilſam entgegen zu treten, wie wir dieſe in der abſoluten Monarchie Ludwigs XIV, jenem Ziele der gleichzeitigen Fürſten in Europa, beſonders auch in Deutſchland, wahrnehmen, theoretiſch aber in dem Naturrechte von Hobbes, wie nicht minder in dem von Samuel Pufendorf. Der Unterſchied zwiſchen Leibnitz und dieſen gleichzeitigen Repräſentanten des Naturrechts beſtand darin, daß er das Ideal der abſoluten Monarchie nur in dem ewigen Reiche Gottes, nicht in dem eines Menſchen oder eines endlichen Geiſtes überhaupt verwirklicht, oder in der Verwirklichung begriffen fand; daß er der menſchlichen Monarchie beſtändig die göttliche entgegenſtellte, und ihre Wahrheit und ihr Recht weſentlich in dem religiös-ſittlichen Verhältniſſe zum Reiche oder zur Stadt Gottes ſah, während Hobbes die menſchlichen Einrichtungen abſolut faßte, Pufendorf aber zuerſt ein von aller Moral und Religion unabhängiges, abſtraktes Naturrecht aufſtellte und zu begründen ſuchte. Leibnitz erkannte ſich daher als ſpeculativer Philoſoph in größerer

Verwandtſchaft zu Hobbes, als zu Pufendorf, und ward nicht müde, dieſem ſeine Geringſchätzung an den Tag zu legen, während er von Hobbes mit Hochachtung ſprach, ſelbſt wenn er ihn widerlegte, wozu er auch in der Schrift de jure suprematus die Gelegenheit wahrnahm. Schon früher, berichteten wir, hatte Leibnitz, in Briefen an Hobbes, dieſem Philoſophen freimüthig ſeine Ausſtellungen zu erkennen gegeben; er that es hier öffentlich, während Hobbes noch lebte, denn er ſtarb erſt zwei Jahre darauf (**1679**). „Die Demonſtrationen des Hobbes, ſagt er im **11.** Kapitel, haben nur in derjenigen Republik ſtatt, in welcher Gott der König iſt, welchem allein man in Allem vertrauen muß. Die Reiche des Hobbes exiſtiren, glaube ich, weder bei den civiliſirten Völkern, noch ſelbſt bei den Barbaren; und ich halte ſie weder für möglich, noch für wünſchenswerth; wofern nicht diejenigen, in deren Hand die höchſte Macht ſein ſoll, die Tugenden der Engel üben: die Menſchen werden dafür ſein, den eignen Willen zu behalten, und für ihr Wohl nach beſtem Ermeſſen zu ſorgen, ſo lange ſie nicht von der höchſten Weisheit und Macht ihrer Regenten überzeugt ſind, was zur vollkommenen Entäußerung ſeines Willens nothwendig iſt."

Gegen Pufendorf dagegen macht Leibnitz die Principien der Religion: das Daſein Gottes und die Unſterblichkeit der Seele, als die unumgänglichen Grundlagen des Natur- und Staatsrechts, wie der Moral, unaufhörlich geltend. War nicht die Religion und Kirche der Eckſtein des ganzen geſellſchaftlichen, bürgerlichen und ſittlichen Verbandes? das einzige Band, welches den in Stände, wie durch Klüfte geſpaltenen

Staat, und die Menſchen unter einander vereinigte, der Willkühr der Mächtigen und Machthaber gegen die Uebrigen einigermaßen einen Damm entgegenſetzte? Pufendorf verdient nur herkömmlich den Namen eines Vaters des Naturrechts, wenn von echter Wiſſenſchaft und Philoſophie die Rede iſt. Eine Wiſſenſchaft des Naturrechts, der Ethik, auf einer philoſophiſchen Idee beruhend, ohne die Stütze der Kirche und der Theologie, kennen wir in Deutſchland erſt von der Epoche an, welche in Europa politiſch, und gewiſſermaßen auch religiös, durch die Erklärung der Menſchenrechte bezeichnet worden iſt. Ein ſolcher geſellſchaftliche und bürgerliche Boden für das Naturrecht war in Leibnitzens Zeitalter nicht gegeben; der Philoſoph, der Weiſe erblickte Recht und Gerechtigkeit, die Gleichheit von dem Geſetze nur in der Republik, von welcher Gott König iſt.

Schon in dem erſten ſyſtematiſchen Verſuche daher, der in ſeinem zwanzigſten Jahr herausgegebenen Schrift de arte combinatoria, ſtellt Leibnitz die Jurisprudenz mit der Theologie in Parallele, ſo, daß er auf letztere die Form der erſtern überträgt; er legte dieſe Parallele ſeiner Methodologie des Rechts in der Methodus nova jurisprudentiae zu Grunde. „Die Theologie an ſich ſelbſt, ſagt er dort, iſt nichts als eine gewiſſe Species der Jurisprudenz im Allgemeinen; denn es handelt ſich in ihr um das Recht und die Geſetze, welche in der Republik oder vielmehr in dem Reiche Gottes über die Menſchen ſtatt finden; ſo auch handelt die Moraltheologie von dem in der göttlichen Republik beſtehenden Privatrechte, das Uebrige aber von dem öffentlichen Rechte.“

An dieſe Idee einer Theocratie im Allgemeinen lehnen ſich nun bei Leibnitz die Principien des Naturrechts. Wie ſie in der Methodus nova jurisprudentiae hingeſtellt, und bald nachher in der Staatsſchrift für den Pfalzgrafen von Neuburg, „Specimen demonstrandi“, ergänzt wurden, treffen wir ſie lange nachher in der bekannten Vorrede zu dem Codex juris diplomaticus von 1693 und den damit verwandten Aufſätzen. Er will dem Rechtsgelehrten „den Compaß überliefern, um ſich auf dem unüberſehbaren und klippenreichen Meere der beſondern Rechtsfälle zurecht zu finden.“ Er nimmt nun drei Stufen in dem Naturrechte an: das ſtrenge Recht, die Billigkeit und die Frömmigkeit (jus strictum, aequitas, pietas). „Von dieſen drei Stufen, ſagt Leibnitz, iſt jede gegen die vorhergehende vollkommener und beſtätiget ſie, und im Falle eines Widerſpruchs derogirt ſie ihr. Das ſtrenge Recht oder das bloße Recht iſt, richtig genommen, nichts als das Recht des Krieges und Friedens, es iſt dasjenige, welches aus der Definition des geſchriebenen Wortes fließt. Die Regel des reinen Naturrechts heißt blos: neminem laedere, damit ihm das Recht des Krieges nicht gegeben werde, oder ein Recht im Staate gegen den Staat (ne detur ei in civitate actio extra civitatem). Dahin gehört die „justitia commutativa,“ und was Hugo Grotius „facultas“ nennt.“

Die zweite Stufe iſt die Billigkeit oder Gleichheit, oder das gegenſeitige Verhältniß Zweier oder Mehrerer, und beſteht in der Harmonie oder Congruenz: es fällt zuſammen mit den Principien von Ariſtoteles, Grotius und Felden; dahin gehören des Hobbes „dispositiones ad pacem.“ Ihre Regel iſt:

„Suum cuique tribuere;“ ſie macht die „justitia distributiva“ aus, und ihr Streben geht dahin, Allen zu nützen, ſo wie das des unterſten Grades war: Niemanden zu verletzen. Dahin nun gehen die Geſetze der bürgerlichen Geſellſchaft, nemlich auf die Glückſeligkeit der Unterthanen, und bewirken häufig, daß diejenigen, welche nur, mit Grotius zu reden, die „aptitudo“ einer Sache haben, auch die „facultas“ erlangen, d. h. daß ſie fordern können, was billig iſt, daß die Andern ihnen leiſten. Wenn auf der niedrigſten Stufe des Rechts keine Unterſchiede unter den Menſchen beachtet ſind, diejenigen ausgenommen, welche aus dem Geſchäfte ſelbſt, daß ſie unter einander haben, entſtehen, und alle Menſchen allen gleich geſchätzt werden — ſo werden die Menſchen auf der zweiten und höhern Stufe des Rechts gewogen, und Privilegien, Belohnungen und Strafen finden hier ihre Stelle. Ein Unterſchied der Rechtsſtufen, bemerkt Leibnitz, welchen Xenophon in der Cyropädie an dem Beiſpiele des Knaben Cyrus ſchön zur Anſchauung bringt; denn die Billigkeit ſelbſt empfiehlt bei Geſchäften das ſtrenge Recht oder die Gleichheit der Menſchen, wofern nicht ein größeres Gut, als ein wichtigerer Grund, eine Ausnahme machen heißt.“

„Das dritte Princip, fährt Leibnitz fort, iſt der Wille des Höhern, „voluntas Superioris,“ und hieher gehört, was Thraſymachus beim Plato ſagt: das Gerechte, das ſei das dem Mächtigern Nützliche. Der Höhere aber iſt hier entweder von Natur, nemlich Gott, und ſein Wille iſt wieder ein natürlicher, d. i. aus der göttlichen Vernunft fließender, der

Grund der Frömmigkeit — oder ein Geſetz, daher das poſitive göttliche Recht; oder der Höhere iſt es durch Vertrag geworden, daher das bürgerliche Recht. Die Frömmigkeit iſt alſo die dritte Stufe des Naturrechts, und verleiht den übrigen ihre Vollkommenheit und Wirkſamkeit. Denn Gott, der allwiſſende und weiſe, beſtätigt das ſtrenge Recht und die Billigkeit, als der allmächtige aber vollſtreckt er es. Daher der Nutzen des menſchlichen Geſchlechts, ja die Schönheit und Harmonie der Welt mit dem göttlichen Willen zuſammenfällt. Daher die Regel: Lebe tugendhaft! (Honeste vivere). Und weil das ſtrenge Recht und die Billigkeit des phyſiſchen Bandes entbehren, ſo bewirkt, hinzutretend, Gott, daß, was immer dem Allgemeinen (publice) d. h. dem menſchlichen Geſchlechte und der Welt, nützlich iſt, auch den Einzelnen nützlich werde; daß alſo alles Sittlich-Gute auch nützlich, alles Unſittliche ſchädlich iſt: da aus ſeiner Weisheit hervorgeht, daß Gott den Gerechten Belohnungen, den Ungerechten Strafen beſtimmt hat; und ſeine Allmacht bewirkt, daß er das, was er beſtimmt hat, vollbringen wird. Das Daſein irgend eines allweiſen und allmächtigen Weſens, d. i. Gottes, iſt alſo das letzte Fundament des Naturrechts." Man kann dieſe Stelle mit Fug als den Keim der Lehre Leibnitzens von der präſtabilirten Harmonie zwiſchen dem Reiche der Natur und dem Reiche der Gnade betrachten; ſie iſt hier noch in abſtrakter Allgemeinheit, als ein Poſtulat des Naturrechts, oder der allgemeinen Gerechtigkeit, ausgeſprochen: aber dieſes Poſtulat iſt deutlich der Ausgangspunkt ſeiner ganzen Speculation. Denn das, was Leibnitz ſeine

Monadologie genannt, und die Skizze, die er unter dieſer Ueberſchrift gegen das Ende ſeines Lebens ausgeführt hat, iſt in Wahrheit die concrete Ausführung des Beweiſes vom Daſein Gottes in der Natur, vermöge deſſen die Tugend der Geiſter, nach den Geſetzen in dem Reich der Gnade, oder den Principien des Naturrechts, zu ihrer Erfüllung gelangt. Was die Schrift das Reich Gottes nennt, Leibnitz aber die univerſelle göttliche Monarchie über die Geiſter, das iſt in ſeinem Syſteme der Idee nach das erſte, und dieſer Idee die Grundlage und Haltung der Wiſſenſchaft zu verleihen, dies iſt der Zweck des Naturrechts und der Naturphiloſophie. Das Recht und die Natur ſind die beiden Pfeiler des Syſtems; obſchon jede in ihre eigenthümliche Sphäre eingeſchloſſen, ſind ſie beide in ewige Beziehung oder Harmonie zu einander geſetzt. Von Gott, als abſolutem Princip, gehen beide Wiſſenſchaften aus. Die Wiſſenſchaft des Rechts, in ſeinen drei Stufen: eigentliches Recht, (Jurisprudenz) Politik, und Moral oder Frömmigkeit, geht aus von Gott, als abſolutem Monarchen in dem Reiche der moraliſchen Geiſter betrachtet; und die Wiſſenſchaft der Natur geht aus von Gott, als Urheber und Schöpfer der Welt; durch „Gott" ſind beide Wiſſenſchaften verknüpft. Der Gang, den Leibnitz in der Entwickelung ſeiner Lehre genommen, iſt alſo der von dem Rechte gegen die Natur hin; ſo zeigt es die Entwickelung ſeines Lebens und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn; und wegen dieſes eigenthümlichen Urſprungs ſeiner geiſtigen Entwickelung erklärt es ſich, daß Leibnitz während ſeines ganzen Lebens das Recht, die Politik und die Theologie, drei

Wiſſenſchaften, welche den von Leibnitz geſetzten drei Stufen des Naturrechts entſprechen, mit entſchiedenem Uebergewicht vor den Studien der Natur, welche nicht ſeinen eigentlichen Beruf ausmachten, getrieben hat. Wer von den wahren Principien des Naturrechts, in Bezug auf das Recht, die Politik und die Theologie, als Moral, durchdrungen iſt, der iſt, ſagt, im Geiſte Platons, Leibnitz, am Schluſſe der Methodus nova jurisprudentiae, „der wahre Philoſoph des Rechts (juris philosophus), der Prieſter der Gerechtigkeit (justitiae sacerdos), endlich der des Völkerrechts und des daraus fließenden öffentlichen und göttlichen Rechts Kundige; dem allein der Staat anvertraut werden kann, eben ſo wenig ein Aufruhrſtifter, als ein Machiavelliſt.“ Es war dies das Ideal des Lebens und der Philoſophie, welches Leibnitz ſich früh vorgeſetzt und niemals aus den Augen gerückt hat.

Zur Erläuterung der Faſſung und Eintheilung des Naturrechts bei Leibnitz gehört aber weſentlich der Begriff von Recht und Gerechtigkeit überhaupt, welchen er in jene drei Stufen gelegt hat, des Juridiſchen, Politiſchen und Moraliſchen, oder Theocratiſchen, wo der letztere Geſichtspunkt, als der höchſte, die beiden andern, niedern, in ſich aufnimmt und aufhebt. Auf Gott, als Monarchen der Republik der Geiſter, wird die Gerechtigkeit, als abſolute bezogen, und von der göttlichen Gerechtigkeit und Regierung das Ideal und die Norm der menſchlichen Geſetzgebung und Politik abgeleitet. „Das Recht, heißt es demnach in der Vorrede zu dem Codex Juris diplomaticus, iſt ein gewiſſes moraliſches Vermögen, und

die Verbindlichkeit eine moraliſche Nöthigung. Moraliſch aber iſt das dem Tugendhaften zur Natur Gewordene; der Tugendhafte iſt derjenige, welcher Alle liebt, ſo weit die Vernunft es zuläßt. Die Gerechtigkeit, als die leitende Tugend des Affekts der Liebe, von den Griechen Philanthropia genannt, iſt hiernach die Liebe des Weiſen. Wenn Carneades geſagt haben ſoll, die Gerechtigkeit ſei die höchſte Thorheit, weil ſie für fremden Nutzen ſorgen heiße, während der eigene vernachläſſigt werde, ſo kommt dies von der Unwiſſenheit der wahren Definition her. Die Liebe, (caritas) iſt das allgemeine Wohlwollen, und Wohlwollen iſt eine Gewohnheit (habitus) zu lieben. Lieben aber heißt: durch die Glückſeligkeit eines andern erfreut werden, oder, was auf daſſelbe hinauskommt, die Glückſeligkeit eines Andern zu der ſeinigen machen. Die Liebe übergetragen auf Gott, als Gegenſtand, macht die Frömmigkeit in ihrer Vollkommenheit aus." Man findet dieſe Definition der Liebe, womit Leibnitz im Gebiet des Reichs und der Theologie ſeiner Zeit, beſonders bei dem damals ſo berühmten Probleme von der uneigennützigen Liebe ſo viel ausgerichtet hat, ſchon in ſeiner politiſchen Schrift: Specimen demonstrationum politicarum; was für den urſprünglichen Zuſammenhang dieſes moraliſch-theologiſchen Begriffes mit den Principien ſeines Naturrechts ſpricht. (Prop. 37.) Als das eigentliche Objekt der Liebe wird, übereinſtimmend mit Plato, das Schöne geſetzt. „Die Liebe bezieht ſich auf das Schöne, heißt es; ſchön aber iſt das, deſſen Betrachtung angenehm iſt; durch deſſen Vorzüge oder Güter wir ergötzt werden." Auch dieſes

Gleichniß behielt Leibnitz für die Folge bei. „Wie die Betrachtung ſchöner Dinge, heißt es in der Vorrede zum Codex juris diplomaticus, an ſich ſelbſt angenehm iſt, und ein Gemählde von Raphael den Kenner entzückt, obſchon es keinen Nutzen abwirft, ſo daß es gleichſam in das entzückte Auge übergeht, wie durch ein Abbild und Gleichniß der Liebe: ſo geht, wenn der ſchöne Gegenſtand zugleich der Glückſeligkeit fähig iſt, der Affekt in die wahre Liebe über. Die Liebe Gottes aber überwindet jede andere Liebe, weil Gott mit dem höchſten Erfolge geliebt werden kann, ſofern weder etwas Glücklicheres, noch etwas Schöneres und der Glückſeligkeit Würdigeres, als Gott zu gleicher Zeit gedacht wird. Und da Gott zugleich von der höchſten Macht und Weisheit iſt, ſo geht ſeine Glückſeligkeit nicht allein auf die unſrige über (wenn wir weiſe ſind, d. h. ihn lieben), ſondern ſie bewirkt ſie auch. Die Weisheit ſelbſt aber iſt nichts, als die Wiſſenſchaft der Glückſeligkeit.“ Auf dieſe Begriffe baut Leibnitz die drei, auf das innigſte mit einander zuſammenhängenden Stufen des Naturrechts, welche die Principien des bürgerlichen Rechts, der Politik, zugleich als Staats- und Völkerrecht, und der Moral abgeben. Die Idee aber, in welcher dieſe Begriffe und Principien, bei ihrer Geſondertheit und Gliederung, immer unzertrennlich verknüpft ſind, bleibt die Stadt Gottes, oder wie in dem Aufſatze: Vom Naturrecht, ſteht, die Kirche Gottes, als „die letzte natürliche Gemeinſchaft“, ohne welche unſer Philoſoph einmal kein Naturrecht, kurz kein Recht denken kann: „Ihr Abſehen iſt eine ewige Glückſeligkeit, während das Abſehen der bürgerlichen Gemeinſchaft, zeitliche Wohlfahrt

iſt. Und iſt kein Wunder, ſetzt der Weiſe hinzu, daß ich ſie eine natürliche Geſellſchaft nenne, maßen ja auch eine natürliche Religion und Begierde der Unſterblichkeit uns eingepflanzet.“ Die Kirche Gottes, in ihrer Verwirklichung gedacht, iſt die Gemeinſchaft der Frommen und Heiligen. „Dieſe Gemeinſchaft der Heiligen iſt katholiſch oder allgemein, und verbindet das ganze menſchliche Geſchlecht zuſammen. Sie hätte auch wohl ohne Offenbarung unter den Menſchen beſtehen, und durch Fromme und Heilige erhalten und fortgepflanzt werden können. Kommt indeß eine Offenbarung dazu, ſo wird das vorige Band nicht zerriſſen, ſondern verſtärket.“

Auf dieſen theologiſch-moraliſchen Grund ſeines Naturrechts baut endlich Leibnitz das Syſtem einer Republik der chriſtlichen Völker, in dem Verbande der allgemeinen chriſtlichen Kirche, und die Idee eines völkerrechtlichen chriſtlichen Senats oder Concils, zur Begründung des ewigen Friedens. Dieſelbe Idee iſt es, welche das ſyſtematiſche Band der Schrift de jure Suprematus ausmacht. Man erinnert ſich, daß dieſe Schrift nahe vor einem Friedensſchluſſe, und zum Zwecke des neuen Friedens in Europa verfaßt wurde. In den Hauptpunkten ſeines Plans begegnete ſich Leibnitz noch gegen das Ende ſeines Lebens mit dem bekannten „Entwurf eines ewigen Friedens“ des Abbé von St. Pierre; daher ſein dieſem gegebenes Gutachten darüber (Observations sur le projet d'une paix perpetuelle) im Weſentlichen die Ideen der Vorrede zur Schrift de jure Supremalus wiederholt; ein Beweis, daß er ſich wirklich ſeine Ideen nicht erſt für die

Gelegenheit gebildet hat. Er faßt bei jener hypothetiſchen Vorſtellung das chriſtliche Europa, wie es während des Mittelalters, zur Zeit eines gewiſſen Gleichgewichts zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht beſchaffen war, aber wie es ſich, den chriſtlichen Principien gemäß, hätte entwickeln ſollen und können: wenn die Päbſte nach dem Concil von Conſtanz ſich den Concilien, als den Repräſentanten der allgemeinen chriſtlichen Geſellſchaft oder der Kirche, nicht widerſetzt, und dadurch ihren Bruch herbeigeführt; wenn die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften nicht einen Umſchwung in den Ideen bewirkt, wenn die Erhebung der beiden Häuſer Habsburg und Bourbon das Gleichgewicht in Europa nicht erſchüttert, vor allem aber, wenn durch die Reformation kein Schisma zwiſchen der germaniſchen und romaniſchen Zunge eingetreten wäre. Denn, ſagt Leibnitz, „wenn es Päbſte von großem Rufe an Weisheit und Tugend gegeben hätte, welche die zu Conſtanz beſchloſſenen Maaßregeln befolgten, ſo würden ſie den Mißbräuchen abgeholfen, dem Bruche zuvorgekommen ſein, und die chriſtliche Geſellſchaft aufrecht erhalten oder vielmehr fortbewegt haben." Sein Syſtem des chriſtlichen Völkerrechts beruht ſomit auf eine hiſtoriſche Abſtraktion, welche ihm dazu dienen muß, eine philoſophiſche Idee zu veranſchaulichen, für welche er das hiſtoriſche Recht von Seiten der Mehrheit in der chriſtlichen Geſellſchaft, wo die Autorität des Pabſtes anerkannt wird, für ſich hatte. Einem Philoſophen, welcher das Staats- und Völkerleben aus dem univerſellſten, höchſten Geſichtspunkte auffaßte, und welcher um zwei Jahrhunderte dem Mittelalter näher

geweſen iſt, als wir, war es nicht zu verdenken, daß er die Idee der mittelalterlichen Hierarchie, als Idee einer wahren chriſtlichen Geſellſchaft, einem Zeitalter vorhielt, wo durch die Anmaßungen Ludwigs XIV das höchſte Recht mit Füßen getreten wurde; das Schwärmeriſche, das dieſer Reminiscenz in dem Auge des nüchternen Publikums anhaftete, iſt am Ende ja der Antheil einer jeden höhern Idee, der geſchichtlichen Gegenwart gegenüber. Die ganze Chriſtenheit bildet für Leibnitz Eine Republik, in welcher Alles auf das Heil der Seelen und das allgemeine Wohl gerichtet werden müſſe, und in welcher der Kaiſer, als Advokat, oder vielmehr als Haupt, oder, will man lieber, als Arm der allgemeinen Kirche, auf ein gewiſſes Anſehen Anſpruch habe. Daher der Name des „Heiligen Reichs“, welches ſich gewiſſermaßen ſo weit als die katholiſche Kirche erſtreckte. Der Kaiſer ſei der Imperator, d. h. der geborene Anführer der Chriſten gegen die Ungläubigen; ihm komme es vor den Uebrigen zu, Schismen beizulegen, Concilien ſowohl zu verſammeln, als zu leiten, und endlich durch das bloße Anſehen ſeines Amtes dahin zu ſehen: ne quid Ecclesia et Respublica Christiana detrimenti capiant. Viele Fürſten ſeien bekanntlich Beneficarii oder Vaſallen des römiſchen Reichs oder wenigſtens der römiſchen Kirche, welche vom Kaiſer oder dem Pabſte Könige oder Fürſten genannt werden; die übrigen aber gehören auch eher Chriſto, als ihrem eignen Reiche an, deſſen Kirche ſie Treue geloben, wenn ſie von dem Biſchofe geſalbt werden. Denn ſo regiere, ſiege, herrſche Chriſtus. (Anſpielung auf die Aufſchrift der franzöſiſchen Goldmünzen: Christus regnat,

vincit, imperat), da, wie die Geſchichte lehrt, die meiſten Völker des Occidents der Kirche ſich unterworfen haben. Während des Mittelalters war lange Zeit die Formel: Regnante Christo üblich. In dieſem Reiche Chriſti, waren nach derſelben Vorſtellung, unter Chriſto ſelbſt, als Haupt und Herrn, zwei höchſte Beamte, der Pabſt und der Kaiſer, welche eine ſtellvertretende Autorität übten, jener in geiſtlichen, dieſer in weltlichen Dingen. Wenn auch die Tradition von Petri Vicariat und von der vierten Monarchie nicht göttlichen Rechtes ſei, ſo hielt man ſie wenigſtens für nützlich und zweckmäßig. Denn es ſchien dem öffentlichen Wohl daran gelegen, daß die Chriſten durch eine allgemeine Autorität verbunden würden, und unter ſich Frieden hielten, dadurch aber den Feinden des Glaubens furchtbarer würden. Und dieſes Verhältniß verdiene noch immer ſeine Anerkennung, in dem Maaße, daß die allgemeine Kirche über den Königen ſtehen müſſe, nicht daß dadurch ihr Anſehen geſchmälert, oder den Fürſten die Hände zur Verwaltung der Gerechtigkeit, oder um ihre Völker glücklich zu machen, gebunden würden; ſondern auf daß ſchlechte, ſelbſtſüchtige und ehrgeizige Männer, welche ſich auf Fürſten Einfluß verſchaffen, durch eine höhere Autorität in Schranken gehalten würden, welche eben in der allgemeinen Kirche oder dem heiligen Reiche und ihren Häuptern, dem Kaiſer und dem Pabſte, wenn ſie geſetzmäßig ſind und ihre Macht richtig anwenden, wohnen müſſe. Das Verhältniß der allgemeinen Kirche zu den gekrönten chriſtlichen Häuptern müſſe dem des deutſchen Reichs zu ſeinen Ständen ähnlich ſein; und wenn es ein immerwährendes Concilium

gäbe (entſprechend dem allgemeinen Reichstag), oder ein von dem Concile errichteter allgemeiner Senat der Chriſtenheit, ſo würde das, was heute durch Bündniſſe, Mediationen und Garantieen geſchieht, durch das Einlegen der öffentlichen Autorität, die von den Häuptern der Chriſtenheit, dem Pabſte und dem Kaiſer ausginge, durch eine freundſchaftliche, aber wirkſame Austragung, verhandelt werden. Wenn die deutſchen Fürſten das Reich anerkennen, ſo gereiche dieſes zu ihrer Ehre und Würde; die übrigen aber, welche ſich von dieſem chriſtlich=ſocialen Verhältniſſe ausnehmen, ſeien deshalb um nichts freier; dieſe Exemtion nütze ihnen nichts und ſchade dem Allgemeinen. „Sie ſchadet, ſagt Leibnitz, weil ſie jene Einheit der Chriſten auflöſt, welche die öffentliche Ruhe befeſtigen würde; ſie nützt aber den Uſurpatoren nichts, weil ſie um nichts mächtiger ſind, als unſre Fürſten; denn die Macht der Kirche auf die Gewiſſen und das Anſehen des, mit der Kirche verbundenen, heiligen Reiches vernichtet ja die Freiheit oder die Souveränität der Fürſten nicht."

Zuletzt kommt Leibnitz zu dem ſchwierigen Punkte der fürſtlichen Macht, und zu dem Verhältniſſe zwiſchen Fürſten und Volk, und zwiſchen Fürſten und Fürſten. Entſprechend den drei Stufen des Naturrechts; dem ſtrengen Rechte, der Billigkeit und der Frömmigkeit, lehrt er die drei wichtigſten Bande, welche die chriſtliche Staatsgeſellſchaft zuſammen halten, und welche, von dem höchſten zum niederſten abſteigend, ſind: das Gewiſſen, die Ehrfurcht, und die materielle Macht (conscientia, reverentia, vis ipsa). Dieſe Bande finden ſowohl in dem innern Verhältniſſe zwiſchen dem

Regenten und den Unterthanen, als in dem gegenſeitigen äußeren unter den Fürſten und Nationen ſtatt. Das Gewiſſen unterwirft Alle Gott; die Ehrfurcht unterwirft die Fürſten der Kirche, dem römiſchen Reiche und dem Kaiſer; endlich die Macht die Unterthanen dem Fürſten oder dem Obern. Ohne dieſe naturrechtlichen Wechſelbeziehungen ſei „höchſte Gewalt“ etwas Zweideutiges. Denn betrachten wir blos das Recht für ſich, ſo begründet dies keine Ungleichheit, ſondern vielmehr abſolute Gleichheit zwiſchen dem größten Fürſten und dem Verworfenſten aus dem Volke, nemlich die Verbindlichkeit, ihre Handlungen nach den Vorſchriften der Gerechtigkeit einzurichten; desgleichen die Macht, als Thatſache, betreffend, ſo wird ein Tyrann oder ein Räuberhauptmann, ſo gut als ein König mit der höchſten Macht begabt ſcheinen: es iſt mithin eine Vermittelung zwiſchen dem bloßen Recht und der Macht nothwendig, und dieſe geſchieht durch die Ehrfurcht vor dem Höhern und die Furcht vor Gott. So erhalte die bürgerliche Geſellſchaft ihre Einheit, ihre Harmonie und Macht, ihre religiöſe, göttliche Weihe. —

Leibnitz war in den erſten Stadien ſeines Denkens, als er von dem Plane der Reform des Rechts und der Geſetzbücher voll war, in der Philoſophie ein Carteſianer; ſociale Probleme ſind es, welche ihn über das Syſtem von Carteſius hinausgeführt und doch von einem weſentlichen Einfluſſe der Philoſophie Spinoza fern gehalten haben; denn auch die theologiſchen Probleme waren im Zeitalter Leibnitzens ſociale, im höchſten Sinne. Dieſes charakteriſtiſche Motiv für das Hinausgehen über die Philoſophie des Carteſius hat Leibnitz mit Bewußtſein

ausgeſprochen. In ſeinem Briefe aus Mainz an den Herzog Johann Friedrich, vom Jahre **1671**, bekannte Leibnitz, daß ihn zu den Gedanken über die Natur der Seele, im Unterſchiede von den Körpern, welche ihm damals die Wahrheit galten, „die genaue Unterſuchung der Jurisprudenz geleitet; daß ihn aber die Begierde, ſo er von Jugend auf gehabt, in dieſen Sachen auf einen beſtändigen Grund zu kommen, getrieben, weiter zu gehen, und die Natur des Gemüths, der Gedanken und Affekten zu unterſuchen, mit Suchen aber allezeit neue Materien findend, habe er nicht geruht, bis er zu den letzten urſprünglichen Gründen kommen, ſo in der von Größe, Figur und Bewegung handelnden Kunſt, das iſt in der Matheſi und Phyſica ſich befunden.“ Wir ſehen, daß Leibnitz, von der Natur, den Geſetzen und Formen der bürgerlichen Geſellſchaft ausgehend, die Natur des menſchlichen Gemüths unterſucht, und durch dieſen Durchgangspunkt zur Phyſik geführt wird. In dieſer iſt er am ſpäteſten ſelbſtſtändig und originell geworden, während in der Politik, Moral und Theologie, ſeine Conceptionen ganz deutlich bereits auf eine Theodicee ausgingen. Es war zu der nemlichen Zeit, da Leibnitz, in dem Specimen demonstrationum politicarum, die Leidenſchaften der politiſchen Partheien durch Methode und Demonſtration zu leiten ſich ſchmeichelte, unwillig darüber, daß man, nach ſeinem Ausdruck, „von irgend einer Uhr oder Maſchine wohl Demonſtrationen, dagegen über die Wohlfahrt der Völker nichts als Deklamationen habe.“ Dieſe Ausgangspunkte weiſen Leibnitzen in der Geſchichte der Philoſophie und Cultur eine eigenthümliche Stellung an. Repräſentirt

Carteſius das Denkbedürfniß des iſolirten, in ſich zurückgezogenen, von allem, außer dem Subjecte, abſtrahirenden Individuum, ſo ging umgekehrt Leibnitz bei ſeinem Philoſophiren und Reformiren von den Forderungen der Geſellſchaft aus, welche den einzelnen ſtets nur als Glied eines Ganzen faßt. Die Geſellſchaft, nach ihrem politiſchen, moraliſchen und religiöſen Verbande, immer aber in ihrer innern Beziehung auf Gott und die Natur: die Geſellſchaft, als Object des Philoſophen, Geſetzgebers und Staatsmanns wird und bleibt der Typus der Forſchung und Speculation Leibnitzens; gerade wie er als Menſch nicht in ſelbſtiſcher Eingeſchloſſenheit, ſondern mitten im regen Leben der Geſellſchaft die Fülle ſeiner Thätigkeit von ſich entſtrömen ließ. So geſchieht es, daß man, um in die Geneſis der Natur- und Geiſtesphiloſophie bei Leibnitz einzudringen, an der Schwelle bei ſeinem Naturrecht verweilen muß. Die Idee der Geſellſchaft oder der Gemeinſchaft ſchwebt über der ſucceſſiven Bildung und Entfaltung des ganzen Syſtems. In der früheren Periode, da der Philoſoph noch nicht zu ſich ſelbſt gekommen iſt, bleibt jene Idee auf die ſpiritualiſche Welt beſchränkt; die Natur ſteht noch außer derſelben, ſie iſt ihm noch eine todte ſtarre Maſſe, eine Welt der Schatten, ohne Leben. Denken und Ausdehnung, ſtehen ſich, wie bei Carteſius, ausſchließend einander gegenüber, kein Geiſt in der Natur, das Thier ohne eine Seele, die Pflanze ohne ſubſtantielle Form. Dieſe waren ihm anfangs ein leeres Wort, welches nichts erklärte, noch bedeutete. „Wer, ſchrieb Leibnitz noch im Jahre **1669** an Jacob Thomaſius, wer kann ſich ein

Weſen vorſtellen, das weder der Ausdehnung, noch des Denkens theilhaft iſt? Was brauchen wir alſo die Seelen der Thiere, die unkörperlichen Formen der Pflanzen, die ſubſtantiellen Formen der Elemente und Metalle ohne Ausdehnung . . . Auf dieſe Art kommen wir zu eben ſo vielen kleinen Göttern, als ſubſtantiellen Formen, und einem beinahe heidniſchen Polytheismus zurück . . . da doch in Wahrheit in der Natur keine Weisheit, keine Begierde vorhanden iſt, ſondern die ſchöne Ordnung darin daher rührt, weil ſie das Uhrwerk Gottes iſt." Doch als dieſe harte Anſicht ihre letzte Höhe erreicht hatte, wurde Leibnitzens Geiſt mit raſcher Wendung in eine erquickendere Region hineingeführt; eben jene Idee der Gemeinſchaft war mächtig genug in unſerm Philoſophen, die Schranke zwiſchen Geiſt und Natur zu durchbrechen, bis auch die Natur in die Klarheit und Tiefe des Denkens von jener Idee der Gemeinſchaft aufgenommen wurde, bis zuletzt recht eigentlich ein, aber nicht heidniſcher, ſondern verklärter, Polytheismus, wenn man will: nemlich die eine harmoniſche Welt unendlich vieler, von der Urſubſtanz ausſtrömenden Subſtanzen oder Monaden, und in ihr die Welt der Geiſter unter ihrem Monarchen, Gott, kurz die Verwirklichung der Idee der Gemeinſchaft in ihrer Univerſalität und Unbedingtheit vor dem entzückten innern Auge des Philoſophen ſtand.

Den erſten tiefern Blick in die Natur zu thun, dazu hat ihn (wir wiſſen es bereits), kein phyſikaliſches, ſondern ein theologiſches Problem geführt, als Leibnitz zu Mainz im Jahre **1671**, ſeinem Gönner, dem Baron von

Boineburg zu Liebe, über die metaphyſiſche Möglichkeit der praesentia realis im Abendmahl und der Transſubſtantiation behuf der Vereinigung der Katholiken und Lutheraner nachdachte. Da ward er inne, daß dieſes Dogma, der Mittelpunkt des chriſtlichen Lebens, nach der Theorie, welche das Weſen des Körpers in die Ausdehnung ſetzte, und nach der damit zuſammenhängenden Corpuscularphiloſophie, an dem Grundſatze des Widerſpruchs zu ſcheitern drohte. Er wählte zum Richter, durch Vermittelung des Baron von Boineburg, Anton Arnaud, den eifrigen Janſeniſten und Carteſianer: dies feuerte ſeine jugendlichen Kräfte an. Die Janſeniſten, erinnerten wir, welche in der Philoſophie Carteſius huldigten, machten das Dogma der Transſubſtantiation zum Mittelpunkte ihrer gelehrten und ſpeculativen Anſtrengungen, um von dieſem Punkt aus ihre, von ihren Feinden, den Jeſuiten, verdächtigte Rechtgläubigkeit zu bewähren, und zugleich ihre Controverſen gegen die Reformirten zu führen. Es war die Frage der Zeit, hier faßte Leibnitz an. Er verwarf die Atome, als die letzten Gründe der Körper, indem er ſich zu der Anſchauung des Lebens erhob, oder, wenn man will, er behielt ſie zwar bei, faßte ſie aber als unendliche, geiſtige. Die Atomiſtik, dieſe dem Leben abgewandte Phyſik, war gewiſſermaßen der dunkle Grund, über welchem Leibnitz das helle Gemählde ſeiner Monadologie aufgetragen hat; nur daß Leibnitz, beſonders im Anfange, mit den ihm überlieferten Denkformen der Schule zu ringen hatte, ſo daß er in die Scholaſtik zurückgefallen zu ſein ſchien, als er ſich mit Einem Schritt unſerer heutigen Naturanſchauung genähert hatte. Er ſchrieb alſo

noch im Jahre 1671 jenen merkwürdigen Brief an Arnaud, worin er den in ihm vorgehenden Umſchwung darlegte, und, wie im Triumphe, bekannte, er glaube die Löſung des großen Problems gefunden zu haben, ſeitdem ihm aufgegangen ſei: „daß nicht in der Ausdehnung das Weſen des Körpers beſtehe; daß ſelbſt die Subſtanz des Körpers ohne Ausdehnung, die Subſtanz des Körpers an ſich der Ausdehnung, mit den Bedingungen des Ortes, nicht unterworfen ſei, was er ſtreng beweiſen werde, wenn er erſt erörtert habe, was das ſei: Subſtanz.“ Leibnitz befeſtigte ſich in dieſem Gedanken, und zwei Jahre ſpäter, in ſeinem Briefe an den Herzog Johann Friedrich aus Paris, wiederholt er denſelben, immer mit Beziehung auf Vorbereitung des Kirchenfriedens zwiſchen Katholiken und Lutheranern, und auf die geſcheiterten Verſuche der Carteſianer, die Möglichkeit der Transſubſtantiation zu beweiſen.

Noch aber fehlte viel, daß Leibnitz ſich der ganzen Tiefe und des unendlichen Umfangs ſeiner kühnen Conception bewußt geweſen wäre. Anfangs war ihm die Subſtanz, als geiſtiges Princip des Körpers, nichts Höheres, als eben ein geiſtiges Correlat der Atome, eine abſtrakte, für eine lebendigere Naturbetrachtung immer noch unfruchtbare Abſtraction, noch nicht das allgemeine und zugleich in das Unendliche individualiſirende Band der Natur; Körper und Geiſt, oder Leib und Seele ſtanden ihm noch als verſchiedene, entgegengeſetzte Subſtanzen oder Naturen da. Die Unſterblichkeit der Seele ſucht Leibnitz in dem erwähnten Briefe noch blos aus dem

empiriſchen Bewußtſein darzuthun: „Die Seele handele auf ſich ſelbſt; keine Handlung auf ſich ſelbſt ſei eine Bewegung, es gebe aber keine Handlung des Körpers außer der Bewegung, folglich ſei die Seele kein Körper. Die Seele beſtehe in einem Punkte oder Centrum, und ſei deshalb untheilbar, unzerſtörbar, unſterblich. Gleichwie in dem Centrum alle Stadien zuſammenlaufen, ſo laufen auch in der Seele alle Eindrücke der Gegenſtände durch die Nerven zuſammen, und alſo ſei die Seele eine kleine, in einem Punkte begriffene Welt, ſo aus den Vorſtellungen, wie das Centrum aus den Winkeln beſteht, denn der Winkel ſei ein Theil des Centrums, obgleich dieſes untheilbar. So könne die ganze Seelenlehre geometriſch erwieſen werden.“ Man ſieht, wie weit Leibnitz damals noch entfernt geweſen iſt, den Begriff eines Ueberſinnlichen in der Natur, auf die Wirklichkeit der Sinnenwelt überzutragen und Geſetze davon abzuleiten. Jenes Ueberſinnliche war ihm nur noch ein dialektiſches Moment zum Beweiſe der Möglichkeit, daß ein Körper an verſchiedenen Orten zugleich ſein könne; und ſo zeigte er ſich, vermöge des Begriffs der Subſtanz, zwar als geſchickten und ſcharfſinnigen Dialektiker und Theologen, aber eigentlich nicht als Phyſiker. Wir finden ihn auf dieſem Standpunkte in dem Beweiſe der Möglichkeit der Transſubſtantiation, den er noch in die, Fragment gebliebene, Expoſition der katholiſchen Glaubenslehre (Systema theologicum) vom Jahre 1686 aufgenommen hat, ohne daß dieſer Beweis ihn ſelbſt damals mehr befriedigt hätte. Indeß hat dieſe dialektiſche Durcharbeitung des metaphyſiſchen Begriffs der Subſtanz auf die nachherige

Natur- und Geiſtesphiloſophie entſchiedenen Einfluß geübt; man denke an die wichtige Unterſcheidung der zweiten Materie von der erſten Materie, als eines Produkts aus der erſten Materie und der Entelechie, oder dem activen und paſſiven Princip. Daß nur die materia secunda oder das ſinnlich Erſcheinende an die Bedingung gekettet ſei, einen beſtimmten Raum einzunehmen, oder ausgedehnt zu ſein, nicht aber die materia prima: auf dieſe dialektiſche Beſtimmbarkeit der Elemente des Körpers ſtützt Leibnitz dort hauptſächlich den ſubtilen Beweis der Möglichkeit (nicht etwa der Wahrheit) der Transſubſtantiation. Das Weſentliche bei dieſem Gedankengange, die nothwendige Verbindung eines activen und paſſiven Princips in der Subſtanz, als ſolcher, hat Leibnitz beibehalten und den größten Nachdruck darauf gelegt. Der Dualiſmus zweier Principien, eines thätigen und leidenden, eignet, in Leibnitzens Syſteme, der geſchaffenen, endlichen Subſtanz. Gott nur iſt reine Thätigkeit, actus purus, ohne alle Fähigkeit zu leiden, eine Fähigkeit, welche, wo immer ſie iſt, Materie conſtituirt. Gott wäre nicht das vollkommenſte Weſen, wenn er nicht die reine Thätigkeit wäre; die unvollkommenen Weſen aber ſind zugleich leidend, oder ihr Begriff iſt unvollſtändig. Wenn Gott auch durch ſeine abſolute Macht eine Subſtanz der zweiten Materie berauben könnte, ſo könnte er ſie doch der erſten Materie nicht berauben; denn er würde aus ihr ein „ganz reines“, gleich ihm ſelbſt machen. Dies iſt der Dualiſmus, welcher als Form und Materie in dem Körper überhaupt, als Seele und Leib in den organiſchen Weſen angeſchaut wird. Indeſſen bedarf es zu dieſen bloßen Unterſchei-

dungen durchaus keiner empiriſchen Beobachtung oder einer Abſtraction; ſie fließen von ſelbſt aus dem ontologiſchen Begriffe der Creatur.

Als aber Leibnitz tiefer in die Geometrie und Analyſis eingedrungen war, erweiterte ſich auch ſein Geſichtspunkt im Gebiete der Natur; er fing an, den Begriff der Subſtanz, als eines Ueberſinnlichen, auf die Erklärung der Phänomene, mit einem Worte auf die Mechanik, überzutragen. Die Körperwelt ſtellt ſich der Anſchauung und Erfahrung in Bewegung dar. Wir ſehen aber nur das Bewegte, ſo wie die Art und das Maaß der Bewegung, nicht aber das Bewegende. Leibnitz erfaßt nun die Subſtanz, das Ueberſinnliche, als das Bewegende in dem Körper, als das Princip der Bewegung, und nennt es die Kraft. Dieſe iſt das Urſprüngliche, die Bewegung aber das Abgeleitete; jenes alſo das Beharrende und wahrhaft Reale. Damit hat er einen Standpunkt gewonnen, den bereits in ſich erſtarrten Carteſianismus, und zugleich die Spaltung der einen lebendigen Natur in zwei einander ausſchließende Subſtanzen, Denken und Ausdehnung, zu untergraben. Er bleibt nicht innerhalb der Dialektik der Begriffe ſtehen; er ſtellt ein neues Geſetz der Bewegung auf. Im Jahre 1686, einige Zeit nachdem er die Elemente der Differentialrechnung bekannt gemacht hatte, gab Leibnitz in den Acta Eruditorum einen „Kurzen Beweis eines denkwürdigen Irrthums des Carteſius und Anderer in Betreff eines Naturgeſetzes, wonach ſie wollen, daß von Gott immer dieſelbe Quantität der Bewegung erhalten werde, deſſen ſie auch in der Mechanik mißbrauchen.“ Er zeigte, daß die

Carteſianer, bei dem an ſich rechten und wahren Beſtreben, die Bewegung der Welt auf ein einfaches und conſtantes Princip zurückzuführen, die Wirkung mit der Urſache verwechſelten, indem wohl die Quantität der Kraft, quantitas potentiae, nicht aber die Quantität der Bewegung durch die Oekonomie der Natur gleich erhalten werde. Denn die Kraft exiſtire, auch wenn ſie nicht wirke, ſobald nemlich ihre Wirkung durch irgend einen Widerſtand gehemmt werde. Nachher bewies Leibnitz auch, daß nicht blos die Kraft, ſondern auch die Richtung derſelben conſtant ſei. Er wird der Vater der Dynamik, deren bloßer Begriff der Naturwiſſenſchaft einen neuen Schwung gegeben hat, ſchon daß daran eine Streitigkeit ſich knüpfte, welche über des Philoſophen Leben hinaus dauerte, ja dann erſt ſich mit verſtärkter Heftigkeit entzündete, und zuletzt noch von Kant aufgenommen wurde, der Streit nemlich über das Maaß der lebendigen Kräfte. D'Alembert entſchied, daß es für die Geometrie gleichgültig ſei, ob der von Leibnitz aufgeſtellte dynamiſche Gegenſatz der lebendigen und der todten Kräfte beibehalten werde, oder nicht: die mathematiſchen Ergebniſſe bleiben dieſelben. Merkwürdig aber bleibt es, daß Kant mit ſeinem Angriff auf Leibnitz an dem nemlichen Punkte begonnen hat, an welchem Leibnitz das noch unbedingte Anſehen des Carteſius zu erſchüttern anfing.

In dieſer Gedankenrichtung faßte indeß Leibnitz den Begriff der Kraft immer als noch an die Vorſtellung der Bewegung geknüpft, und war noch nicht aus den durch die Mathematik geſteckten Grenzen hinausgekommen; aber er befreite jenen

Begriff von der ihm noch anklebenden empiriſchen Beſchränkung, er erfaßte ihn durch höhere Abſtraction in ſeiner Reinheit, und erhob ſich aus der Mechanik in die eigentliche Metaphyſik der Natur. Die Subſtanz iſt Energie überhaupt, und, individualiſirt, Seele oder Entelechie; ihr Weſen, ihr Unterſcheidendes, iſt Thätigkeit aus ihr ſelbſt, Autarkie. Die Subſtanz wird ein rein aprioriſcher, ſpeculativer Begriff, deren Merkmale, Beſtimmungen, Entwickelung und Geſetze, deren Natur mit einem Worte aus dem Begriffe ihrer ſelbſt folget. Die Subſtanz iſt rein in ſich ſelbſt, und was zunächſt von ihr ausgeſagt werden kann, iſt die Negation der Schranken, mit welchen die Dinge in der Erſcheinung behaftet ſind: daß ſie alſo keinen Anfang und kein Ende in der Natur hat; ſie iſt das Unzerſtörbare in der Natur. Die Subſtanz, oder vielmehr die Subſtanzen, bilden die wahren Einheiten in der Natur, als unmittelbare, unendliche Einzelſchöpfungen Gottes. Einheit und Individualität bildet die Form der Subſtanzen, Thätigkeit und Streben bildet ihr Weſen; aus der Vereinigung von Form und Weſen folgt die Natur, das Geſetz der Subſtanzen, oder Monaden. Die Monaden alſo bilden das überſinnliche Subſtrat der geſammten Natur, nach ihrer Thätigkeit und dem, ihnen als Creaturen weſentlichen, Leiden, dem activen und paſſiven Principe, welche zuſammen erſt die vollſtändige Subſtanz ausmachen. Die Natur wäre nicht, gäbe es nicht die Monaden; und ſie ſind das einzig und wahrhaft Reale, außer Gott; das andere iſt nur Erſcheinung, Phänomenon, „ein geordneter Traum.“ Das Individuellſte iſt zugleich das Allgemeinſte. Die Monaden

ſind, als ſolche, über Raum und Zeit erhaben, denn Raum und Zeit ſind nichts Reales, ſondern drücken nur Verhältniſſe aus; ſie ſind nur die Ordnung des Exiſtirenden, der Raum des ſimultan, die Zeit des ſucceſſiv Exiſtirenden. Ohne die Monaden würden alle Dinge nur verſchwindende, flüchtige Modificationen und Phantasmen der Einen göttlichen beharrlichen Subſtanz, d. h. die Natur ſelbſt und alle Subſtanz würde Gott ſein .... Hatte unſer Philoſoph zu Anfange in der abſoluten Paſſivität der Natur einen Beweis des Daſeins Gottes zu finden, und in den Formen und Subſtanzen eine Art heidniſchen Polytheismus zu ſehen geglaubt, ſo ſtellt er von jetzt an, Paſſivität und den Tod der Natur als einen gefährlichen Uebergang zum Atheismus, oder, was in den Augen jener Zeit, gleichbedeutend war, zum Spinozismus vor. Wer das „Idol“ der Natur, ſagte Leibnitz öffentlich dem Phyſiker Sturmius, als nach dem Heidenthum ſchmeckend, zur Ehre Gottes aufheben will, um den Ruhm Gottes zu vermehren, der wird vielmehr dadurch, daß die geſchaffenen Dinge in bloße Modificationen der Einen göttlichen Subſtanz aufgehen, aus Gott, mit Spinoza, die Natur der Dinge ſelbſt machen; weil dasjenige, was nicht handelt, was keine vis activa hat, was jeder Unterſchiedenheit (Individualität), kurz jeder Weiſe und Grundlage des Beſtehens beraubt wird, in keiner Weiſe eine Subſtanz ſein kann. Würde die Kraft der Natur, ſagt er, an einem andern Orte, auf ein bloßes Vermögen zu wirken herabgeſetzt, ſo hätte ſelbſt die, einer Creatur unerläßliche Mitwirkung Gottes kein Subſtrat, zu wirken; denn aus dem bloßen Vermögen könnte, trotz der

Mitwirkung Gottes, keine Handlung folgen. Dieſe thätige Kraft bedarf nicht, wie die Potenzen der Scholaſtiker, einer Anreizung, oder gleichſam eines Sporns von außen, um in Handlung überzugehen, ſondern die thätige Kraft hält eine gewiſſe Mitte zwiſchen dem Vermögen zu handeln, und der Handlung ſelbſt, ſchließt in ſich ein Streben (conatus), und bedarf eigentlich keiner Hülfe, ſondern des Wegräumens der Hinderniſſe.

Das Streben, der Trieb in den Monaden führt den Begriff der Veränderung oder des Wechſels, oder den Begriff der in der Vielheit ſich erhaltenden Einheit mit ſich. Dieſe Vielheit der Momente in der Einheit des Subſtrats wird am beſtimmteſten angeſchaut unter der Form der Vorſtellung oder Perception, wie das Uebergehen von einer Vorſtellung zur andern unter der Form des Triebes oder der Begierde. Dies ſind die weſentlichen und allgemeinſten Attribute aller Subſtanzen.

Die Monaden in ihrer Totalität aber machen die Schöpfung Gottes aus. Gott ſelbſt iſt die primitive Einheit oder die Ur-Subſtanz, die Subſtanzen entſtehen durch continuirliche Fulgurationen von Moment zu Moment in der Gottheit, deſſen Schaffen begränzt wird durch die Receptivität der Creatur. Die Attribute der Subſtanzen, die Vorſtellung und der Trieb, ſind in Gott abſolut, unendlich. Ihre Vollkommenheit haben die Subſtanzen durch Gottes Macht und Mitwirkung, ihre Unvollkommenheiten aber durch ihre eigene Natur, zu welcher gehört: beſchränkt zu ſein. Es giebt aber in Gottes Verſtande ein Princip der Wahl des Beſten oder

der Schicklichkeit, welches ſich in dem Plane der Welt, alſo auch in den die Welt ausmachenden Subſtanzen wiederſpiegelt und darſtellt. Gott hat in der Schöpfung bei jeder Subſtanz auf das Weltganze, nach ihrer Vollkommenheit, Rückſicht genommen; das Weltganze drückt an ſich ſelbſt dieſe Beziehung auf die einzelnen Subſtanzen aus. Es iſt mithin auch jeder Subſtanz weſentlich, Beziehungen zu der Welt, zu dem Univerſum auszudrücken, und dieſe innere Beziehung auf das Unendliche, aus einem beſtimmten Punkte der Welt macht für jede Monas das Princip ihrer Individualität aus. Sowohl in den Vorſtellungen, als in den Begierden der Monaden iſt der Weltverlauf das ideelle Objekt; und indem ſie ihren Zweck erfüllen, erfüllen ſie den Zweck der Welt. Ein unendliches Auge wird in jeder Monas das Univerſum, in jedem Momente die ganze Zukunft erkennen. Die Monaden aber drücken das Unendliche nicht in gleicher Art, ſondern nach den verſchiedenen Graden ihrer Vollkommenheit aus. Dieſe Verſchiedenheit ſpricht ſich darin aus, daß Gott in einer gewiſſen Monas Grund findet, ſie gewiſſen andern, oder dieſe ihr unterzuordnen, ſo daß die Natur der erſtern die Gründe a priori der Natur der andern enthält. Dieſe Beziehung iſt in der Welt unter allen Monaden gegenſeitig und nach Graden; überall heißt diejenige Monas, welche die Gründe a priori der Natur der andern enthält, activ, die andern dagegen paſſiv. Dieſe innerliche, ontologiſche Beziehung einer jeden Monas zu der Geſammtheit aller Monaden macht, daß eine jede die Geſammtheit von ihrem Standpunkte ausdrückt, ein lebendiger Spiegel des Univerſums iſt. Vermöge der

Unendlichkeit der Monaden giebt es gleichſam unendliche Welten, oder vielmehr die Eine Welt aus unendlich vielen Perſpectiven. Dieſe Einheit begründet unter allen Monaden eine vorherbeſtimmte Harmonie, vermöge deren in der Welt die möglichſt größte Mannichfaltigkeit mit der möglichſt größten Ordnung, folglich die möglich größte Vollkommenheit herrſcht, in welcher Alles ſich nach innern Geſetzen entwickelt. Ein unendlicher Geiſt wird in dem Vergangenen das Zukünftige leſen, das Entfernte aus dem Nahen. Die Gegenwart geht mit der Zukunft ſchwanger. Σύμπνοια πάντα.

Außer daß jede Monas eine Beziehung zu dem Unendlichen des Weltganzen hat, welches ſie vorſtellt und wohin ſie ſtrebt, hat ſie einen näheren und unmittelbareren Verband mit einer Vielheit beſonderer Monaden, welche wieder ein Ganzes für ſich, eine Totalität ausmachen, und zu welchen ſie als dienende oder als herrſchende, mit andern Worten, als leidend oder thätig, in dem ideellen Sinne, gehört. Dieſe Verhältniſſe ſind, auf das Weltganze bezogen, in einem beſtändigen Fluſſe und Wechſel begriffen; für unſere Betrachtung aber als permanent hervorgehoben, giebt ein ſolches relative Ganze die Anſchauung einer zuſammengeſetzten Subſtanz, d. h. einer Verſammlung von Monaden, welche einer Monade unter ihnen, als herrſchender, dienen, und in dieſem Verbande ein unum per se bilden. Dergleichen Einheiten ſchauen wir an in den organiſirten und beſeelten Geſchöpfen, nicht blos den Menſchen, ſondern auch den Thieren und den Pflanzen. Die Seele des Thieres ſtellt die herrſchende Monas unter den

übrigen, im Fluſſe begriffenen Monaden vor, welche den Leib oder den Organismus bilden, von denen aber jede für ſich, als Subſtanz, die Seele eines Leibes oder Organismus, und ſofort in das Unendliche, ausmacht. Der Leib iſt zugleich das Vermittelnde, durch welches und nach Maaßgabe deſſen die Seele die Welt percipirt, und muß organiſch, d. h. in ſich geordnet ſein, weil, wenn dem nicht ſo wäre, die Monas, als Spiegel der Welt, dieſe, als in ſich geordnet, nicht vorſtellen könnte. In ſo fern alſo die Materie in das Unendliche beſeelt iſt, iſt ſie auch in das Unendliche organiſirt. Jeder organiſche Körper eines Lebendigen, iſt, nach Leibnitz, eine Art von göttlicher Maſchine oder ein natürliches Automat, welches noch in ſeinen kleinſten Theilen Maſchine, d. h. zweckmäßig iſt. Der Urheber der Natur hat dieſes göttliche und unendlich wunderbare Kunſtwerk auszuführen vermocht, weil jeder Theil der Materie nicht nur in das Unendliche theilbar iſt, was die Alten erkannt haben, ſondern auch wirklich getheilt und ſo in's Unendliche, ſonſt wäre es unmöglich, daß jeder Theil der Materie das Univerſum ausdrückte. Daraus folgt aber, daß es in dem kleinſten Theile der Materie eine Welt von Creaturen, Lebendigem, Beſeeltem giebt. Jeder Theil der Materie gleicht einem Garten voll Pflanzen, oder einem Teiche voll Fiſche. Aber jeder Zweig der Pflanze, jedes Glied des Thieres, jeder Tropfe ſeiner Flüſſigkeit, iſt wiederum ein ſolcher Garten oder ein ſolcher Teich; und wenn gleich die Erde und die Luft, die ſich zwiſchen den Pflanzen des Gartens befindet, nicht ſelbſt Pflanze, oder das Waſſer zwiſchen den Fiſchen des Teiches nicht Fiſch iſt, ſo enthalten ſie deren

doch aber ſehr häufig von einer uns unwahrnehmbaren Feinheit. Es giebt ſchlechthin nichts Unangebautes, Unfruchtbares, Todtes, kein Chaos in dem Univerſum, als nur dem Scheine nach. Die Glieder eines Thieres ſind ſelbſt voll von anderm Lebendigen, Pflanzen und Thieren, wovon jedes noch ſeine Entelechie oder herrſchende Seele hat. Es iſt bemerkenswerth, daß Leibnitz durch Speculation eine der folgenreichſten Entdeckungen auf dem Gebiete der Phyſiologie und Biologie aus unſern Tagen, nemlich die von Schleiden und Schwann gemachte Entdeckung des in allen vegetabiliſchen und animalen Organismen waltenden Zellengeſetzes anticipirt hat; eine Entdeckung, ſagt ein Schriftſteller, wodurch das Leibnitzſche große Individuations-Princip eine objective Beſtätigung erhielt. Der Organismus ergiebt ſich hiernach in der That als ein Syſtem mikroſkopiſcher Individualitäten, als ein Makrokosmus mit zahlreichen weſensgleichen Mikroorganismen, welche als individualiſirte Abbilder und Reflexe des Ganzen erſcheinen, und über welchen die Idee des Organismus, die Seele, ſchwebt.

Die Seele, lehrt Leibnitz dieſen Principien zufolge, ändert ihren Körper nur ſtufenweiſe und allmählich, ſo daß ſie niemals mit einemmale ihrer Organe beraubt iſt; oft findet in den Thieren Metamorphoſe, aber niemals Metempſychoſe ſtatt. Es giebt auch keine geſchiedene Seelen, Geiſter, Genien, ohne Körper. Gott allein iſt ohne Leib. Das macht auch, daß es dem Begriffe nach, weder eine Zeugung, noch einen vollkommenen Tod giebt. Was wir Zeugung nennen,

ſind Entwickelungen und Wachsthum, was wir Tod nennen, ſind Einhüllungen und Verringerungen.

Das Problem von dem Urſprung der Formen, Seelen oder Entelechien war mit dem der generatio aequivoca unter die Philoſophen gekommen. Leibnitz ergriff mit Beeiferung die ſeiner Speculation entgegenkommenden phyſiologiſchen Entdeckungen und Hypotheſen ſeiner Zeitgenoſſen Swammerdam, Malphighi und Leewenhoek über die Trans- und Präformation der Thiere durch die Saamenthierchen. Dem Glauben an die generatio aequivoca hatte Harvey ſein omne vivum ex ovo entgegengeſetzt, welches durch die Entdeckungen der neueſten Tage für immer gerechtfertigt ſcheint, wenn ſchon die eigentliche Präformation des ganzen Thieres jenſeits der Grenze der Erfahrung liegt. Leibnitz war alſo vielmehr der Richtigkeit ſeiner Folgerungen, als der Erfahrung, gewiß, wenn er weiter behauptete, daß nicht blos der organiſche Körper vor der Empfängniß in dem Saamen ſei, ſondern auch die Seele in dieſem Körper, und mit einem Wort, das Thier ſelbſt, und daß vermittelſt der Conception dieſes Thier nur zu einer großen Transformation disponirt würde, um ein Thier von einer andern Species zu werden. Die Thiere, deren einige vermittelſt der Conception zu dem Grade größerer Thiere erhoben werden, könnten ſpermatiſche heißen; aber diejenigen unter ihnen, welche in ihrer Species bleiben, d. h. die meiſten, werden geboren, vermehren ſich, und löſen ſich auf wie die großen Thiere, und nur Eine kleine Zahl Erwählter gebe es, welche auf einen größern Schauplatz übergeht.

Wenn das Thier niemals im Wege der Natur zu ſein anfängt, ſo hört es auch auf dem Wege der Natur zu ſein nicht auf; und ſo daß es nicht allein keine Generation, ſondern auch keinen Tod im ſtrengen Sinne giebt. Man kann demnach ſagen, daß nicht nur die Seele unzerſtörbar iſt, ſondern auch das Thier ſelbſt, obſchon ſeine Maſchine oft theilweiſe untergeht und organiſche Hüllen bald verläßt, bald annimmt. Iſt das leibliche Leben einem Fluſſe zu vergleichen, ſo kann man ſich den Tod wie den jähen Fall eines Fluſſes vorſtellen. Der Zuſtand nach dem Tode entgeht nur unſern Sinnen, wie der vor der Geburt. Auch kann Niemand die wahre Zeit des Todes bezeichnen, welcher lange Zeit für ein bloßes Einſtellen der bemerkbaren Verrichtungen gelten kann, und in den bloßen Thieren auch nichts anders iſt.

Durch dieſe Principien, welche von der Idee einer, ein Ganzes ausmachenden Vielheit von Monaden, oder einer dem Scheine nach zuſammengeſetzten Subſtanz ausgehen, wird die Peripherie des Lebens in der Natur umſchrieben. Wir ſagen, einer dem Scheine nach zuſammengeſetzten Subſtanz, weil eine dem Begriffe nach wirklich zuſammengeſetzte Subſtanz, den Principien der Metaphyſik Leibnitzens widerſtreitet. Es giebt nach dieſer kein „Band der Subſtanz", vinculum substantiae, wenn gleich Leibnitz in ſeinem Briefwechſel mit dem Pater des Boſſes, dieſem zu Gefallen, ein ſolches gelten laſſen wollte, um die Möglichkeit der Transſubſtantiation von dem Standpunkte der Monadologie zu beweiſen, wodurch er ſich aber nur in unauflösliche Schwierigkeiten und ſelbſt Widerſprüche verwickelt hat. Der Zuſammenhang der ein

Ganzes für ſich ausmachenden Monaden bleibt unter allen Beziehungen und Bedingungen ein ideeller, und ſelbſt der Leib eines lebendigen Thieres iſt in der Realität nur ein Aggregat von Monaden, deren jedes das Centrum eines Ganzen, und ſo in das Unendliche, iſt.

Das Verhältniß der dienenden Monaden zu der herrſchenden Monas, oder der einfachen Monaden zu der Seele, oder auch der minder vollkommnen zu der vollkommneren, einfachen Subſtanz in der Natur, drückt ſich für unſern Geiſt aus durch den Grad der Vollkommenheit in den Vorſtellungen und Strebungen unter ihnen. Es giebt *dunkle* und *deutliche* Vorſtellungen, beide in verſchiedenen Graden, welche die mit ihnen verknüpften Strebungen begleiten. Die deutliche Vorſtellung begründet eine Wahrnehmung, welche mit Aufmerkſamkeit und Erinnerung verknüpft iſt, ſie heißt alsdann *Apperception*; eine dunkle oder verworrene Vorſtellung, welche aus vielen kleinen Vorſtellungen beſteht, von denen keine aus den übrigen hervortritt, bildet erſt nur eine *Perception*. Wir erfahren dieſe Abſtufung in uns ſelbſt, wenn wir inne werden, daß der kleinſte Gedanke, den wir faſſen, eine Mannichfaltigkeit in dem Objekte befaßt. Monaden, welche der Apperception fähig ſind, können zum Unterſchiede der andern, welche blos Perceptionen haben, Seelen heißen; ſo wie diejenigen Monaden den höchſten Grad einnehmen, welche außerdem durch einen Act der *Reflexion* ſich ſelbſt erfaſſen und denken, d. h. Vernunft haben; dieſes ſind die *Geiſter* (esprits), zu welchen der Menſch gehört. Zu Apperceptionen, welche einen Schatten von Vernunft,

in einer gewiſſen Folge der Vorſtellungen, nicht ausſchließen, bringen es die Thiere. Die Pflanzen dagegen und alle die Monaden, welche den Leib der Thiere und der Menſchen ausmachen, und die letzten Elemente alles Seienden ſind, haben nur Perceptionen. Dieſelbe Abſtufung findet in dem Streben ſtatt, von dem Willen, welcher den vernünftigen Geſchöpfen eignet, und in Handlung übergeht, durch die Begierde, welche auch die Thiere haben, bis zu dem bloßen Triebe oder Streben (conatus), der allen Monaden eignet, und ſich in der räumlichen Bewegung äußert.

Die endlichen Geiſter, zu welchen der Menſch, aber auch, obwohl in höherm Grade, die von Gott geſchaffenen Genien gehören, deren Möglichkeit feſtſteht, offenbaren ihre Schranke und Endlichkeit, als Creaturen, darin, daß ſie nicht ganz Geiſt ſind, ſondern nur zum Theil und in beſchränktem Grade; eine Schranke, vermöge deren ihre vernünftige Erkenntniß von bloßen Apperceptionen, wie die Thiere ſie haben, und von bloßen Perceptionen, welche die Pflanzen und alle ſimpeln Monaden charakteriſiren, zum Theil beſtändig begleitet, zum Theil zurückgehalten und gehindert wird. Um mit den Perceptionen anzufangen, ſo bilden ſie den, obwohl dunkeln und verwirrten Grund, ſelbſt unſers hellen und deutlichen Bewußtſeins. Der menſchliche Geiſt, als Monas, ſtellt nemlich weſentlich das ganze Univerſum, immer von einem ganz beſtimmten, individuellen Geſichtspunkte vor; es iſt kein Grund vorhanden, dieſe repräſentative Natur einer Monade auf irgend welchen Theil des Univerſums einzuſchränken; jede Vorſtellung der Seele iſt daher immer nur auf einen gewiſſen

Grad deutlich und klar, nemlich in Bezug auf einen gewiſſen, ihr zugeordneten Theil, wegen Nähe oder Größe ſeiner Peripherie; verwirrt aber in Bezug auf das Detail des Univerſums; wo nicht, wäre jede Monade eine Gottheit. Gott drückt ganz deutlich und vollkommen, Mögliches und Exiſtirendes, Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges auf einmal aus; denn er iſt die allgemeine Quelle von Allem. Nicht in dem Objekte, ſondern in der Modification ihrer Kenntniß des Objekts ſind die Monaden begränzt. Sie gehen alle auf verwirrte Art auf das Unendliche, und ſind nur beſchränkt und unterſchieden durch die Grade der deutlichen Vorſtellungen; die Vergangenheit, das Gegenwärtige in Zeit und Raum, ſelbſt die Zukunft liegt in den Perceptionen und Strebungen jeder Monas, und jede deutliche Vorſtellung oder Begierde der Seele iſt aus unendlichen kleinen Perceptionen zuſammengeſetzt. Wegen dieſer Unendlichkeit in dem Streben der Seele iſt ihr eine *Entwickelung* in das Unendliche weſentlich. Die Beziehung dieſes kosmiſchen Verhältniſſes zu allen andern Dingen in der Welt macht den Unterſchied der Monaden von der Fiction der Atome. Es giebt kein individuelles Ding, welches nicht alle die andern ausdrücken müßte; ſo daß die *Seele*, in Bezug auf die Mannichfaltigkeit ihrer Modificationen, vielmehr mit dem *Univerſum*, welches ſie, nach ihrem Geſichtspunkte, vorſtellt, und ſelbſt mit Gott, deſſen Unendlichkeit ſie aber wegen der verwirrten und unvollkommnen Art ihrer Perception auf endliche Art darſtellt, als mit einem materiellen Atom verglichen werden muß. Der

Grund der Veränderung der Gedanken in der Seele iſt derſelbe, als der Grund der Veränderung in den Dingen in dem Univerſum, welches ſie repräſentirt. Es ſind verkürzte Welten auf ihre Weiſe; Centra, welche eine unendliche Peripherie ausdrücken.

Vermöge der Unendlichkeit in den Bewegungen und Veränderungen in dem Leibe oder Organismus einer Subſtanz, wird auch das gegenſeitige Verhältniß zwiſchen der Seele und dem Leibe durch den dunkeln Grund des Bewußtſeins conſtituirt, welches aus unendlichen Perceptionen beſteht, deren Menge die Urſache iſt, daß ſie nicht zur Apperception gelangen. Man ſpricht von unwillkührlichen Bewegungen im Organismus, als wenn ihnen nichts in der Seele entſpräche; und umgekehrt von abſtrakten Gedanken, denen nichts im Körper entſpräche; aber eben dies dunkle Bewußtſein, die Perceptionen und Strebungen vermitteln Leib und Seele bei allen Bewegungen und Gedanken. Die abſtrakteſten Gedanken bedürfen einiger Imagination, welche ihnen die Charaktere oder Schemata unterlegt; und umgekehrt begiebt ſich immer etwas in der Seele, welches der Circulation des Bluts entſpricht, und allen innern Bewegungen der Eingeweide, welche man jedoch nicht gewahr wird; gleichwie diejenigen, welche neben einer Mühle wohnen, das von ihr verurſachte Geräuſch nicht wahrnehmen.

Dieſe vollkommene und genaue Uebereinſtimmung zwiſchen den Perceptionen der Seele und den Veränderungen des Leibes iſt eine Folge der Einheit von Leib und Seele, und dieſe Einheit iſt wieder eine Folge der präſtabilirten Harmonie.

Dieſe Harmonie macht einen phyſiſchen und endlichen Einfluß des Leibes auf die Seele, nach der gemeinen Vorſtellung, nicht nur überflüſſig, ſondern ſelbſt metaphyſiſch unmöglich. Die Monaden eines organiſchen Ganzen haben jede in ſich die Kraft und das Princip, ſpontan nach ihrer Natur und ihrer Stellung zum Univerſum, und insbeſonders zu dem Theilganzen, dem ſie angehören, zu wirken; die herrſchende Monas oder die Seele, (in den vernünftigen Geſchöpfen der Geiſt) ſtrebt aus ihrem eignen Grunde in der Richtung, welche die Monaden des Körpers in der Bewegung einſchlagen, weil es die Richtung und das Ziel des Univerſums iſt. Die Seele folgt ihren eigenen Geſetzen, und der Leib auch den ſeinigen, und ſie begegnen ſich in Folge der zwiſchen allen Subſtanzen vorherbeſtimmten Harmonie, weil ſie alle Darſtellungen eines und deſſelben Univerſums ſind. Die Seelen handeln nach den Geſetzen der Endurſachen, durch Begierden, Zwecke und Mittel. Die Körper handeln nach den Geſetzen der wirkenden Urſachen oder der Bewegungen. Und die beiden Reiche, das der wirkenden, und das der Endurſachen, ſind harmoniſch unter ſich, unbeſchadet der Spontaneität, ſowohl der herrſchenden Monade oder der Seele, als auch der dienenden Monaden, oder des Leibes. Es findet alſo, ſtreng genommen, nicht ſowohl eine Einheit zwiſchen Leib und Seele ſtatt, denn es giebt keine wahren Einheiten, als die einfachen Subſtanzen oder Monaden; ſondern nur eine Communication, welche, vermöge der präſtabilirten Harmonie, diejenige Wirkung hervorbringt, welche man von der Einheit allein erwartet. Carteſius hatte dieſe Communication als ein Problem

hinterlaſſen, welches Malebranche nicht anders zu löſen wußte, als durch den ſogenannten Occaſionalismus, wonach Gott der Vermittler der Vorſtellungen der Seele bei Gelegenheit der Bewegungen des Leibes wäre, und umgekehrt; aber um Probleme zu löſen, ſagt Leibnitz, iſt es nicht genug, die allgemeine Urſache einzuführen, und das, was man Deus ex machina nennt, herbeizuholen. Auch in der Einen Subſtanz des Spinoza, von welcher die erſcheinenden Subſtanzen nur vorübergehende Modificationen ſind, herrſcht zwiſchen dem Körper und der Seele, als der Idee des Körpers, in Gottes Verſtande, eine adäquale Uebereinſtimmung; aber in dieſem Syſtem bleiben die Attribute des Denkens und der Ausdehnung ſo entgegengeſetzt und geſondert, als wären es verſchiedene Subſtanzen; während bei Leibnitz nicht die Attribute, ſondern die einfachen Subſtanzen ſelbſt, die Monaden, welche ein organiſches Ganze ausmachen, aus der eignen Quelle ihres Seins nach ihrer unendlichen Beziehung zur Welt dieſe Harmonie herbeiführen, an der Stelle der Attribute in der Einheit der göttlichen Subſtanz: ein Unterſchied, welchen einſt Leſſing gegen Mendelsſohn ſo ſcharfſinnig entwickelt hat.

Die Realität eines dunkeln unendlichen Hintergrundes unſers hellen Bewußtſeins, welcher die Einheit von Leib und Seele: vermöge des Zuſammenhangs des Weltganzen, die Einheit des ganzen Subjects mit dem Univerſum, räumlich und zeitlich, zur Anſchauung bringt, iſt eine der größten und folgenreichſten Entdeckungen von Leibnitz, welche durch die modernen Beobachtungen über den animaliſchen Magnetismus

und deſſen Wirkungen ein unumſtößliches Anſehen erhält, deren Theorie den Ideen aller Produktion in der Kunſt zu Grunde liegt, wenigſtens zur Vorausſetzung dient. Vor Leibnitz war jene an Tiefe und Ausdehnung im Seelenleben unendliche Region ſo gut wie ein unbekanntes Land, nur die Apperception und Reflexion galt als Denken und Vorſtellen und zwar nach beſtimmten Geſetzen, weiter ging die Analyſe nicht. Was die Thiere betrifft, ſo entwickeln ſie, nach Leibnitz, ein Analogon der Vernunft. Es iſt die Vergeſellſchaftung der Vorſtellungen, lediglich durch das Gedächtniß vermittelt, z. B. wenn man den Hunden den Stock zeigt, erinnern ſie ſich des Schmerzes, den er ihnen verurſacht hat, und ſchreien und laufen davon. Die ſtarke Imagination, welche auf ſie den ſtarken Eindruck macht, kommt von der Größe oder der Menge der vorhergehenden Perceptionen. Denn oft thut ein ſtarker Eindruck plötzlich die Wirkung einer langen Gewohnheit, oder vieler wiederholter mittelmäßiger Perceptionen.

Die Menſchen handeln wie die Thiere, ſo lange als die Folge in ihren Perceptionen nur durch das Princip des Gedächtniſſes geſchieht, den empiriſchen Aerzten gleichend, welche eine bloße Praktik ohne Theorie haben, und wir ſind, ſagt Leibnitz, in drei Viertheilen unſerer Handlungen nur Empiriker.

Was aber den Menſchen zum Geiſte macht, und ihn von den Thieren, und um ſo vielmehr von den niedern Monaden unterſcheidet, iſt die Kenntniß der nothwendigen und ewigen Wahrheiten, welche die Vernunft und die Wiſſenſchaften erzeugt, indem ſie uns zu der Kenntniß

unſer ſelbſt und Gottes erhebt. Durch die Kenntniß der nothwendigen Wahrheiten und durch ihre Abſtraktion geſchieht es auch, daß wir uns zu den reflexiven Acten erheben, vermöge deren wir dasjenige denken, das man Ich nennt, und betrachten, daß dieſes und jenes in uns iſt, und ſo, indem wir uns denken, denken wir das Sein, die Subſtanz, das Einfache oder das Zuſammengeſetzte, das Immaterielle und Gott ſelbſt, indem wir begreifen, daß, was in uns begränzt, in ihm ohne Gränze iſt. Und dieſe reflexiven Acte geben uns die vornehmſten Gegenſtände unſeres Denkens.

Unſer wiſſenſchaftliches Denken aber gründet ſich auf zwei große Principien: das Princip des Widerſpruches, nach welchem wir dasjenige für falſch halten, was einen ſolchen enthält, und für wahr, was dem Contradictoriſchen oder Falſchen entgegengeſetzt iſt; und das Princip des hinreichenden Grundes, in Folge deſſen wir erwägen, daß kein Factum für wahr oder exiſtirend gefunden werden kann, kein Satz für wahr (véritable), ohne daß es einen hinreichenden Grund gäbe, warum es ſo und nicht anders iſt, obgleich dieſe Gründe am häufigſten uns nicht bekannt ſein können.

Das erſte Princip leitet den Philoſophen in der Analyſe bis zu denjenigen primitiven Ideen, welche keiner Analyſe mehr fähig ſind, indem ſie die Identität der Sache mit ſich ſelbſt ausſprechen. Dadurch iſt das erkennende Subject ein Reflex des objectiven Geſetzes der Identität in den Monaden, welche die Natur und die Welt ausmachen. Durch das Princip des zureichenden Grundes reflektirt das geiſtige Subject das Geſetz der Continuität und der Individualität in den

Monaden. Es iſt alſo auch in dieſer Beziehung ein Spiegel des Univerſums, und inſofern Gottes. Durch das Princip des zureichenden Grundes erhebt ſich der endliche Geiſt aber zu Gott, als der einigen, hinreichenden Urſache der unendlichen Reihe und des Zuſammenhangs der zufälligen Dinge in der Welt, und zu der Idee des Univerſums, enthaltend die zwiſchen den Monaden durch die Schöpfung geſetzte Harmonie, mit einem Worte, zu einem wiſſenſchaftlichen Syſtem. Dadurch wird ſelbſt der endliche Geiſt mehr als ein bloßer Spiegel des Univerſums der Creaturen, wie die Seelen und Monaden überhaupt; er iſt auch noch ein Bild der Gottheit oder des Urhebers der Natur, eben durch die Fähigkeit, das Syſtem des Univerſums zu erkennen, und ſelbſt es durch „architektoniſche Proben" nachzuahmen: jeder Geiſt iſt wie eine kleine Gottheit in ſeinem Bereiche.

Denn die beiden großen Principien der Identität und des zureichenden Grundes ſind nicht blos reell in der Welt, als Schöpfung Gottes, ſondern auch ideell in Gottes unendlichem Verſtande und in ſeiner unendlichen Liebe, verbunden mit ſeiner abſoluten Macht. Gott ſelbſt kann nichts denken, als nach dem Principe des Widerſpruchs; es war einer von des Carteſius Irrthümern, die Wahrheiten der Geometrie, welche auf dem Satze des Widerſpruchs beruhen, als von der Willkühr Gottes abhängig zu erklären. Was aber die Weltordnung betrifft, ſo hat ſie Gott gewählt nach dem Princip der Schicklichkeit, oder der Wahl des Beſten, d. h. dem Principe des hinreichenden Grundes. Was mithin nach Gottes Erkenntniß oder logiſch möglich iſt, iſt nicht ſogleich

auch möglich, d. h. zu verwirklichen in dem Plane der Welt. Das, was in dem Principe der Welt möglich iſt, nach dem Principe des Grundes, oder des Beſten, nennt Leibnitz mit Einem Worte, zum Unterſchiede von dem blos ideell oder logiſch Möglichen: compossibile, jenes aber: possibile.

Es giebt in dem Bereiche der Möglichkeit, im Verſtande Gottes, eine Unendlichkeit möglicher Welten, von denen aber nur Eine exiſtiren kann; Gott wählte dieſe nach dem zureichenden Grunde, und zwar nach den Graden der Vollkommenheit in den Monaden, da jedes Mögliche (possibile) ein Recht hat, nach dem Maaß der Vollkommenheit, welche es enthält, die Exiſtenz zu verlangen. Und dieſe vollkommenſte Welt iſt die wirkliche, zu welcher wir gehören. Dieſes iſt der Grund der Exiſtenz des Beſten, welches die Weisheit in Gott erkennen, ſeine Güte ihn wählen, und ſeine Macht ihn hervorbringen läßt. Dieſe Welt enthält die größte Mannichfaltigkeit, und zugleich die größte Ordnung: der Raum, der Ort, die Zeit, iſt hier am beſten benutzt; die meiſte Wirkung bei den einfachſten Mitteln; die meiſte Macht, die meiſte Kenntniß, das meiſte Glück, die meiſte Güte, welche das Univerſum zulaſſen konnte. Denn indem alle möglichen Creaturen, in Proportion ihrer Vollkommenheiten in dem Verſtande Gottes auf die Exiſtenz Anſpruch machen, ſo muß das Ergebniß aller dieſer Anſprüche die wirkliche Welt ſein, die vollkommenſte, welche möglich iſt. Und ſonſt wäre es nicht möglich, einen Grund anzugeben, warum die Dinge vielmehr ſo, als anders ſind: Optimismus.

Es giebt ohne Zweifel tauſend Unregelmäßigkeiten, tauſend Unordnungen in dem Beſondern. Aber es iſt nicht möglich, daß es deren in dem Ganzen gebe, nicht einmal in jeder Monade; weil jede Monade ein lebendiger Spiegel des Univerſums nach ihrem Geſichtspunkte iſt. Es iſt aber nicht möglich, daß das ganze Univerſum nicht wohl geordnet ſei, indem das Uebergewicht der Vollkommenheit der Grund der Exiſtenz dieſes Syſtems der Dinge iſt, im Vorzuge vor jedem andern möglichen Syſteme. Daher können die Unordnungen nur in den Theilen ſein. So giebt es Linien in der Geometrie, von denen es unregelmäßige Theile giebt; aber wenn man die ganze Linie betrachtet, findet man ſie vollkommen geregelt nach ihrer Gleichung oder allgemeinen Natur. Alſo ſind alle dieſe beſondern Unordnungen mit Vortheil in dem Ganzen, ſelbſt in jeder Monade wiederhergeſtellt. Dieſes bezieht ſich ſowohl auf die phyſiſchen, als auf die moraliſchen Unvollkommenheiten der Welt, und rettet die Gerechtigkeit Gottes ſowohl als Baumeiſters der Welt, wie als Monarchen und Geſetzgeber der Geiſter: Theodicee.

Vermöge der Vernunft und der ewigen Wahrheiten erkennen wir endlich, daß alle Geiſter, ſowohl Menſchen als Genien, in eine Art von Geſellſchaft mit Gott eingehend, Glieder der Stadt Gottes ſind, d. h. des vollkommenſten Staates, gebildet und regiert von dem größten und beſten Monarchen. Dieſe Stadt Gottes (la cité de Dieu), dieſe wahrhaft univerſelle Monarchie iſt eine moraliſche Welt in der natürlichen Welt, das erhabenſte und göttlichſte in den Werken Gottes,

worin wahrhaft der Ruhm Gottes beſteht, weil es keinen gäbe, wenn nicht ſeine Größe und Güte von den Geiſtern gekannt und bewundert wäre; auch iſt es in Bezug auf dieſe göttliche Stadt, daß er eigentlich Güte hat, während ſeine Weisheit und Macht ſich überall zeigen. Es herrſcht eine Harmonie zwiſchen dem phyſiſchen Reiche der Natur und dem moraliſchen Reiche der Gnade, d. i. zwiſchen Gott, betrachtet als Baumeiſter der Maſchine des Univerſums, und Gott, betrachtet als Monarchen der göttlichen Stadt der Geiſter.

Dieſe Harmonie macht, daß die Dinge zu der Gnade hinführen, ſelbſt auf den Wegen der Natur; und daß dieſer Planet z. B. zerſtört und verbeſſert werden muß durch die natürlichen Wege in den Momenten, welche die Regierung der Geiſter verlangt für die Züchtigung der einen und die Belohnung der andern. Man kann auch ſagen, daß Gott, als Baumeiſter, in Allem ſich ſelbſt als Geſetzgeber zufrieden ſtellt, und daß ſomit jede Sünde ihre Strafe durch die Ordnung der Natur mit ſich führen muß, vermöge der mechaniſchen Structur der Dinge ſelbſt, und daß die ſchönen Handlungen ſich ihre phyſiſchen Belohnungen zuziehen werden, obſchon dies nicht immer auf der Stelle eintreten kann und ſoll. Und Alles muß zum Beſten der Guten gelingen, d. h. derjenigen, welche nicht Unzufriedene in dieſem großen Staate ſind, welche auf die Vorſehung vertrauen, nachdem ſie ihre Pflicht gethan haben, und welche den Urheber alles Guten, wie es ſein muß, lieben und nachahmen, freudig in der Betrachtung der Vollkommenheiten, nach Art der wahren reinen Liebe,

welche Vergnügen faſſen läßt an dem Glücke des geliebten Gegenſtandes. Dies führt den Weiſen und Tugendhaften dahin, an demjenigen zu arbeiten, was dem vermuthlichen (präſumtiven) oder vorhergehenden (antecedirenden) Willen Gottes gemäß ſcheint, und ſich dennoch mit demjenigen zufrieden zu ſtellen, was Gott wirklich durch ſeinen geheimen, nachfolgenden und entſcheidenden Willen geſchehen läßt; indem ſie erkennen, daß, wenn wir die Ordnung der Welt hinlänglich verſtehen könnten, wir finden würden, daß ſie alle Wünſche der Weiſeſten übertrifft, und daß es unmöglich iſt, ſie beſſer zu machen, als ſie iſt, nicht blos für das Ganze im Allgemeinen, ſondern auch für uns ſelbſt im Beſondern, wenn wir gebührend dem Urheber des All's anhängen, nicht blos als dem Architekten und der wirkenden Urſache unſers Seins, ſondern auch als unſerm Herrn und der Endurſache, welche den ganzen Zweck unſers Willen machen muß, und unſer Glück allein machen kann: das höchſte Gut. Die Liebe Gottes giebt uns ſchon hier ſogar einen Vorſchmack der künftigen Glückſeligkeit; ſie verleiht uns eine wahrhafte Ruhe des Geiſtes, nicht wie bei den Stoikern, die zu einer, dem Fatum entgegen geſetzten Geduld, entſchloſſen ſind, ſondern zu einer gegenwärtigen Befriedigung, welche uns ſogar ein zukünftiges Glück zuſichert. So erfüllt die Liebe Gottes unſere Hoffnungen, und führt uns ſelbſt auf den Weg des höchſten Glückes.

Es iſt wahr, daß die höchſte Glückſeligkeit, wie auch immer von einer beſeeligenden Viſion (vision béatifique) oder Kenntniß Gottes ſie begleitet ſei, niemals vollkommen ſein

kann; weil Gott, da er unendlich iſt, nicht ganz gekannt werden wird. So wird denn unſer Glück in einem vollkommnen Genuſſe, wo es nichts zu wünſchen gäbe, und welches unſern Geiſt ſtumpf machen würde, nicht beſtehen und ſoll auch nicht beſtehen; ſondern in einem beſtändigen Fortſchritt zu neuen Vergnügungen und neuen Vollkommenheiten. —

Die Entwickelung dieſer Ideen hat uns von ſelbſt auf den Punkt zurückgeführt, von welchem unſere Betrachtung ausging. Wir haben die Grundzüge der Metaphyſik, der Natur und des Univerſums durchmeſſen, auf welchen das geſellſchaftliche Gebäude in dem Syſteme Leibnitzens ruht. Von der Idee der Gemeinſchaft ausgehend und von daher die Probleme empfangend, ruht der Philoſoph bei der Idee der Gemeinſchaft wieder aus. Seine Philoſophie nähert ſich der Philoſopie Plato's darin, daß die Phyſik ſelbſt eine objektive Ethik wird. Daher hielt Leibnitz, bei der Löſung derjenigen Zweifel des ſubjectiven Gemüthslebens in der Sphäre der chriſtlichen Moral und Theologie, von welchen ſeine Zeitgenoſſen befangen waren, ihnen immer nur die Anſchauung des Univerſums, der Totalität vor. Eine ſubjective Pflichtenlehre lag nicht in der Aufgabe Leibnitzens, außer in den Principien, welche das Ideal des Weiſen, in dem Univerſum, als Schöpfung und als Stadt Gottes, in ſich enthielt. Denn die Wirkung und Folge dieſes Syſtems, mit überwiegend ethiſchem Charakter, als Religion des Individuums, iſt: daſſelbe aus der Peripherie des einzelnen, ſelbſtiſchen Subjekts nach dem Centrum des All's, Gott, und der Harmonie des Ganzen hinzulenken; mit andern Worten, auf und für das Allgemeine hin zu ſtreben.

Dies zeigt in der That das Leben Leibnitzens. Eine Darſtellung der Grundzüge ſeiner Metaphyſik und Naturphiloſophie gehört daher weſentlich in die Darſtellung ſeines Lebens und Charakters; er lebte ſeine Philoſophie; und Philoſophie ward Weisheit.

Was die Form ſeiner Philoſophie betrifft, ſo iſt dieſe in ihren Principien einfach und harmoniſch, alles in dieſem Syſteme legt ſich um einen und denſelben Kern und Mittelpunkt; die große Fruchtbarkeit ſeiner Principien, deren Betrachtung hier nicht erſchöpft werden kann, wirft auf deren Einfachheit nur mehr Glanz und erleichtert ihre Auffaſſung und wiſſenſchaftliche Darſtellung. Was gleichwohl dem Syſteme Leibnitzens in der Geſchichte der Philoſophie, und ſeinen vielen in den Zeitſchriften zerſtreuten Aufſätzen zur philoſophiſchen Literatur den Anſtrich des Verwickelten, Fragmentariſchen, Unfertigen, verleiht, rührt daher, daß Leibnitz, nicht zufrieden, wie Spinoza, mit der innern Genugthuung und Erbauung an der Arbeit, den Ergebniſſen der Meditation und der in ſich abgeſchloſſenen Darſtellung, von Anfang an ſich den Zweck ſetzte, ſeine Ueberzeugung zur allgemeinen zu machen, daß er ſie daher an die Fragen der Zeit in der Theologie und Politik knüpfte, um auf ſein Jahrhundert zu wirken. Aber eben dies lag in dem Geiſte ſeiner Philoſophie. Hat dieſe Tendenz den großen Vortheil für Leibnitz gehabt, daß er, um ſich ſeiner Wirkung zu verſichern, wartete, bis ſeine Meinungen die vollkommene Reife erhielten, ehe er öffentlich damit hervortrat, ſo hat andrerſeits ſein Syſtem, wegen der in die Darſtellung unaufhörlich hineinſpielenden Rückſichten auf die

meiſten vorhandenen, und zuweilen nur möglichen Meinungen der Schüler, Partheien oder Perſonen, viel weniger originell und in ſich abgeſchloſſen ſcheinen müſſen, als es in der That iſt. Doch auf den Ruhm der Originalität ging Leibnitz nicht einmal aus, ihm war es vor Allem auf die Wirkung und Verbreitung deſſen, was ihm die Wahrheit war, zu thun; er hat im Gegentheil, zuerſt unter den neuern Philoſophen ſeit Baco, ſich wieder mit der Philoſophie alter und mittlerer Zeit in Uebereinſtimmung zu ſetzen verſucht.

„Ich habe gefunden, ſchrieb er im Jahre **1714** an Remond von Montmort, daß der größte Theil der Sekten in einem guten Theil desjenigen, was ſie behaupten, Recht hat, nicht aber in demjenigen, was ſie leugnen. Die Formaliſten, wie die Platoniker und Ariſtoteliker haben Recht, wenn ſie die Quelle der Dinge in den finalen und formalen Urſachen finden. Unrecht aber haben ſie, die wirkenden und materiellen Urſachen zu vernachläſſigen, und, wie Heinrich Morus in England und einige Platoniker thaten, zu ſchließen, daß es Erſcheinungen gebe, welche nicht mechaniſch erklärt werden könnten. Von der andern Seite dagegen haben die Materialiſten oder diejenigen, welche ſich einzig mit der mechaniſchen Philoſophie befaſſen, Unrecht, die metaphyſiſche Betrachtung zu verwerfen, und alles durch dasjenige, was von der Einbildungskraft abhängt, erklären zu wollen. Ich ſchmeichle mir, daß ich in die Harmonie der verſchiedenen Reiche eingedrungen bin und geſehen habe, daß die beiden Partheien Recht haben, wenn ſie nicht einander ausſchließen wollen; daß alles in den Erſcheinungen der Natur zu gleicher Zeit mechaniſch und

metaphyſiſch geſchieht, daß aber die Quelle der Mechanik in der Metaphyſik iſt. Es war nicht leicht, dieſes Myſterium zu entdecken, weil es wenige giebt, welche ſich die Mühe geben, dieſe beiden Arten der Studien zu vereinigen. Carteſius that es; aber nicht genug. Er war zu raſch in ſeinen meiſten Dogmen gegangen, und man kann ſagen, daß ſeine Philoſophie im Vorzimmer der Wahrheit iſt." —

„Außer daß ich bedacht geweſen bin, ſchreibt er an denſelben, Alles auf die Erbauung zu lenken, habe ich geſucht, die Wahrheit, wie ſie unter den Meinungen der verſchiedenen Sekten der Philoſophen begraben und zerſtreut liegt, aufzugraben und zu vereinigen; und ich glaube von dem Meinigen etwas hinzugethan zu haben, um einige Schritte vorwärts zu thun. Die Gelegenheit meiner Studien ſeit meiner erſten Jugend hat mir darin Leichtigkeit verſchafft...." „Wenn ich die Muße hätte, ſo würde ich meine Dogmen mit denen der Alten und Anderen vergleichen. Die Wahrheit iſt verbreiteter, als man glaubt; aber ſie iſt ſehr oft beſchminkt, ſehr oft auch verhüllt und ſelbſt geſchwächt und verſtümmelt durch Zuſätze, welche ſie verderben oder minder nützlich machen. Indem man dieſe Spuren der Wahrheit in den Alten, oder, um allgemeiner zu ſprechen, bei den Vorgängern bemerkbar machte, würde man das Gold aus dem Miſte, den Diamanten aus ſeiner Grube, und das Licht aus der Finſterniß ziehen, und man hätte in der That: perennis quaedam philosophia."

„Man kann ſelbſt ſagen (heißt es an einem andern Orte), daß man einen Fortſchritt in der Philoſophie bemerken würde. Die Orientalen haben ſchöne und große Ideen von

der Gottheit. Die Griechen haben die dialektiſche Form hinzugefügt. Die Kirchenväter haben das Schlechte in der Philoſophie der Griechen verworfen; allein die Scholaſtiker haben geſucht, das, was die Philoſophie der Heiden Erträgliches hatte, für das Chriſtenthum nützlich zu verwenden. Oft habe ich geſagt: aurum latere in stercore illo barbariei; und ich wünſchte, daß man einen geſchickten, in dieſer arabiſchen und ſpaniſchen Philoſophie bewanderten Mann finden könnte, welcher Neigung und Talent hätte, das Gute davon herauszuziehen. Ich bin gewiß, daß er durch mehrere ſchöne und wichtige Wahrheiten ſeine Mühe belohnt finden wird.“

Dies ſind Ideen, welche ſich für die Bildung unſerer Tage wie von ſelbſt verſtehen, im Zeitalter Leibnitzens aber ſo originell, als kühn erſcheinen mußten, nicht minder etwa als eine Anerkennung der Philoſophie der Kirchenväter zu den Zeiten Voltaire's. Gegen keinen ſeiner Vorgänger hob Leibnitz die Billigkeit in der Anerkennung der Alten und ſelbſt der Scholaſtiker ſtärker hervor, als gegen Carteſius, welcher die Wiſſenſchaft aus ihm ſelbſt gewiſſermaßen angefangen und beſchloſſen zu haben ſcheinen wollte, was ſie aus dem lebendigen Zuſammenhange mit der Tradition geriſſen, und ſelbſt den Anfang derſelben gehindert haben müßte. In ſeinen Bemerkungen über Carteſius Leben und Lehre (Notata quaedam circa vitam et doctrinam Cartesii), ſpricht Leibnitz ſich darüber aus. „Ich wollte,“ ſagte er unter andern, „daß man die Urheber von Lehrſätzen oder Dingen höherer Bedeutung nach dem Beiſpiele der Mathematiker immer anführte,

welche die Verdienſte eines Pythagoras, Plato, Archimedes, Euclides, Apollonius, Nicomedes, Dinoſtratus und ſo vieler Anderer Verdienſte im Beſondern durch ſtetes Nennen anerkennen. Ich wünſchte auch, daß ausgezeichuete Männer die eitele Hoffnung ablegten, im Reiche der Philoſophen die Herrſchaft an ſich zu reißen, ſo wie den Ehrgeiz einer Secte zu gründen, dieſe Quelle jener abgeſchmackten Parthei-Umtriebe und ganz eitler literariſcher Fehden, zum großen Schaden der Wiſſenſchaft und der koſtbaren Zeit. [Es giebt nur Eine Sekte Aller: die Wahrheit zu ſuchen, nach welcher Seite ſie ſich auch zeige. Auch dürfte nirgends jemand aufſtehen, welcher das Erbe der Gelehrſamkeit ſich ganz zugeſprochen, oder an Talent das menſchliche Geſchlecht übertreffen und überſtrahlen wollte, wie die Sonne im Aufgange alle Geſtirne. Laßt uns Carteſius leſen, laßt nns ihn loben, ja bewundern; aber wir wollen deshalb die Uebrigen nicht vernachläßigen, bei denen viel Großes, das Carteſius entgangen iſt, ſich findet. Nichts ſchadet dem Fortſchritt der Wiſſenſchaften mehr, als das übertriebene und knechtiſche Treiben der Paraphraſten in der Philoſophie; denn es kommt, nach meinem Dafürhalten, davon hauptſächlich her, daß ſo ſelten von den reinen Carteſianern, ſo wenig als von den reinen Ariſtolelikern, etwas Vortreffliches und Neues zu Tage gefördert wird, gewiß nicht aus Mangel an Talent, ſondern der Sektengeiſt iſt Schuld daran. Denn wie die Einbildungskraft, wenn ſie ſich zu lange bei einer Melodie aufhält, ſchwer zum Geſang eines andern übergeht, und wie der, welcher auf dem von einem andern gebahn-

teu Wege verharrt, ſelten auf neue Dinge verfällt, ſo ſind diejenigen, welche an einen Schriftſteller ſich gewöhnt haben, gleichſam ihres Lehrers Sklaven (mancipia), und es wird ihnen ſchwer, ſich zu etwas Neuem, Verſchiedenem zu erheben, während doch kein Zweifel iſt, daß die Wiſſenſchaften durch nichts ſo ſehr bereichert werden, als durch die Mannichfaltigkeit der Wege, welche die Verſchiedenen in der Erforſchung der Wahrheit einſchlagen."

Leibnitz ſelbſt hat ſich zum Glück angerechnet, daß er nicht zu früh mit den Schriften des Carteſius bekannt worden ſei. „Ich habe ihn," bekennt er, „an einem Orte, erſt mit Aufmerkſamkeit geleſen, als ich bereits meinen Geiſt von tauſend eigenen Gedanken voll hatte. Mithin glaube ich, von dem, was ſein eigen iſt, Nutzen gezogen zu haben, ohne mich ihm zu unterwerfen, wie ich ſehe, daß es Andern erging, welche uns ſonſt viel ſchönere Dinge gegeben hätten, als ich zu verſprechen wagte." Zwei Schüler des Carteſius, welche ſich dafür bekannten, nannte und behandelte er mit Hochachtung und ſuchte ſelbſt ihre Freundſchaft; es waren Mallebranche und Anton Arnaud, mit welchen beiden er bis zuletzt in Briefwechſel ſtand. Den letztern gelang es ihm ſogar, nicht ohne anfängliche Uebung großer Selbſtverläugnung, am Ende von den Carteſianismus in den wichtigſten Punkten zu ſich herüber zu ziehen. Denn wie er Arnaud bald im Anfange ſeiner philoſophiſchen Laufbahn zum Vertrauten gemacht hatte, ſo that er es, nach völliger Reife ſeiner Meditationen, in den Jahren **1686** und **1687**, in bogenlangen Briefen, deren Verluſt

wir, einige Bruchſtücke ausgenommen, zu beklagen haben. Wie vorſichtig und behutſam Leibnitz im Anfange auftrat, um zu erfahren, wie weit er mit ſeinen Ideen gegen ſein Zeitalter hervorgehen könnte, zeigt ſein Bekenntniß vor Arnaud, ſelbſt als er allen ſeinen Einwürfen genug gethan zu haben glaubte. „Ich ſtoße die feſtgeſtellten Dogmen nicht um, ſagt er, ſondern ich erkläre und entwickele ſie nur weiter. Wenn Ihre Muße Ihnen geſtattete, einen Blick auf dasjenige, worin wir über den Begriff der Subſtanz übereingekommen ſind, zurückzuwerfen, ſo werden Sie vielleicht finden, daß wenn man mir dieſe Principien zugiebt, man bei dem Folgenden genöthigt wird, mir alles Uebrige zuzugeben. Man wird, ich räume es ein, die Fragen von einander trennen können; denn diejenigen, welche nicht anerkennen wollten, daß die Thiere Seelen haben, und überhaupt in der Natur ſubſtantielle Formen herrſchen, dieſe werden nichts deſto weniger die Art, wie ich die Einheit von Geiſt und Körper erkläre, und alles, was ich von den wahren Subſtanzen ſage, billigen können; mögen ſie ſehen, wie ſie ohne ſolche Formen und ohne etwas, das eine wahre Einheit hat, oder, wenn ihnen Recht dünkt, durch Punkte oder Atome die Realität der Materie oder der körperlichen Subſtanzen retten, oder mögen ſie dies auf ſich beruhen laſſen; denn man kann der Unterſuchung ein Ziel ſetzen, da, wo man es angemeſſen findet. Aber man muß auf ſo ſchönem Wege nicht ſtehen bleiben: will man von dem Univerſum und von der Vollkommenheit der Werke Gottes wahre Ideen haben, welche überdies uns die ſtärkſten Beweisgründe von Gott und

unſrer Seele liefern . . . ." So viel Worte, ſo viel Blicke werden uns hier in die innere Werkſtätte des ringenden Geiſtes erſchloſſen.

Ueber ſein Verhältniß zu Spinoza haben wir uns erklärt. Steht nun feſt, daß Leibnitz in den Mittelpunkt ſeines Syſtems geſtellt war, als die Ethik des Spinoza ihm in die Hand kam, ſo daß er von derſelben ſich abgeſtoßen fand, ſo muß doch dieſem weltgeſchichtlichen Werke kein geringer Einfluß auf Leibnitz inſofern zuerkannt werden, als er mit aller Kraft ſeines Geiſtes darauf hinarbeiten mußte, gegen eine ſolche geiſtige Macht ſeine Individualität zu behaupten. Ihm war Spinoza das letzte Extrem des eigentlichen Carteſianismus, ſo daß er ſich zuweilen des Spinoza gegen Carteſius im Kampfe mit deſſen Anhängern bediente, auch nicht von dieſer Meinung abging. Ueberhaupt war ſeine Polemik gegen Spinoza nur gelegentlich; dieſer Philoſoph wurde zu dieſer Zeit auf keiner Univerſität erklärt; er wurde mehr geſchmäht, als geleſen und ſtudirt. Carteſius dagegen lebte fort in unzähligen Schülern, welche, obſchon in Philoſophen, Mathematiker oder Phyſiker vertheilt, einander in ihrem Meiſter vertraten und die entſchiedenſten Gegner Leibnitzens lieferten. Leibnitz ſchonte daher auch ſie am wenigſten, und that mehr, das Anſehen des Carteſius zu untergraben, als er ohnedies Neigung gehabt haben möchte. Er gab Huet, Biſchof von Avranches, Beifall, als dieſer die Censura doctrinae Cartesii herausgab, und da er um dieſelbe Zeit, um das Jahr **1692**, ſeine **Animadversiones ad Principia Cartesii**, eine Kritik der erſten beiden Bücher dieſes Werkes, in Form von Anmerkungen,

verfaßt hatte, bot er ſie Huet für eine neue Ausgabe ſeiner Censura Cartesii als einen Anhang an; wir wiſſen nicht, warum Huet das Anerbieten nicht annahm. Leibnitz hat dieſe nicht unwichtige Schrift für ſich herausgeben wollen, nachdem ſie in Abſchrift unter ſeinen Freunden in Frankreich, Holland und der Schweiz umgelaufen war, bis er ſie aus den Augen verlor und ſie ungedruckt blieb, was ſie auch jetzt noch iſt.

Die Carteſianer ausgenommen, war er ſcharfſinnigen Gegnern dankbar, und gegen ſchwache Denker nachſichtig und aufmunternd. Keiner that ihm in dieſer Beziehung größern Dienſt, als jener große Kopf, welchem nichts als Erfindungsgeiſt gefehlt hat, um mit den größten Männern ſeiner Zeit auf einer Linie zu ſtehen, und der ſie an weitgreifender Wirkſamkeit auf die Bildung des Jahrhunderts ſo ſehr übertraf: Peter Bayle; in der Philoſophie mehr ſceptiſch, als kritiſch, was, ohne eigenes Syſtem, nicht leicht möglich war. Den Einwendungen, welche Bayle in ſeinem berühmten hiſtoriſchen Wörterbuch Leibnitzens Ideen entgegengeſtellt hat, verdanken wir die ergiebigſten und vielſeitigſten Erörterungen ſeines Syſtems. Immer derſelbe, wurde Leibnitz durch ihn genöthigt, ſein Syſtem nach verſchiedenen Seiten zu wenden und zu vertheidigen; und nicht ohne den ſtolzen Muth, wie ihn eine Ueberzeugung giebt, vergleicht er ſich in einer dieſer Antworten mit dem Antäus in der Fabel, welcher, geworfen, mit verſtärkter Kraft zum Siege wiederaufſtand. Und doch, als Leibnitz ſelbſt, aber nach Bayle's Tode, in der Theodicee mit einem zuſammenhängenden Angriffe gegen ihn hervortrat,

auch dann hat Leibnitz, offen genug, die Frage einmal nicht unterdrücken können: „was würde Bayle dazu ſagen?“ —

Einen in der Philoſophie ungleich gefährlichern Gegner erhielt nicht Leibnitz allein, ſondern die ganze Richtung, welche er, trotz dem, daß ſie ſich einander abſtießen, mit der Schule des Carteſius und mit Spinoza einnahm, in dem Engländer Johann Locke. Der ſpeculative Idealismus war ihr gemeinſamer Boden, und eine vollendete, die Sache von Grund aus und bei der Wurzel angreifende Widerlegung von Carteſius, dem Vater des neuern Idealismus, dem Urheber der Theorie der angebornen Ideen, wäre zugleich die von Leibnitz geweſen, um ſo mehr, als er ſich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, dieſe idealiſtiſche oder aprioriſche Grundlage der Vernunft-Religion und aller wahren Moral durch die Theorie der Monaden recht zu befeſtigen, und die Lehre von dem menſchlichen Verſtande, d. h. von dem menſchlichen Selbſtbewußtſein, ſeiner Natur, ſeiner Identität, dem Urſprung und der Natur unſerer Vorſtellungen und Begriffe, endlich die Lehre von der Freiheit und dem Guten, alles dieſes aus dem aprioriſchen Begriffe der Subſtanz, alſo, populär ausgedrückt, als angeboren, abzuleiten. Beinahe gleichzeitig nun erhob der Senſualismus, in einer ganz entgegengeſetzten Richtung, ſein Haupt in dem geiſtvollen Locke, dem Verfaſſer des Verſuchs über den menſchlichen Verſtand, eines Buches, welches jeden möglichen Widerſtand von Seiten einer tiefern Wiſſenſchaft bald überflügelte, da es, mit dem vollen Anſpruch, die einzig wahre Philoſophie zu ſein, ſich blos an dem geſunden Menſchenverſtand der Leſer richtete. Das Buch kam **1688** heraus,

und zog ſogleich Leibnitzens Aufmerkſamkeit im hohen Grade auf ſich. Aber auf eine Widerlegung dieſes Werkes ausgehen konnte Leibnitz nicht ſogleich, er, welcher damals kaum den Anfang gemacht hatte, ſeine Ideen zu veröffentlichen, weil er bei einer wahren Widerlegung die Kenntniß ſeines eignen Syſtems hätte vorausſetzen müſſen. Vielmehr war er der erſte, welcher das Originelle und Verdienſtvolle in Locke's Verſuch über den menſchlichen Verſtand, wie in deſſen übrigen Werken über die Erziehung, wie über die Münzreform, (die ihm alle Locke ſelbſt 1697 ſehr verbindlich aus England zukommen ließ), anerkannte, und dieſe Anerkennung iſt in dem vortreff- lichen deutſchen Auszuge aus der franzöſiſchen Ueberſetzung des Werkes, im Septemberheft des Monatlichen Auszugs von 1701, hinlänglich ausgeſprochen. So beſchränkte ſich denn Leibnitz, nach ſeiner Weiſe, einige Bemerkungen, wie ſie das Leſen des Buches in ihm hervorgerufen, 1696 auf das Papier zu werfen; und dieſe Reflexions sur l'Essay de l'entendement humain de Mr. Locke, nicht für den Druck beſtimmt (ſie kamen erſt unter Locke's Nachlaß heraus), ließ er, durch Vermittelung eines Freundes in England, Thomas Burnet, dem Verfaſſer zukommen. Locke hat ſich in einem Briefe, welcher in ſeinem Nachlaſſe ſteht, ziemlich geringſchätzig darüber ausgeſprochen; als dies nach Locke's Tode Leibnitzen zu Geſicht kam, äußerte er ſich an einen ſeiner eifrigſten Verehrer, Remond de Montmort; „Ich wundere mich darüber gar nicht; unſere Principien waren ein wenig zu verſchieden, und was ich aufgeſtellt habe, kam ihm wie Paradoxien vor. Locke beſaß Scharfſinn und Talent, und eine Art oberflächlicher

Metaphyſik, aber in der mathematiſchen (demonſtrativen) Methode war er unwiſſend.“ Uebrigens hatte Leibnitz in jener Locke'n zugeſchickten Kritik ſchon mit Nachdruck geſagt: „Die Frage von dem Urſprung unſerer Ideen und unſrer Maximen iſt nicht präliminariſch in der Philoſophie; und um ſie richtig zu löſen, muß man große Fortſchritte darin gemacht haben.“ Im Jahre **1703**, in den Sommermonaten, während welcher Leibnitz dem damaligen Kurfürſten Georg Ludwig und deſſen Mutter, der Kurfürſtin Sophie, in Herrenhauſen bei Hannover Geſellſchaft leiſtete, und keine zuſammenhängende Arbeit ſchaffen konnte, nahm er unter andern den Verſuch über den menſchlichen Verſtand wieder hervor, und ſetzte, in Form von Geſprächen, zwiſchen einem Anhänger Locke's und einem Vertheidiger ſeiner eignen Philoſophie, die ihm zu einem Buche anſchwellenden Anmerkungen in franzöſiſcher Sprache nieder, welche das Jahr darauf, **1704**, fertig wurden, und die er einem franzöſiſchen Gelehrten, Hugony, zur Durchſicht wegen des Stils unterwarf; das Buch ſollte, als Gegenſtück zu Locke's Werk, unter dem bezeichnenden Titel: Nouveaux essays sur l'entendement humain herauskommen. Unterdeſſen aber ſtarb Locke (den **20.** Oktober **1704**), und jetzt verlor Leibnitz die Luſt, dieſes Werk herauszugeben; theils, wie er in Briefen bekannt hat, weil es ihm widerſtand, „Widerlegungen verſtorbener Autoren herauszugeben“, theils aber, und dies war vielleicht der wichtigere Grund, weil er es vorzog, „ſein Syſtem unabhängig von demjenigen eines andern (wie er an Thomas Burnet ſchrieb) bekannt zu machen.“ Da dies im Drange ſeines vielbewegten Lebens nie geſchehen

iſt, ſo haben wir in dieſen Neuen Verſuchen, welche erſt fünfzig Jahre nach Leibnitzens Tode das Licht geſehen haben, bei aller Lückenhaftigkeit und dem fragmentariſchen Charakter dieſer Bemerkungen, ohne Zweifel an ihnen das ideen- und gehaltvollſte, wie das umfangreichſte philoſophiſche Werk von Leibnitz. Seine Stellung zu Locke läßt ſich kaum beſſer zuſammenfaſſen, als wie er es ſelbſt in folgender Betrachtung in einem Briefe an Bierling thut, wenn er ſagt: „Bei Locke ſind gewiſſe beſondere Wahrheiten nicht übel auseinander geſetzt; aber in der Hauptſache entfernt er ſich weit vom Rechten, und er hat die Natur des Geiſtes uud der Wahrheit nicht eingeſehen. Hätte er den Unterſchied zwiſchen den nothwendigen Wahrheiten oder denjenigen, welche durch Demonſtration erkannt werden, und denjenigen, zu welchen wir, auf einen gewiſſen Grad, durch Induction gelangen, hinlänglich erwogen, ſo würde er wahrgenommen haben, daß die nothwendigen Wahrheiten nur aus den dem Geiſte eingepflanzten Principien (den ſogenannten angebornen Ideen) bewieſen werden können; weil die Sinne zwar lehren, was geſchieht, nicht aber, was nothwendig geſchieht. Er hat auch nicht beachtet, daß die Begriffe des Seienden, der Subſtanz, des Einen und Selben, des Wahren und des Guten, deswegen unſerm Geiſte angeboren ſind, weil er ſelbſt ſich angeboren iſt, in ſich ſelbſt dieſes alles ergreift. Nemlich: — Nichts iſt dem Verſtande, das nicht in den Sinnen war, den Verſtand ſelbſt ausgenommen. Nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu, nisi ipse intellectus.“ Dieſe geiſtreiche, ein ganzes Syſtem zum Grunde habende Wendung

iſt das Stichwort für die ganze ſpätere, ſelbſt die in neueſter Zeit wieder aufgeſtandene idealiſtiſche Schule der Philoſophen gegen den Senſualismus geworden. Leibnitz ſchließt jene Kritik noch mit der Bemerkung, Locke habe ſich zu den Socinianern hingeneigt, deren Philoſophie von Gott und von der Seele immer armſelig geweſen ſei.

Auch wenn Leibnitz ſeine „Neuen Verſuche über den menſchlichen Verſtand" herausgegeben, und den Einfluß Locke's im Zuſammenhange bekämpft hätte, auch dann bleibt es höchſt unwahrſcheinlich, daß er jenen Einfluß auf die ganze Bildung und Wiſſenſchaft des achtzehnten Jahrhunderts bedeutend geſchmälert haben würde. Der Grund lag darin, daß Locke das Haupt einer Schule wurde, Leibnitz dagegen allein ſtand. Leibnitz hat Schüler gehabt, Schüler und Schülerinnen, aber keine Schule; und dies gilt nicht von ſeinen Zeitgenoſſen allein, ſondern von allen folgenden Zeiten; was von ſeinen Entdeckungen und Ideen in die Maſſe der Erkenntniß und Wiſſenſchaft allmählich während ſeines Lebens und nachher überging, hat man einzelnen ſeiner Schüler zu verdanken. In der Mathematik wird dies anſchaulicher, als in der Philoſophie; hier hat es zu lange gedauert, bevor Leibnitz, der wahre Leibnitz, verſtanden wurde, gewiß nicht vor Leſſing; daher iſt es kein Wunder, daß Locke und ſein Jahrhundert erſt hat vorübergehen müſſen, ehe die geheime Lebenskraft, welche in Leibnitzens philoſophiſchen Fragmenten ſchlummerte, in verwandten Geiſtern zu zünden vermocht hat.

Ein ähnliches Verhältniß, wie zwiſchen Leibnitz und Locke, bietet ſich uns endlich in dem gleichzeitigen Verhältniſſe

dar, das zwiſchen Leibnitz und Newton, als Natur=Philo=ſophen, ſtattgefunden hat. Wohl kann man ſagen: was Locke für ſich und durch ſich ſelbſt auf das achtzehnte Jahr=hundert nicht ausgerichtet haben würde, das hat eine gewiſſe Uebereinſtimmung und Verwandtſchaft ſeiner Philoſophie mit der ſeines, ohne Vergleich größern, Landsmanns und Neben=buhlers von Leibnitz, mit Newton, gethan, deſſen natur=philoſophiſche Ergebniſſe er, einer der erſten, aufgenommen hatte; Newton aber und ſeine Schüler haben in ihrem Kampfe mit Leibnitz und deſſen Anhängern aus der Wolfiſchen Schule an Locke keinen verächtlichen Bundesgenoſſen erfahren. Der philo=ſophiſche Kampf zwiſchen Leibnitz und Newton oder deſſen Stell=vertreter, Samuel Clarke, hängt aber wieder mit ihrem mathe=matiſchen über eines jeden Priorität und Originalität der Diffe=rentialrechnung, nicht nur geſchichtlich, ſondern auch dem Geiſte nach ſo innig zuſammen, Licht und Schatten in der Geſchichte dieſer bis auf unſere Tage nachklingenden Streitigkeiten ver=theilen ſich ſo ſehr nach den Eigenthümlichkeiten und ent=gegengeſetzten Principien dieſer Genien, daß wir die zuſammenhängende Erzählung derſelben, auf welche wir am Schluſſe des vorigen Buches hingewieſen haben, an keinem ſchicklichern Orte, als hier, bei dem Rückblick auf die von Leibnitz durchmeſſene philoſophiſche Laufbahn, aufnehmen zu können glauben.

Was wurde der Keim der tiefen Differenz, welcher die bei=den größten Männer des ſiebenzehnten Jahrhunderts immer weiter und weiter von einander entfernte, daß ſie als erbitterte Gegner und Feinde aus dem Leben ſchieden?

Leibnitz, haben wir erwähnt, erwiederte das Schreiben Newtons, worin dieſer die Formel der Fluxionsrechnung in einem Anagramm verhüllt hatte, durch ſeine Antwort, im erſten Jahre ſeiner Anſtellung in Hannover, vom 21. Juni 1677, mit einer offenen und vollſtändigen Auseinanderſetzung der Principien ſeiner Differentialrechnung, und hatte noch die Zuvorkommenheit, hinzuzufügen, „er vermuthe, daß dasjenige, was Newton in Bezug auf die Art, Tangenten zu ziehen, habe verſtecken wollen, von dieſer ſeiner Erfindung nicht ſehr abweiche.“ (Arbitror, quae celare voluit Newtonus de Tangentibus ducendis, ab his non abludere.) Statt Leibnitzen auf dieſe Geradheit im Vertrauen ſich doppelt zu nähern, wie man hätte erwarten ſollen, was that Newton? Er brach den Briefwechſel plötzlich und für immer ab; womit denn das perſönliche Verhältniß zwiſchen ihnen, wenn man von einem ſolchen überhaupt ſprechen kann (die beiden größten Geiſter des Jahrhunderts hatten ſich von Perſon nie geſehen, ja ſelten direkt geſchrieben), für ihr übriges Leben aufgehoben wurde. Man hat als Grund dieſes befremdenden Abbrechens von Seiten Newtons den nicht lange darauf erfolgten Tod des bisherigen Sekretairs der Königlichen Societät, Oldenburg, welcher zwiſchen entfernten Mitgliedern der Societät den Vermittler zu machen pflegte, angeführt: als wenn in Oldenburgs Nachfolger, als Sekretair der Societät, wie es bisher geſchah, ein neuer Vermittler nicht gegeben war, als wenn ein Brief von der Wichtigkeit desjenigen, von welchem die Erfindung der Differentialrechnung urkundlich datirt, noch einen Dritten erfordert hätte, durch

welchen Newton den Weg zu Leibnitz finden mußte ...! Aber Newton hatte ja ſeine deutliche Abſicht, den eigenen Nebenbuhler zum Zeugen der Priorität ihrer ähnlichen Erfindung zu machen, wenigſtens halb verfehlt; dies erklärt hinlänglich, aber auch nur dieſes erklärt ſeine Verſtimmung, die Selbſtgnügſamkeit, womit er ſich von da ab hinter ein undurchdringliches Schweigen verpflanzte. Was die Wiſſenſchaft durch ein dauerndes und unmittelbares Zuſammentreffen dieſer Dioskuren durch beinahe ein halbes Jahrhundert gewonnen haben müßte, iſt nicht anzuſchlagen, wenn man bedenkt, wie Unermeßliches jeder iſolirt, ja gewiſſermaßen im Gegenſatze gegen den andern, für die Wiſſenſchaften geleiſtet hat; abgeſehen von dem ſchönen ſittlichen Eindruck, den eine ſolche Freundſchaft in den Augen, nicht blos einer oder mehrerer Generationen, oder eines Volkes, ſondern in der Menſchheit ſelbſt zurückgelaſſen haben müßte. Hier alſo, in dieſem ſchroffen Abbrechen von Seiten Newtons, als Leibnitz im Feuer der gemeinſamen, wenigſtens auf das engſte verwandten Entdeckung ihm vertraut hatte, iſt der Keim des nachherigen Zwieſpaltes anzutreffen; er wäre, ohne Newtons Zurückhaltung, bei allem Gegenſatze in der Denkweiſe der beiden Heroen, vielleicht nie erfolgt. Ohne Zweifel hat die erlittene Zurückſtoßung auf Leibnitz, menſchlich wie er fühlte, einen Stachel des Mißtrauens in die Offenheit und Redlichkeit ſeines Nebenbuhlers zurücklaſſen müſſen. Leibnitz, bemerken wir es wohl, hatte anfangs nur den Glauben, nur die Vermuthung ausgedrückt, daß Newtons Anagramme mit dem Inhalte ſeiner Differentialrechnueg ziemlich übereintreffen

werden: er hatte ohne Zweifel die Beſtätigung dieſer aus freien Stücken gewährten Anerkennung erwartet. Doch Newton, eiferſüchtig die Priorität zu bewahren, zog es vor, ſich zurückzuziehen; und Leibnitz wußte ſein Geheimniß, bevor er ſich irgend einem andern mitgetheilt, in den Händen eines ſolchen Nebenbuhlers. Es iſt ihm vielleicht nicht zu verdenken geweſen, gegen das vollſtändige Recht des Nebenbuhlers auf die Miterfindung der Differentialrechnung Zweifel zu hegen. Wir werden wenigſtens ſehen, daß Leibnitz dieſe Rechte ſeinem Nebenbuhler niemals kategoriſch zugeſtanden hat.

Leibnitz fuhr nach dieſer Zeit eine Reihe von Jahren fort, die Analyſis des Unendlichen für ſich näher zu entwickeln und auszubilden, bevor er, und zwar in den **Acta Eruditorum** vom Jahre **1684**, öffentlich damit hervortrat, um dann aber die Welt der Mathematiker in raſcher Aufeinanderfolge über den Reichthum der neuen Entdeckung in Erſtaunen zu ſetzen. „Er entwickelte ihre Macht, ſagt ein Kenner, mit einem unbegreiflichen Feuer und der Fruchtbarkeit des Genies. Man ſah ihn faſt ſogleich Anwendungen auf die Theorie der Curven in der Unterſuchung der Tangenten, auf die der Osculationen im Allgemeinen und der Einſchnitte der Curven unter gegebenen Bedingungen; ferner auf Fragen der Mechanik in der Auflöſung von Problemen, wie die von der **linea isochronea**, der Kettenlinie, und der Linie des geſchwindeſten Falles, zeigen; und er arbeitete mit Feuer die Methode an ſich ſelbſt zu vervollkommnen; denn bald dehnte er ihren analytiſchen Gebrauch aus, wie da er den Modus der Integration der rationellen Brüche durch die Zerlegung ihrer

Nenner in ihre einfachen, reellen oder imaginären Factoren entdeckte; bald generaliſirte er die Principien der Rechnung, wie indem er erfand, die Wirkungen der Veränderlichkeit willkührlicher Größen zu betrachten; ein ander Mal bezeichnete er mit der Sagazität der höchſten Philoſophie die durch die Notation dargebotenen Inductionen, zum Beiſpiel die der Analogieen der Potenzen und der Differenzen, zwei Bemerkungen, von denen die eine, dadurch daß ſie die Ideen der Veränderlichkeit erweitert, und die andere, indem ſie die Bedeutung der Coeffizienten erweitert, heute die am häufigſten benutzten Principien der Entdeckung geworden ſind. Dieſes neue und ſo lebhafte Licht, welches er auf die mathematiſche Analyſis warf, machte, daß er neue Beziehungen zwiſchen den verſchiedenen Theilen dieſer Wiſſenſchaft ergriff, welche bisher entgangen waren, weil das Bedürfniß derſelben ſich noch nicht bemerkbar gemacht hatte. So fand er die Rechnung der exponentiellen Funktionen, eine neue, an Reſultaten eben ſo fruchtbare Quelle, deren Anwendung bei der Auflöſung aller mathematiſchen und phyſikaliſchen Fragen in jedem Momente wiederkommt. Wir müſſen uns, ſchließt Biot, auf dieſe großen Züge beſchränken; denn man würde nicht fertig werden, wenn man alle die mathematiſchen Objekte, welchen ſein Genie ſich zugewandt, nur aufzählen wollte. — Hat man aber gegen ſo große und ſchöne Entdeckungen eine ſchwache Huldigung ausgeſprochen, fährt unſer Geometer fort, ſo muß man eben ſo ſehr das Feuer, womit Leibnitz die neuen Methoden zu verbreiten ſuchte, und dies edle Vergnügen, welches er darin fand, ihre Anwendungen

Früchte tragen zu ſehen, loben. In dieſem Sinne kann man ſagen, daß er zu Schülern diejenigen hatte, welche für die Lehrer ſehr vieler Anderer gelten konnten, die beiden Brüder, Jakob und Johann Bernouilli, den Marquis von Hospital, und Huygens ſelbſt, welcher (nach einigem Widerſtande zwar) ſeinen Ruhm nicht zu ſchmälern glaubte, wenn er Leibnitzen die vollſtändigſte, ehrenvollſte Huldigung, als dem glücklichen Erfinder der neuen Rechnungen darbrachte." Wir fügen dieſem bündigen, kennerhaften Lobe der mathematiſchen Verdienſte Leibnitzens noch ein ſchönes Bekenntniß Leibnitzens ſelbſt über die Art, wie er ſeinen Werth anſchlug, mit ſeinen eignen Worten hinzu, als er, zehn Jahre nach der erſten Bekanntmachung der Differentialrechnung, bemerkte: „Ich habe die Elemente der neuen Analyſis vor einigen Jahren bekannt gemacht, indem ich vielmehr auf den allgemeinen Nutzen, als auf meinen Ruhm bedacht war, welchen ich vielleicht mehr hätte fördern können, wenn ich die Methode zurückbehalten hätte. Aber es iſt mir angenehm, auch in Anderer Gärten die Früchte des von mir geſtreuten Saamens zu ſehen. Denn es lag weder ſelbſt in meiner Macht, dieſe Entdeckung genügend fortzubilden, noch hat es mir an andern dargebotenen Gegenſtänden gefehlt, um neue Bahnen zu eröffnen, was ich immer für die Hauptſache betrachtete und die Methode viel höher ſchätzte, als die einzelnen Fälle, wenn gleich dieſe gewöhnlich ſich eines größern Beifalls erfreuen." Großherzige Worte, mit welchen Leibnitz allen Geometern ſeines Jahrhunderts, den größten und ihm ebenbürtigen nicht ausgenommen, eine Lehre ertheilte. Wir haben

von der Engherzigkeit in dem Zurückhalten und Verſtecken ihrer Erfindungen und Entdeckungen in Anagrammen geſprochen; den Alchymiſten gleich, welche ihr meiſt unfruchtbares Treiben in Dunkel und Schweigen hüllten, in dem Wahne, die Goldbereitung ſich allein zu ſichern, verſteckten die Geometer ihre Methoden, um durch eigene oder fremde Probleme ihrem Ruhme einen Triumph zu bereiten. Manche erſprießliche Entdeckung, welche in den Händen eines Geſchicktern das Hundertfältige für das Allgemeine getragen hätte, ging vielleicht unter; durch das Einhalten der Methoden ward den Andern die Zeit gelaſſen, von ſelbſt darauf zu kommen, was jene in dieſem Jahrhundert ſo häufigen, ſo leidenſchaftlichen Streitigkeiten über die Priorität und das Eigenthum einer Erfindung erklärt. Eiferſucht und Mißgunſt hielt die Talente aus einander, und man erlebte damals, daß Brüder, wie die Bernouilli, Leibnitzens ruhmvolle Schüler, um ſolcher Eiferſucht willen, die letzte Zeit ihres Lebens in unbeſiegbarem Groll gegen einander zubrachten. Die Geometer forderten einander von einem Ende Europa's bis zum andern durch Probleme öffentlich heraus: die gelehrten Zeitſchriften und Tagebücher waren der Kampfplatz, auf welchem die Siege und Niederlagen erklärt wurden. In Deutſchland waren es die in Leipzig von Leibnitzens Schul- und Jugendfreunde, dem Profeſſor Otto Menken, im Jahre 1682, nach dem Vorgange des ſeit 1666 beſtehenden Journal des Savans, gegründeten **Acta Eruditorum**, welchen Leibnitz und ſeine Schüler zu ihrer europäiſchen Berühmtheit und Bedeutung verhalfen.

Leibnitz ſtellte ſich an die Spitze der Geometer und Phyſiker des Continents, und verſchmähete es nicht, bei Aufgaben, welche ſeine Gegner, wie ſeine Freunde und Schüler, aufwarfen, in die Schranken zu treten, wiewohl die Löſung derſelben ihm, wie außer ihm aber nur noch Newton, oft ein Spiel waren. Wer eine Aufgabe ſtellte, pflegte zugleich den Termin der Auflöſung feſtzuſetzen. So hatte Johann Bernouilli den Termin der Auflöſung ſeines berühmten Problems von der Linie des kürzeſten Falles (linea brachystochrona, im Jahre 1697) anfangs auf ein Jahr feſtgeſetzt, dann aber, auf Leibnitzens Rath, der Schwierigkeit des Gegenſtandes wegen, ihn auf neue ſechs Monate verlängert. Unter den eingegangenen Auflöſungen war auch eine anonyme von Newton, und es wird erzählt, daß er die Aufgabe zu Hauſe vorfand, als er erſchöpft von ſeinen Geſchäften aus der königlichen Münze zurückkam, und die Auflöſung noch vor dem Abendeſſen zu Papier brachte. Aber Leibnitz war eben ſo ſchnell, und wie im Vorübergehen zu der ſeinigen gelangt; nemlich im Wagen auf einer Reiſe von Hannover nach Wolfenbüttel; und ſobald er im Wirthshauſe abgeſtiegen war, brachte er mit der Feder die Sache in's Reine. Dies erzählte er in einem Briefe an Thomas Burnet ausdrücklich, um zu zeigen, daß er nicht mehr Zeit zur Löſung des Problems gebraucht hätte, als Newton. Die Aufgaben, welche Leibnitz ſeinerſeits ſtellte, wählte er mit der Abſicht, die Gegner der Analyſis des Unendlichen, vorzüglich unter den Carteſianern, von der Nothwendigkeit eines Fortſchritts in der Analyſis, ſelbſt nach ihrer Vervollkommnung durch Carteſius, zu überzeugen. Es ſtand dies

im engſten Zuſammenhange mit ſeinem Beſtreben, das ganze philoſophiſche und phyſikaliſche Syſtem des Carteſius theils abzutragen, theils auf eine neue metaphyſiſche Grundlage zu bauen.

Man wird aber bei dieſen Erfolgen der Differentialrechnung, ſeit dem Augenblicke ihrer Bekanntmachung im Jahre **1684**, keine Spur finden, daß Leibnitz den Ruhm, das Verdienſt dieſer, die Wiſſenſchaft umwälzenden Entdeckung mit irgend jemand in der Welt, auch nur mit Newton habe theilen wollen. Leibnitz ſtand und ſtellte ſich ganz als ihren erſten und alleinigen Erfinder dar, wie er der erſte war, welcher ſie der Welt in den Principien und deren Anwendung vorgelegt hatte. Offenbar hatte er damals ein Zeugniß über die Originalität und das Eigenthum ſeiner Erfindung nicht nöthig; auch von Newton nicht. Ein ſolches war ganz überflüſſig. Umgekehrt, an ihm wäre es geweſen, aufzutreten und zu erklären, daß ein Anderer außer ihm, kurz, daß Newton für ſich ſelbſt auf die neue Methode gekommen ſei, welche er als die ſeinige mittheilte oder mitgetheilt hatte. Dies that Leibnitz n i c h t. In dem Aufſatze vom Jahre **1684** (Nova methodus pro Maximis et Minimis) denkt Leibnitz mit keinem Worte ſeines aus Paris und Hannover in den Jahren **1676** und **1677** mit Newton über die Differentialrechnung geführten Briefwechſels. Man kann darin die Aeußerung einer Empfindlichkeit über Newtons Stillſchweigen auf ſeinen letzten offenen Brief, als Antwort auf des erſtern Anagramme, finden: was ſich für gewiß ergiebt, iſt, daß Newton ihm über dieſes Stillſchweigen gegrollt hat. Aus dem Briefwechſel

zwiſchen Huygens und jenem Fatio de Duillers, welcher in dieſem Streite ſpäterhin eine traurige Rolle ſpielte, iſt dieſes ans Licht gekommen. Newton war, wir wollen noch nicht ſagen, von der Priorität, aber doch von der Originalität ſeiner mit der Differentialrechnung ſo ſehr verwandten Fluxionsrechnung zu ſehr überzeugt, um nicht gegen Leibnitz Mißtrauen und Verdacht zu ſchöpfen.

Als nun Newton, zwei Jahre nach Leibnitz, im Jahre **1686**, in ſeinem unſterblichen Werke: **Principia mathematica philosophiae naturalis**, die vermittelſt der Fluxionsrechnung gefundenen großen Reſultate der Phyſik und Aſtronomie zum erſtenmale der Welt vorlegte, und bei dieſer Gelegenheit das Allgemeine ſeiner Methode auseinanderſetzte, ignorirte er ganz die von Leibnitz v o r ihm in den **Acta Eruditorum** bekannt gemachte Differentialrechnung: dahingegen brachte er, zu dem **2.** Lehrſatze des **7.** Abſchnitts des zweiten Buches, jenes vielbeſprochene Scholium über ſeinen ehemaligen Briefwechſel mit Leibnitz an, deſſen Inhalt und Zweck ganz deutlich kein anderer war, als, ſich die Priorität der von ihm mit der Fluxionsrechnung für identiſch gehaltenen Differentialrechnung zu bewahren. Dies hat Newton nachher, als der Streit offen ausgebrochen war, geradezu ſelbſt geſtanden, und dadurch nur beſtätiget, was der Wortlaut und der Zuſammenhang von ſelbſt lehrt. Newton ſchrieb nemlich folgendes: „In einem Briefwechſel, welchen ich vor zehn Jahren (alſo **1676**) mit dem ſehr erfahrenen Geometer G. W. Leibnitz geführt habe, worin ich ihm bezeichnet, ich ſei im Beſitz einer Methode, die **Maximae** und **Minimae** zu beſtimmen, Tangenten zu ziehen,

und dergleichen mehr zu verrichten, das eben ſo gut bei irrationalen, als bei rationalen Ausdrücken von Statten ginge, und dieſes in transponirten Buchſtaben, den Satz enthaltend: Data aequatione quotcunque fluxiones quantitates involvente, fluxiones invenire et vice versa, verſteckte, antwortete der berühmte Mann, daß er auf eine gleiche Methode gefallen ſei, und theilte ſeine Methode mit, welche von der meinigen faſt gar nicht abwich, außer in den Formeln der Worte und Zeichen, und in der Art der Generationen und Größen. Von beiden iſt das Fundament in dieſem Lemma enthalten." Da Leibnitz nun vor Newton mit derſelben Methode hervorgetreten war, ſo wollte Newton mit dieſer Hinweiſung auf ihren Briefwechſel offenbar zeigen, daß er die wahre Priorität dieſer Entdeckung für ſich in Anſpruch nehme, d. h. ſich als den wahren und alleinigen Entdecker erkläre. Dies beſtätiget eine Beobachtung Biots, ungeachtet auch er in Newtons Scholium noch immer eine freiwillige, offene Anerkennung der Rechte Leibnitzens ſehen möchte. Man bemerkt, ſagt dieſer Geometer von ſeinem Geſichtspunkte aus, eine ziemlich ſeltſame Zweideutigkeit in den Worten Newtons: „er antwortete mir, daß er (Leibnitz) eine ähnliche Methode beſitze:" Worte, welche für jeden, der die gegenſeitig gewechſelten Briefe nicht kennt (welcher Leſer Newtons, fragen wir, konnte denn dieſe aber damals, und noch lange nachher kennen? —), den Sinn geben könnten, daß Leibnitz den Schlüſſel zu der Chiffre Newtons gefunden hätte, wenn er auf eine ſo poſitive Art antwortete: während wir geſehen haben (fährt Biot fort), daß dieſe

Gewißheit in dem Briefe Leibnitzens nicht vorhanden iſt, und er blos, bei der Expoſition der Methode ſeines Nebenbuhlers (d. h. ſeiner eigenen) eine ſeinen Charakter ehrende Vermuthung ausſpricht. Nach dieſer Erklärung aber, welche mit der Wahrheit vollkommen übereinſtimmt, iſt dieſe Stelle eine vollkommene Anerkennung der Rechte Leibnitzens." Biot giebt alſo zu, daß Newton nicht ganz genau und richtig ſein früheres Verhältniß zu Leibnitz dargeſtellt. In der That, um ganz redlich und offen zu ſein, hätte Newton auch den Brief Leibnitzens an ihn aus Paris, vom **24.** Auguſt **1676**, welcher ſeine Anagramme veranlaßt hatte, nicht mit Stillſchweigen übergehen dürfen. Wenigſtens wird man Newton nicht mehr den Vorwurf machen, daß er im Jahre **1716** eine „Untreue" gegen ſich ſelbſt begangen, durch die Behauptung: „das Scholium, in welchem er die Rechte beider anerkannt haben ſollte, habe er nicht als eine Anerkennung der Anſprüche Leibnitzens, ſondern als ein Mittel, ſich ſelbſt ſeine Rechte auf die Priorität zu verwahren, eingeſchaltet." Wahr iſt es, daß Leibnitz ſelbſt, um Newton gegen ſich ſelbſt anzuführen, ſeinem Scholium dieſen Sinn unterlegte; und da Newton dies nicht begünſtigen wollte, lies er, wie bekannt, bei der dritten Ausgabe ſeines Werkes, es fort und ſetzte etwas anderes an die Stelle. Newtons Anhänger und Landsleute aber haben von Anfang an dem Scholium keinen andern, als den von Newton beabſichtigten Sinn beigemeſſen, und fußten darauf bei den ſpäter erfolgten Angriffen und Beleidigungen gegen Leibnitz.

Was nun das Werk Newtons, die Principia Naturalis philoſophiae, an ſich ſelbſt betrifft, ſo hätte, ſollte man glauben, dieſes Monument eines erhabenen Genie's Leibnitzen mit ihm in eine innigere Verbindung bringen, und das anfängliche Verhältniß wieder herſtellen ſollen; es geſchah aber das Gegentheil: es hat die Kluft zwiſchen beiden erweitert. Es läßt ſich nicht leugnen, daß den großartigen und bewundernswürdigen Ergebniſſen der Principia Naturae vielleicht Niemand bei Lebzeiten Newtons weniger Anerkennung angedeihen ließ, und dadurch ihrer weitern Verbreitung entgegenſtand, als eben Leibnitz. Es erging ihm dabei wie dem großen Geometer, Huygens, welcher den Entdeckungen Newtons über die Bewegungen der Himmelskörper bis zuletzt einen unüberwindlichen Widerſtand entgegengeſetzt hat. Leibnitz und Huygens ſprachen ſich in ihrem vertrauten Briefwechſel zu offen darüber aus. „Man könnte in der That glauben, bemerkt Biot, daß Leibnitz jenes unſterbliche Werk nicht geleſen, oder höchſtens nur darin geblättert hat, ſo leicht weg ſpricht er darüber ab; und dieſe Vermuthung hat nichts Unerträgliches, wenn man erwägt, wie ſehr die ſynthetiſche Form, in welcher es abgefaßt iſt, den Geiſtesrichtungen Leibnitzens zuwider, wie ſehr ſie ſeiner Art und Weiſe in der Behandlung der Mathematik entgegengeſetzt war, beſonders aber, wieviel Zeit und Arbeit er hätte verwenden müſſen, um ein gründliches Studium daraus zu machen, er, welcher damals mit tauſend verſchiedenen Gegenſtänden beſchäftigt, nur in Zwiſchenräumen und im Vorbeigehen an die Mathematik denken konnte. So

kam es, daß, nach einer ſo ſtrengen Demonſtration des Geſetzes der Attraction des Univerſums, welche Newton durch eine Combination der Geſetze der Centralkräfte mit den Kepplerſchen Geſetzen erlangte, Leibnitz noch darauf beſtand, ätheriſche Wirbel anzuwenden, um die planetariſchen Bewegungen zu Stande zu bringen. Er beharrt bei ſeiner materia deferens; er glaubt, daß Newton die verborgene Exiſtenz einer materiell activen Fähigkeit annimmt, was ſeinem Gange und ſeinen Worten gerade entgegengeſetzt iſt, da das Wort Attraction, wie Newton erklärt, nichts iſt, als der abgekürzte Ausdruck einer phyſikaliſchen Thatſache. Die Geſtalt der Erde, als erhaben an dem Aequator und abgeplattet an den Polen, dieſe ſchöne und unzweifelhafte Folgerung der Attraction ſcheint Leibnitzen ganz und gar nicht bewieſen; und eben ſo wenig iſt er geneigt, in der Ebbe und Fluth des Meeres eine mathematiſche Folgerung der Schwere zu ſehen." Uebrigens entnahm Leibnitz die erſte Kenntniß der Principia Naturae nicht aus dem Werke ſelbſt, ſondern aus einem Auszuge daraus in den Acta Eruditorum vom Jahre 1689, welche ihm in Italien, wo er zu dieſer Zeit reiſte, zugekommen waren, da er ſogleich ſeine eigne, von Newton abweichende, Anſicht in einem Aufſatze: Tentamen de motuum celestium causis in die Acta Eruditorum einrücken ließ, ohne ſich von Irrthümern in der Rechnung über das Kräfte-Maaß frei zu halten, welche Lagrange bemerkt hat; was man wohl auf die Flüchtigkeit des Reiſenden ſetzen könnte. Anerkannt muß andererſeits werden, daß Leibnitz bei dem Widerſtande, welchen

er der Naturphiloſophie Newtons entgegenſetzte, von einer tiefern und allgemeinern Baſis der Speculation ausging. Sein Briefwechſel hierüber mit Samuel Clarke, Newtons eifrigen Schüler, wird wichtig und belehrend durch die Folgerungen, welche Leibnitzens ſyſtematiſcher Geiſt aus Newtons, bei aller ihrer Evidenz zum Theil noch unvollſtändigen und einſeitigen, Mechanik des Himmels ziehn durfte, welche nur ſo lange unwiderlegt ſchien, bis die Lücken des Newtonſchen Syſtems im neunzehnten Jahrhundert durch Laplace wahrhaft ausgefüllt wurden. Newton gründete im Ernſt das Daſein Gottes und ſein thätiges Eingreifen in die Bewegungen der Materie darauf, daß ſie aus der bloßen Attraction nicht folgen könnten; er legte dieſe kosmologiſche Hypotheſe ſeinem berühmten, in England heute noch angeführten Briefe an Richard Bentley, über die natürliche Religion, zu Grunde. Gewiß, ruft ein Kenner aus, eine ſonderbare Philoſophie, welche die göttliche Macht unmittelbar hinter die Unwiſſenheit der Menſchen ſetzt, ſo daß Gott in dem Maaße minder nöthig wird, als der Menſch, ſein Geſchöpf, an Wiſſenſchaft zunimmt! Die Schranken ſeines Syſtems ſollen ihm das Daſein Gottes beweiſen. Aber vor Laplace, welchem vorbehalten blieb, die mechaniſche Deduction, die Newton übrig gelaſſen, zu machen, verdeckte ſein großer Name in den Augen Europa's jene unphiloſophiſchen Folgerungen. Leibnitz allein fand ſich durch jene Vorausſetzung nicht wenig von der Theorie Newtons zurückgeſtoßen, und verglich Newtons Univerſum mit einer Uhr, welche der ungeſchickte Uhrmacher von Zeit zu Zeit aufziehen und ausbeſſern müßte.

Newton faßte auch noch Zeit und Raum als ein Abſolutes, während bei Leibnitz das Abſolute in die Attribute Gottes, die Unermeßlichkeit und die Ewigkeit, fällt, gegen welche die unendliche Zeit und der unendliche Raum, welcher die Creaturen bedingt, ein Relatives iſt. Schade war es, daß Leibnitz mit dieſen Erörterungen bis zu den letzten Augenblicken zurückhielt, in welchen die Leidenſchaften von beiden Seiten den Streit bitter, und eine Verſtändigung faſt unmöglich machten.

In England dagegen ſtand Newton durch ſeine Principia Naturae unbedingt als der unvergleichlich größte Kopf des Jahrhunderts da, und man kann von der Erſcheinung dieſes Werkes ab, mit Beziehung auf die mit der Differentialrechnung identificirte Fluxionsrechnung, bemerken, wie ſich unter Newtons Schülern eine Eiferſucht und Geringſchätzung gegen ſeinen Nebenbuhler, gegen Leibnitz, feſtſetzte, welche anfangs nur im Stillen umhergetragen wurde, bald aber ſtufenweiſe durch Verſchweigen, Ignoriren, durch Hindeutungen endlich ſich ausſprach, alles dieſes von Newton ſelbſt ausgehend und an ſeine mächtige Autorität ſich anlehnend. Wie es zu geſchehen pflegt, waren es nicht die Würdigſten, welche als Zwiſchenträger ſich voranſtellten. Ein ſolcher war Fatio von Duilliers, ein durch ſich ſelbſt längſt verſchollener Name, von deſſen Arbeiten im Gebiete der Geometrie ſchlechterdings nichts erhalten iſt, welcher jedoch damals, dadurch daß er häufig von Frankreich nach Deutſchland, und von Deutſchland nach England ging, ſich unter die berühmten Männer miſchte, gegenſeitig der Zwiſchenträger ihrer Erfindungen und Entdeckungen, und ohne Zweifel auch ihrer Mißhelligkeiten

war, dahin gelangte, ſich unter ihnen eine Art von Namen und Anſehen zu ſchaffen; nicht allein bei Newton, ſondern auch bei Leibnitz. Am meiſten gelang es ihm bei Huygens, in deſſen Vertrauen er ſich auf einer Reiſe in Holland im Jahre **1687** einzuſchmeicheln, und ihm den Wahn beizubringen wußte, von ihm als ein ſehr großer Gelehrter gehalten zu werden, welcher namentlich in den neuen Rechnungen (in welchen Huygens lange fremd blieb) ſehr ſtark wäre. Dies ging ſo weit, daß Fatio im Jahre **1691** die Dreiſtigkeit hatte, ſich faſt Newton gleich zu ſtellen, indem er an Huygens von London ſchrieb: „Es ſei ziemlich unnöthig, Newton um eine neue Ausgabe ſeiner principia philosophiae naturalis zu bitten; er ſei ihm mehrmals darüber angelegen, ohne ihn dazu bewegen zu können. Es iſt aber nicht unmöglich, ſetzt er hinzu, daß ich dieſe Ausgabe unternehme; dazu ich mich um ſo mehr bewogen fühle, als ich nicht glaube, daß es jemanden giebt, welcher einen großen Theil des Werkes ſo aus dem Grunde verſteht, als ich!....“ Und Huygens hat an den Rand des Briefes bemerkt: „Glücklicher Newton!“ Uebrigens ſchrieben beide, Huygens und Leibnitz, in ihren Briefen mehr als einmal: „Herr Newton und Herr Fatio glauben dies, glauben das,“ gerade wie wenn man von zwei Männern ſpricht, welche auf einer Linie ſtehen. Es dauerte längere Zeit, ehe Leibnitz und ſeine Freunde enttäuſcht wurden. Jener entging übrigens zuletzt der Strafe für ſeinen Uebermuth und ſeine Bosheit nicht, als er im Jahre **1699**, wegen ſeiner Verbindung mit den nach London geflüchteten fanatiſchen Propheten der Camiſards, verurtheilt, und mit zwei von ihnen

öffentlich an den Pranger geſtellt wurde, nicht ohne das Mitleiden Leibnitzens zu erregen; worauf er ganz von der Bühne abtrat, und verſchollen in London ſeine Tage endete.

Dieſer Fatio nun theilte Huygens unter andern im Laufe des Jahres **1691** eine gewiſſe Bemerkung über das Integriren differentieller Gleichungen mit, welche ſich übrigens nur in ſehr beſchränkten Fällen bewährt. Huygens berichtete dieſe Erfindung an Leibnitz; dieſer war neugierig, ſie zu kennen, und machte Huygens den Vorſchlag, die Mittheilung davon von Fatio zu erlangen, und zum Tauſche ihm eine ſeiner Methoden, zu integriren, anzubieten: eine Art von Geſchäft, welche damals unter den Geometern nicht ungewöhnlich war. Sobald der Handel abgemacht war, ſchickte Leibnitz an Huygens ſeine Methode, die Integration der differentiellen Gleichungen auf die Quadraturen, und die Quadraturen ſelbſt eine auf die andere zurückzuführen, welches, nach dem Urtheil der Kenner, noch jetzt die einzige, allgemein anwendbare Methode iſt. Huygens aber, welcher darin nicht das Mittel ſah, direkt, und zwar in allen Fällen die Quadraturen ſelbſt zu finden (was in der That unmöglich iſt), rief aus: das ſei kein billiger Tauſch, und er fürchte, Fatio werde ihn anklagen, *χρυσεα χαλκων* eingetauſcht zu haben! Leibnitz, empfindlich, ſich auf ſolcher Wage gewogen zu ſehen, er, der Erfinder dieſer neuen Rechnungen, ſchrieb zurück: er mache ſich nichts daraus, Fatio's Regel zu kennen, von der er wohl wiſſe, daß ſie nur particulär ſein könne; Huygens möge ſie nur behalten, aber auch das Geheimniß über die ſeinige bewahren, und ſie dem Fatio nicht mittheilen. Dies war es,

was Fatio nicht verzieh, da er auf Leibnitzens Mittheilung vielleicht gewartet hatte, um ſich damit bei ſeinen Freunden in England geltend zu machen. Mit einer affektirten Geringſchätzung gegen Leibnitz, hinter welcher jedoch, wie leicht bemerkt wird, ein Höherer ſtand, brachte er in ſeinem Schreiben aus London vom **28.** December **1691** die im Dunkel ſchleichenden Nachreden der Engländer gegen den deutſchen Erfinder mit unverholener Keckheit zur Sprache. In den beſtimmteſten Aeußerungen lehrt er: „daß ja Newton ohne Widerrede der erſte Urheber der Differentialrechnung ſei, ſo viel er aus den Papieren ſehr früher Zeit habe erſehen können; daß er ſie eben ſo gut oder noch vollkommner damals kannte, als Leibnitz ſie noch kenne, und ehe dieſer nur den Gedanken daran hatte, welchen er erſt, ſo viel er (Fatio) ſehe, bei Gelegenheit desjenigen, was Newton ihm darüber geſchrieben, gefaßt hätte. Huygens möge nur das Scholium Newtons in deſſen Werke **Principia mathematica**, mit Rückſicht auf ſeinen frühern Briefwechſel mit Leibnitz leſen! Er, Fatio, könne ſich nicht genug verwundern, daß Leibnitz von dieſem Verhältniſſe in den Acta Eruditorum gar nichts verlauten laſſe. Die jüngſten Eröffnungen über dieſe Materie wären ihm blos aus zwei Worten, welche Newton ihm geſagt, gefloſſen.“ Weiter ging hier Fatio nicht. Er kam aber in einem der nächſten Briefe an Huygens auf dieſen Punkt zurück, mit der ſtechenden Bemerkung, daß es Leibnitzen ſehr verdrießlich ſein werde, wenn jene Briefe bekannt würden. Und mit der ihm eigenen Dreiſtigkeit ſetzte er hinzu, Newton ſei in dieſen

Rechnungen viel weiter gegangen als — ſie beide, d. h. er, Fatio, und Leibnitz!" Das Wahre an dieſen Prahlereien bleibt der, auch ſonſt beſtätigte, nähere Umgang Fatio's mit Newton, deſſen dieſer einen Fatio würdigte, welcher ſich denn in ſeinen Briefen an Huygens in der That nur eben ſo zu ſeinem Werkzeug machte, wie er nicht lange darauf es auch öffentlich wurde. Wir entnehmen daraus, wie tief ſich Newton getroffen und verletzt fühlte, daß Leibnitz nicht allein die Priorität der Differenzialrechnung durch die Oeffentlichkeit gewonnen, ſondern dabei nicht einmal ſeiner in den Acta Eruditorum, mit Bezug auf ihren frühern Briefwechſel, mit einer Sylbe gedacht: geſtehen wir, daß dieſes Verſchweigen von Leibnitz nicht ganz zu rechtfertigen ſein mag, daß er dadurch den Gegnern und Nebenbuhlern eine Seite darbot, nach welcher ihre Angriffe ſich zuerſt richten mußten; wie denn dieſes Verſchweigen zu der ſonſtigen Offenheit und edlen Hervorhebung jedes Verdienſtes bei Leibnitz wenig ſtimmt, und ſich nur zu bitter durch die Folgen gerächt hat. Der eines Newton vielleicht kaum würdige, vertraute Umgang mit Fatio übrigens, welcher noch länger fortdauerte, ſteht übrigens auch feſt, nach einer Aeuſſerung von Leibnitz an den Geſchäftsträger des Zelleſchen Hofes in London, Herrn von Beyer, aus dem Jahre **1694**, wo er, faſt nicht ohne Ironie, die Bemerkung hinwirft: „Da Herr Newton einer von den Gelehrten auf der Welt iſt, welche ich am meiſten ſchätze, und Herr Fatio, wie ich höre, in ſehr engen Verbindungen mit ihm ſteht, ſo erwarte ich eine große Wirkung von dem Zuſammenwirken der Ver-

dienſte Beider (j'attends un grand effet de cette combinaison de mérite)."

Die erſte Gelegenheit, öffentlich an ſeinem Ruhme und ſeiner Ehre ihn anzugreifen, gab nun Leibnitz dieſem Fatio nach einiger Zeit, im Jahre **1699**, als er nemlich in den Acta Eruditorum über die Auflöſungen des von Johann Bernouilli geſtellten Problems: von der Linie des geſchwindeſten Falles, Bericht abſtattete, und einen Triumph über die Differentialrechnung feierte. Er ſagte hier: „er habe es Bernouilli vorausgeſagt, daß eben diejenigen, welche die Auflöſung gefunden hätten, vorzüglich durch die Mittheilung ſeiner (Leibnitzens) früheren Erfindungen unterſtützt, bei hinlänglicher Aufmerkſamkeit ans Ziel gelangen würden. In der That ſei es der Beachtung nicht unwerth, daß nur diejenigen das Problem gelöſt hätten, welche er im Voraus bezeichnet hätte, nemlich keine andern, als die, „welche in die Myſterien ſ e i n e r Differenzialrechnung hinlänglich eingedrungen wären." Hier nannte er Jacob Bernouilli, den Bruder Johanns, der das Problem geſtellt, den Marquis von Hospital, welcher im Jahre **1696** die erſte ſyſtematiſche Darſtellung der Differentialrechnung in ſeiner Analyse des infinements petits gegeben hatte, und Newton; Huygens war kurz vorher geſtorben, und Hudde in Amſterdam ſchon längere Zeit aus dieſen Studien herausgekommen: ſonſt, äußerte Leibnitz, würden ſie nicht zurückgeblieben ſein. „Dieſes wiederhole ich, ſchloß er, damit es nicht ſcheine, als verachtete ich die vortrefflichen Männer, welche ſich mit unſern Erfindungen zu beſchäftigen, entweder keine Luſt, oder keine Zeit haben."

Es war für den Stolz Newtons und ſeiner Schüler und Anhänger zu viel, daß er vor Europa als ein Schüler von Leibnitz daſtehen ſollte. Schon dies hatte Newton übel genommen, daß ihm das Problem Bernouilli's, wie er glaubte, von Leibnitz wie eine Herausforderung zugeſandt worden war, und Leibnitz hielt es für nöthig, dies ausdrücklich öffentlich, wie in Briefen nach England abzulehnen. Jetzt alſo trat Fatio, unter dem Vorwande der eigenen beleidigten Ehre, in einer zu London herausgegebenen Abhandlung über das Problem des Bernouilli gegen Leibnitz auf; beſchuldigte ihn mit Leidenſchaft, den Tyrannen und Uſurpator im Reiche der Geometrie zu machen (weil Leibnitz ihn, Fatio, nicht unter den großen Geometern mit aufgeführt hatte), und verkündigte laut, was er einige Jahre vorher an Huygens noch in vertraulicher Mittheilung zu erkennen gegeben hatte: „was Leibnitz, der *zweite* Erfinder der Differentialrechnung, von Newton, dem ältern und *erſten* Erfinder derſelben, geborgt habe (mutuatus sit), dies würden diejenigen, welche Newtons *Briefwechſel* und *Handſchriften* eingeſehen hätten, leicht beurtheilen!“ Fatio ſtand ſo als der Retter des Ruhmes ſeines *Freundes Newton* da, während dieſer ſich in ein tief ſtolzes Schweigen hüllte.

Auf dieſe unzweideutigen Eröffnungen Fatio's entgegnete Leibnitz ſelbſt in den Acta Eruditorum (Responsio ad **Dn. Nic. Fatii Duillierii imputationes**), ruhig und würdig, aber voll Ironie gegen Fatio, und mit leiſen Andeutungen gegen Newton, deſſen Rechte an der Erfindung der Differentialrechnung er hier allerdings, doch mehr den Worten nach,

als höfliches Zugeſtändniß, denn aus innerſter Ueberzeugung anerkennt. Er zeigte ſich verwundert, von einem Gelehrten ſo mißwollend angegriffen zu ſein, den er nie beleidigt hätte. „Ich trug Bedenken, ſagt er, ob ich etwas erwiedern ſollte, da ich immer literariſchen Streitigkeiten ſehr abhold geweſen, und geglaubt habe, es gebe nur einen ehrbar-ſchicklichen Kampf unter den Gelehrten, ja unter den rechtlichen Männern, wann ſie nicht mit Worten, ſondern durch den Gehalt der Dinge wetteifern, wer ſich um das allgemeine Beſte mehr verdient machen könne. Ich fürchtete jedoch, daß der gewiß gar nicht verächtliche Mann mein Stillſchweigen zu ſeiner Verachtung auslegen würde; außerdem habe ich der allgemeinen Sache einen Dienſt zu leiſten geglaubt, wenn ich lieber eine Probe von Mäßigung, als von einem erbitterten Gemüthe ablegte. Bei dieſer dargebotenen Gelegenheit glaubte ich die Gelehrten erinnern zu dürfen, daß jener ſchlechte Brauch, ſich gegenſeitig durch beißende Reden anzufallen, welcher die Wiſſenſchaften und ihre Pfleger ſchändet, nach und nach abgeſchafft werde.“ Leibnitz vertheidigt ſich erſtlich gegen die von Duillier erhobene Anklage, als wolle er den Principat in der Mathematik an ſich reißen; „wenig fehlt, ſagt er, daß er mir mit dem Oſtracismus drohet.“ Er zeigt, wie wenig Fatio ſich über ihn für ſeine Perſon zu beklagen habe. Endlich kommt er auf Newton, deſſen Sache Fatio wider ihn führe: da werde es ihm verziehen ſein, wenn er nicht auf alles antworte, bis er ihm ein mandatum procuratorium von Newton und den Andern vorzeige, mit welchem er in keinerlei

Gegnerſchaft bisher geſtanden habe. „Wenigſtens (ſo lauten die eignen Worte Leibnitzens) ſchien der treffliche Mann einigemal in Unterredungen mit meinen Freunden immer eine gute Geſinnung gegen mich zu hegen (semper bene de me sentire visus est), und hat, meines Wiſſens, nie Beſchwerden ausgeſtoßen; öffentlich aber ſich ſo gegen mich benommen, daß es unbillig wäre, wollte ich mich beklagen. Ich aber habe ſeine ſehr großen Verdienſte bei dargebotenen Gelegenheiten gern anerkannt (praedicavi), und er weiß es am beſten, und hat es deutlich genug öffentlich angezeigt, als er ſeine **Principia Mathematica Naturae** im Jahre **1687** herausgab (Leibnitz meint das ihn betreffende Scholium), daß keiner von uns gewiſſe geometriſche Erfindungen, welche ihm und mir gemeinſchaftlich waren, dem durch einen Andern angezündeten Lichte, ſondern jeder ſeinen eignen Meditationen verdanke, und daß dieſe ſchon zehn Jahre vorher (alſo um **1676**) von mir auseinandergeſetzt worden waren.“ Man merkt das Geſchraubte, das Erzwungene dieſer Erklärung, womit Leibnitz das Scholium Newtons zu ſeinem eignen, ſtatt des Verfaſſers Vortheil auszulegen beſtrebt iſt. Unmittelbar darauf fährt er fort: „Wenigſtens als ich meine Elemente der Differentialrechnung im Jahre **1684** bekannt machte, war mir nicht einmal etwas von ſeinen Erfindungen in dieſer Gattung bewußt, außer was er ſelbſt einmal in einem Briefe bezeichnet hatte, er könne Tangenten finden, ohne die irrationalen Quantitäten fortzuſchaffen, was auch Huygens konnte, wie er mir nachher gemeldet hat, obgleich er des Uebrigen bei dieſer Rechnung unkundig war: aber daß Newton

viel Größeres erlangt hätte, habe ich erſt erkannt, als ich ſein Buch der Principia geſehen hatte. Daß er jedoch eine der Differentialrechnung ſo ähnliche Rechnung treibe, haben wir erſt vor kurzem aus den erſten beiden Theilen der Werke des Wallis gelernt, und Huygens war es, welcher meiner Neugierde zu Hülfe kam, indem er eine, Newton betreffende Stelle daraus im Auszuge mir überſchickte.“ Hier geht Leibnitz mit einer raſchen Wendung vorüber, indem er eine Aufforderung an Newton anknüpft, der gelehrten Welt ſeine ungedruckten Abhandlungen aus der Mathematik und Phyſik nicht länger vorzuenthalten. Da hätten wir alſo Leibnitzens Erwiederung auf Newtons Scholium und alle die daran von Newton ſtillſchweigend geknüpften Folgerungen; und ſeine Entſchuldigung, warum er Newtons in Bezug auf ſeinen frühern Briefwechſel mit ihm früher nicht gedacht habe. Von Bedeutung iſt das Bekenntniß, daß Leibnitz noch nicht einmal aus den Principia mathematica entnommen hätte, daß Newton eine, „der Differentialrechnung ſo ähnliche Rechnung“ treibe; daß er ihm darin nicht ganz Unrecht that, lehrt die Bemerkung, welche neuere Geometer hervorgehoben, daß Newton in jenem Werke nirgends die Notation der punktirten Buchſtaben, wovon er ſpäter Gebrauch macht, anwendet; während es doch die Notation war, wodurch, nach dem Ausſpruche der Zeitgenoſſen Leibnitzens, ſich die Rechnungen beider allein unterſchieden. Mit dem Ausdrucke aber „eine ſeiner Differentialrechnung ſo ähnliche Rechnung“, und noch mehr durch die ſtufenweiſe Darſtellung ſeines Verhältniſſes zu Newton ſcheint Leibnitz dem zwiſchen den Zeilen Leſenden

nicht undeutlich die Möglichkeit an die Hand geben zu wollen, daß Newton am Ende ſich doch blos die Erfindung eines andern angeeignet haben könnte. Er hätte damit eigentlich nur Newton das Seine zurückgegeben. Aber ganz aufrichtig und ſeinen eignen Erinnerungen angemeſſen war es doch nicht, daß er erſt aus Wallis's Buche vor Kurzem etwas entnommen von der ſeiner Differentialrechnung ſo ähnlichen Rechnung Newtons: im Gegentheil ſein Brief an Newton vom Jahre **1677** ſprach ſeine Vermuthung hierüber ſo entſchieden, als rückhaltslos aus. Nicht lange aber, und Newton wurde der Gegenſtand eines verſteckten, aber ganz unzweideutigen Angriffs von Leibnitzens Seite.

Im Jahre **1704** nemlich gab Newton ſeine berühmte Schrift über die Optik heraus, und fügte derſelben zwei, in ſehr früher Zei von ihm verfaßte Abhandlungen über die Fluxionsrechnung hinzu: **Tractatus duo de speciebus et magnitudine figurarum curvilinearum.** Es geſchah deutlich in der Abſicht, ſich die Priorität der von ihm mit der ſeinigen für identiſch gehaltenen Differentialrechnung zu vindiciren. Darauf nun erſchien in den **Acta Eruditorum (1705)** eine Recenſion dieſer Schrift, deren anonymer Verfaſſer ſich nicht begnügte, nach einer gedrängten Auseinanderſetzung des Begriffs der Differenzen und der darauf beruhenden Differential- und Integralrechnung, Gottfried Wilhelm Leibnitz ſchlechthin und allein den Erfinder derſelben zu nennen, und die beiden Bernouilli, ſammt dem Marquis von Hospital, als die ausgezeichnetſten Beförderer derſelben zu loben, ſondern auch hinzufügt: „an der Stelle der Leibnitzſchen Differenzen nun wendet Newton

an, und hat immer angewandt die Fluxionen....", welche u. ſ. w." (pro differentiis igitur Leibnitianis D. Newtonus adhibet semperque adhibuit fluxiones...), und gebrauchte ſie elegant (eleganter) in ſeinen Principia Naturae, wie in ſeinen ſpätern Schriften, wie ja auch (quemadmodum) Honoratus Fabri in ſeiner Synopsis Geometrica der Methode des Cavallieri den Fortſchritt der Bewegungen ſubſtituirt hat (substituit)." Dieſer vergleichende Zuſatz läßt über den Gedanken des Verfaſſers nicht den mindeſten Zweifel übrig; ohne Umſchweife, ohne Winkelzüge wird Newton hier als ein Plagiarius hingeſtellt. Es iſt nachher viel zwiſchen den Partheien über den Verfaſſer dieſer Recenſion geſtritten worden: Leibnitz leugnete ſtandhaft jede Mitwiſſenſchaft darum: er wollte auch den Wortſinn der angeführten Stelle durch künſtliche Auslegungen in Abrede ſtellen; dieſer ſteht aber nichts deſto weniger feſt, eben ſo ſehr als — Leibnitz ſelbſt der Verfaſſer der Recenſion geweſen iſt. Es giebt nemlich viele anonyme Recenſionen und Auszüge in den Acta Eruditorum von Leibnitz, und bei mehreren davon iſt in dem, in der Pauliniſchen Bibliothek zu Leipzig aufbewahrten Exemplare ſein Name beigeſchrieben; die fragliche Recenſion trägt nun wirklich ſeinen Namen. Wir verdanken dieſe Nachricht Ludovici, ohne daß dieſer die literariſche Bedeutung davon ahnte.

Wie man auch dieſes Verfahren Leibnitzens beurtheilen mag, ſo iſt uns wenigſtens ein Aktenſtück von Leibnitzens wahrer eigenſter Meinung und Geſinnung gegen Newton gegeben. Dies Aktenſtück gab das Signal zu dem Kampfe,

in welchem Leibnitz einem einſeitigen Richterſpruche unterliegen ſollte. Newtonund ſeine Schule erkannte in jener Recenſion, welche, rührte ſie auch nicht von ihm ſelbſt her, jedenfalls in Leibnitzens Organe, den Acta Eruditorum, erſchienen war, eine Beleidigung der Ehre des Meiſters. Es verging einige Zeit. Einer der eifrigſten Schüler Newtons, der Profeſſor der Aſtronomie zu Oxford, Johann Keil, rückte endlich im Jahre 1708 ein Schreiben in die Philosophical Transactions der Königlichen Societät, worin er, in viel härterer Faſſung, als vormals Fatio von Duillier, den Newton gemachten Vorwurf des Plagiats auf Leibnitz zurückſchob, mit der Behauptung: „daß Leibnitz die von Newton erfundene Arithmetik der Fluxionen mit veränderten Namen und Zeichen herausgegeben habe.“ Später milderte Keil in einem Briefe an den Secretair der Societät, Hans Sloane, (vom 24. Mai 1711), dieſe ehrenrührige Anklage dahin: er wolle nicht geſagt haben, daß Leibnitz den Namen und die Notation, welche Newton ſeiner Methode beigelegt, gekannt, und hinterher verändert hätte, ſondern nur: Newton ſei der erſte Erfinder der Arithmetik der Fluxionen oder der Differentialrechnung geweſen; und habe in zwei an Leibnitz (durch Oldenburg) gerichteten Briefen (den vom 23. Juni und vom 24. October 1676) ihm ſolche Indicationen gegeben, daß ſie einem ſo höchſt eindringlichen Kopfe genügt hätten: aus ihnen hätte Leibnitz die Principien dieſer Rechnung geſchöpft, oder wenigſtens ſchöpfen können; da er aber die Terminologie Newtons nicht kannte, ſo erfand er ſich die eigne und ſeine. Zu dieſer Erklärung hätten die Acta

Eruditorum in ihrer Anmuthung eines von Newton an Leibnitz begangenen Plagiats genöthigt.“ Keil zeigte ſich hier und in der Folge als einen eifrigen und blinden Vertheidiger der Ehre Newtons, aber wir würden ihn nicht, mit einigen Geometern, deshalb einen Elenden nennen: der Vorwurf fiele auf Newton zurück, welcher hinter ihm ſtand.

Bald nach dem Bekanntwerden des erſten Schreibens Keils hatte Leibnitz ſich vom 4. März 1711 an den Secretair der Königlichen Societät, Sloane, gewandt, mit der Aufforderung, die Societät möge ihm für die „einer Verläumdung gleichkommenden Anklage“ Keils Genugthuung verſchaffen. Keil ſollte gehalten ſein, öffentlich zu bezeugen, daß es ſeine Abſicht nicht geweſen, ihm, wie ſeine Worte lauteten, ein Plagiat beizumeſſen. Darauf nun richtete Keil ſein zweites Schreiben an Sloane, worin er die motivirte, ſcheinbar gemilderte Erklärung des Verhältniſſes von Leibnitz zu Newton gab; und welches als das erſte, wiſſenſchaftlich erörternde Aktenſtück in der Geſchichte des ſich nun entſpinnenden Proceſſes gelten kann. Sloane las dieſen Brief den 24. Mai 1711 in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Societät vor und gab darauf Leibnitzen im Namen derſelben Mittheilung davon. Daß die Sache die Wendung eines bürgerlichen Prozeſſes nahm, hatte gewiſſermaßen Leibnitz ſelbſt durch die perſönliche Behandlung der Streitfrage eingeleitet, und dieſes paßte auch übrigens zu dem Geiſte, womit die mathematiſchen Entdeckungen, wie bürgerliche Vortheile, behandelt, Patente aufgenommen, Tauſche geſchloſſen, Sieg und Niederlage an

Herausforderungen geknüpft waren. Leibnitz ſah ſich alſo vor der Societät, von welcher er und Newton damals die älteſten Mitglieder waren, durch ein viel jüngeres in derſelben, einen ſonſt obſcuren Mann, angeklagt und, bei aller individuellen Größe, ſollte er, der Verfaſſung gemäß, die Autorität der Geſellſchaft anerkennen. Er mußte ſich vertheidigen. Das Demüthigende lag darin, daß er einem Ankläger gegenüber ſtand, welcher kaum der Ehre werth war, ſein Schüler zu heißen. Denn Newton, obwohl die Seele der Anklage, hielt ſich im Hintergrunde. Leibnitz wies in einer zweiten Antwort an den Secretair, vom **29.** December **1711** die Vollgültigkeit eines **homo novus**, wie Keil, mit dem ganzen Selbſtgefühl ſeines Ruhmes und ſeiner Würde zurück, und ſtellte blos der Societät wiederholt anheim: „dem leeren und ungerechten Geſchrei Zügel anzulegen." Aber ſtatt ihm zu willfahren, ermächtigte ſich die Königliche Societät, ohne Leibnitz zu fragen, des Richteramts über die ſtreitigen Rechte zwiſchen ihm und Newton. Eine geheime Commiſſion im Schooße der Societät nahm die in ihrem Archive befindlichen, von den auswärtigen Mitgliedern durch Vermittelung des Secretairs geführten Briefwechſel vor, namentlich Briefe von Barrow, Collins, Oldenburg, Leibnitz, Newton und Gregori, welche zwiſchen den Jahren **1669** und **1677** gewechſelt worden waren. Die Commiſſion, von der irrigen, damals aber allgemeinen Vorausſetzung, ausgehend: die Fluxions- und die Differentialrechnung wäre ganz identiſch, faßte die Frage nicht ſo, wer von beiden die eine, und wer die andere Rechnung — ſondern: wer von beiden die

eine und nemliche Rechnung unter verſchiedenem Namen und mit verſchiedener Notirung erfunden hätte; woraus nothwendig folgte, daß einer von beiden ein Plagiat begangen haben müßte. Die Chronologie entſchied, und inſofern mit Recht, für die Priorität der Newtonſchen Papiere. Newton wurde alſo als der wahre Erfinder proklamirt; Leibnitz verurtheilt; ohne daß ſeine Parthei durch ihn ſelbſt oder einen dritten Recht und Gerechtigkeit erlangt hätte, oder vertreten worden wäre. Dies Urtheil erfolgte den **24.** April **1712.** Auf den gleichzeitigen Antrag des geheimen Ausſchuſſes gab die Societät in demſelben Jahre ihr Gutachten, ſammt den von ihr ziemlich einſeitig ausgewählten und zuſammengeſtellten Aktenſtücken heraus, als: Commercium Epistolicum D. Johannis Collins et aliorum de analysi promota, jussu Societatis regiae in lucem editum. Die einzelnen Urkunden wurden von Keil mit Anmerkungen begleitet, welche die Leſer zu Gunſten des Urtheils gegen Leibnitz ſtimmen ſollten, und das Buch in ganz Europa freigebig vertheilt. Indeß hatte die Societät, als ſolche, ſich enthalten, einen richterlichen Spruch zu verfügen, oder ihm beizutreten.

Statt daß dieſer, der Form und dem Weſen nach gewiß ungerechte und einſeitige Ausſpruch den Streit gelöſt und beendet hätte, entzündete er ſich nothwendig erſt recht daran, und er zog ſich weit über das Zeitalter von Leibnitz und Newton hinaus, nachdem er die letzten Lebensjahre beider verbittern half. Allein bei dem Verlaufe, welche die gegenſeitige Eiferſucht der beiden Heroen ſeit vierzig Jahren genommen hatte, lag ein ſolcher Ausgang in der Nothwendigkeit der

Sache. Leibnitz war nicht minder ungerecht gegen Newton geweſen, als jetzt die Königliche Societät gegen ihn ſelbſt; er war es nur in einer andern Form, wenn er es auch nicht eingeſtand; und kaum möchte man zweifeln, daß eine Commiſſion deutſcher Geometer und Schüler Leibnitzens, zur Prüfung der Rechte Newton's niedergeſetzt, ſich gegen ihn eben ſo ausſchließend bezeigt hätte, als die der Londoner Societät gegen jenen. Leibnitz verſchmähte damals, öffentlich ſich zu vertheidigen, aber das Jahr nach dem Erſcheinen des von den Engländern herausgegebenen Briefwechſels kam, ohne Namen des Verfaſſers, noch des Druckorts, ein fliegendes Blatt in lateiniſcher Sprache heraus, dem Anſehen nach als von einem Freunde Leibnitzens, in Briefform, vom 29. Juli 1713. Dieſer angebliche Brief enthält ſelbſt wiederum den Auszug eines Schreibens von einem, nicht ausdrücklich genannten „Mathematiker erſten Ranges" vom 7. Juli 1713. Bald wies ſich aus, daß dieſer Mathematiker kein anderer, als Johann Bernouilli in Baſel war, Leibnitz ſelbſt berief ſich nachher auf ihn. Bernouilli alſo, dies iſt Thatſache, erklärte darin, auf Gründe geſtützt, mit ausdrücklichen Worten die Fluxionsrechnung als ein Plagiat an Leibnitzens Differentialrechnung, alles mit Bezug auf das gegen Leibnitz in London gefällte Urtheil. Der anonyme Herausgeber dieſes Briefes bekräftiget daſſelbe ſowohl in den Bemerkungen, womit er das Urtheil Bernouilli's einleitet, als in denen, welche auf deſſen Brief folgen. Newton wird von ihm nicht nur als Erfinder, ſondern auch in ſeinem Charakter angegriffen, obſchon alles vom Standpunkte der Vertheidigung. Dieſes Blatt wurde

nicht nur in England, ſondern auch in ganz Europa verbreitet; bald darauf ſogar in einer franzöſiſchen Ueberſetzung dem Journal Litteraire einverleibt. Es erregte das größte Aufſehen, ſteigerte in England den Zorn gegen Leibnitz und ſeine Anhänger, und kränkte namentlich Newton auf das tiefſte. Er nannte es in ſeinen Briefen ein verläumderiſches Libell. Ein unpartheiiſcher Kenner, derſelbe, welchem wir in dieſem Theile unſerer Erzählung hauptſächlich folgen, Biot, weiſt nach, daß Bernouilli weniger in dem ſtrengen Sinne der Wahrheit, als in einem Sinne, Leibnitz zu ſchmeicheln, geſchrieben haben müſſe: daß er Newton in mehreren Stücken Unrecht that, und nur die eine wichtige Bemerkung machte, welche den charakteriſchen Unterſchied der Notation betraf. Indeß Bernouilli dachte nicht, daß ſein Urtheil öffentlich bekannt gemacht werden würde; Leibnitz trieb ihn zwar an, es zu thun, d. h. öffentlich zu erklären, daß er die Fluxionsrechnung für jünger hielte, als die Differentialrechnung. Leibnitz wartete aber darauf nicht, ſondern kam ihm zuvor. Kurz, kein anderer, als Leibnitz ſelbſt iſt der Verfaſſer jenes berühmten Blattes vom 29. Juli 1713, mit dem Auszuge aus Bernouilli's Schreiben. Bernouilli allein wußte es, denn Leibnitz ſetzte ihn davon, in ſeinem Briefe aus Wien, den 19. Auguſt 1713, in Kenntniß. Aus Bernouilli's Schweigen ſchloß man irrig auf ihn als den Herausgeber, und gab ihm mit Unrecht Schuld, er habe Lobeserhebungen auf ſich ſelbſt in ſeinem Briefe an Leibnitz intercalirt, und ſich dadurch gewiſſermaßen, hinter Leibnitz, zum Miterfinder der Differentialrechnung gemacht. Leibnitz ſelbſt hat

hier das Zeugniß ſeiner Verdienſte um dieſe Wiſſenſchaft niedergelegt. Leibnitz machte ſich anheiſchig, ſobald ſeine Geſchäfte es zuließen, dem Briefwechſel des Ausſchuſſes der engliſchen Societät einen andern aus ſeinen Papieren entgegenzuſtellen, welcher die treuſte, vollſtändigſte Geſchichte der Differentialrechnung enthalten ſollte. Der Tod kam ihm zuvor. Da unterdeſſen der Streit zwiſchen ihm und Newton ein perſönlicher geworden war, ſo boten ſich der Abbé Conti, Remond von Montmort, der Sprachforſcher Chamberlayne bei Leibnitz im Jahre **1716** zu Vermittlern an; der König Georg I wünſchte es. So ſchütteten denn dieſe beiden großen Männer in den Briefen, welche ſie an dieſe Vermittler richteten, während jeder ſeine unbeſtreitbaren Rechte verwahrte, die jedoch der andere beſtritt, einen durch vierzig Jahre im Geheim genährten und verhaltenen Unmuth aus: zufolge unſeliger Mißverſtändniſſe nahm jeder hier zurück, was er noch bisher an Anerkennung oder Vertrauen dem andern früher bezeugt hatte oder bezeigt haben wollte. Newton bewies ſich dabei als der erbittertere; er verlangte ohne Ende Genugthuung von Leibnitz für das ihm angeſchuldigte Plagiat, ohne einzuſehen, daß Leibnitz dieſelbe Genugthuung von ihm zu fordern hatte. Newton verfolgte zuletzt ſeinen Nebenbuhler noch im Grabe, durch eine nach Leibnitzens Tode beſorgte neue Ausgabe, des für eine allgemeinere Verbreitung eingerichteten **Commercium epistolicum**, mit zwei neuen Briefen von Leibnitz, welche er ſich verſchafft hatte, und mit einer ſehr bittern Widerlegung begleitete. „Ich gebe zu, ſagt der edle Vertheidiger Leibnitzens gegen den neuſten Verfolger ſeiner

Ehre, Brewſter, daß Newton jene Widerlegung *vor* Leibnitzens Tode *geſchrieben* hatte; daß er ſie erſt nur ſeinen Freunden zeigte, und, als Leibnitz todt war, ſich beſchränkte — ſie *herauszugeben*. O über dieſe Erbitterung, ruft er aus, die ſich anfangs verbirgt und dann zum Vorſchein kommt, wenn der Tod ihr einen Triumph bereitet hat! Ich ziehe das Wort Leibnitzens vor, welcher ſein Werk gegen Locke's Verſuch über den menſchlichen Verſtand zurückbehielt, als dieſer unterdeſſen geſtorben war, und einem Freunde ſchrieb: es hat mich angewidert, Widerlegungen verſtorbener Schriftſteller herauszugeben, obgleich ſie während ihres Lebens erſcheinen und ihnen mitgetheilt werden ſollten." —

Dieſer Ausgang eines unſeligen Streites, ſchon der Streit an und für ſich, welcher mittelbar mit der Philoſophie in gewiſſer Verbindung ſtand, hat, wir wiederholen es, viel beigetragen, dem Anſehen Leibnitzens, als Philoſophen, in England und dann in Frankreich einen Damm entgegenzuſetzen, als der Senſualismus und Materialismus im letzteren Lande überhand nahm. Voltaire, welcher die Naturphiloſophie Newtons von England in ſein Vaterland zurückbrachte, um die Reſte der Carteſianiſchen Weltanſchauung, deren letzter Vertheidiger in Fontenelle ſtarb, daſelbſt zu zerſtreuen, hat es als ausgemacht hingeſtellt, daß Leibnitz die Differentialrechnung von Newton nur geborgt hätte, indem er überhaupt, wie neidiſch auf den Weltruhm des großen Deutſchen, ſich bemühte, ihn faſt nur als einen Polyhiſtor zu zeichnen, welcher bei der Unermeßlichkeit ſeines Wiſſens faſt doch nur ein abgeleitetes geiſtiges Leben geführt hätte; des Candide zu

geſchweigen, worin es ihm gelang, die höchſten Wahrheiten der Theologie und Religion auf den Boden der Satyre herabzuziehen, und dem Spotte preiszugeben. Selbſt ein Buffon begann ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit einer Schrift, in welcher er Leibnitzens Name, als Plagiarius an Newton's Verdienſten, in jugendlicher Leidenſchaft ſchmähete; und lange hatte es den Anſchein, als ſollte ein Blatt nach dem andern aus dem Kranze des großen Mannes geriſſen werden. —

Nachdem eine ſpätere Nachwelt dem Philoſophen, wie dem Geometer und Analyſten Leibnitz Gerechtigkeit widerfahren ließ, ſchwebt heute nur noch ein gewiſſes Dunkel über jenes höchſte Projekt, zu welchem der wiſſenſchaftliche Geiſt eines Leibnitz ſich erhob, gegen welches nemlich Philoſophie und Mathematik in ihren letzten und allgemeinſten Ergebniſſen wieder nur als Mittel und Element ſich verhalten ſollte. Wir meinen die Idee ſeiner allgemeinen Charakteriſtik, Specieuse Génèrale, deren Urſprung zu der früheſten Jugend Leibnitzens zurückführt, deren Entwickelung ihn auf der Höhe ſeines Lebens auf das ernſtlichſte beſchäftigte, von deren Ausführbarkeit er bis an ſein Ende durchdrungen war, und welche bei dem allen ein bloßer Entwurf geblieben iſt. Es iſt nicht lange her, daß wir durch Mittheilung einiger ungedruckten Aufſätze aus Leibnitzens Nachlaſſe, verbunden mit ähnlichen, vor längerer Zeit bekannt gewordenen Fragmenten, in den Stand geſetzt worden ſind, uns einen deutlichen Begriff von dem Entwurfe unſers Philoſophen zu machen. Dieſer Begriff iſt allerdings geeignet, unſer Erſtaunen zu erregen, und unſere Erwartung von dem, was möglicherweiſe

hätte geſchehen können, auf das höchſte zu ſpannen. Es ſchien hiernach, als wenn die Verheißungen Baco's von Verulam von der allgemeinen Wiedergeburt der Wiſſenſchaften zum erſtenmal in Erfüllung gehen, als wenn der menſchliche Geiſt innerhalb ſeiner Sphäre eine höhere Stufe erſteigen, und die Geſchichte der Cultur, Religion und Wiſſenſchaft eine neue Epoche erfahren werde. Doch ſuchen wir uns jenes Begriffes an ſich ſelbſt, ſo weit er an die abſtrakte Wiſſenſchaft ſich knüpft, zu bemächtigen.

Alle menſchliche Ratiocination (davon geht Leibnitz aus) wird durch gewiſſe Zeichen oder Charaktere vervollkommnet. Denn nicht nur die Dinge ſelbſt, ſondern auch die Vorſtellungen derſelben können und ſollen nicht immer dem Geiſte deutlich gegenwärtig ſein, und darum werden der Kürze wegen Zeichen für ſie angewandt. Dies gilt namentlich von der Sprache, welcher in dem Syſteme der Wiſſenſchaft durch dieſe ihre Bedeutung von Leibnitz die Stelle beſtimmt wird, welche auch das bezügliche Maaß ihrer Vollkommenheit abgiebt; wie dies Leibnitz im Eingange der Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache, erklärt: „Gleichwie man, ſagt er dort, in großen Handelsſtädten, auch im Spiel und ſonſten, nicht allezeit Geld zahlet, ſondern ſich an deſſen Statt der Zeddel oder Marken bis zur letzten Abrechnung oder Zahlung bedienet; alſo thut auch der Vorſtand mit den Bildniſſen der Dinge, zumal wenn er viel zu denken hat, daß er nemlich Zeichen dafür brauchet, damit er nicht nöthig habe, die Sache jedesmal, ſo oft ſie vorkommt, von neuem zu bedenken. Da-

her, wenn er ſie einmal wohl gefaſſet, begnügt er ſich hernach oft nicht nur in äußerlichen Reden, ſondern auch in den Gedanken und innerlichen Selbſtgeſprächen, das Wort an die Stelle zu ſetzen. Daher braucht man oft die Worte als Ziffern, oder als Rechenpfennige, anſtatt der Bildniſſe und Sachen, bis man Stufenweiſe zum Facit ſchreitet, und beim Vernunftſchluß zur Sache ſelbſt gelangt. Woraus erſcheinet, wie ein Großes daran gelegen, daß die Worte als Vorbilde und gleichſam als Wechſelzeddel des Verſtandes wohl gefaſſet, wohl unterſchieden, zulänglich, häufig, leichtfließend und angenehm ſein. Es haben (ſetzt Leibnitz dort hinzu) die Wißkünſtler (Mathematiker) eine Erfindung der Zeichenkunſt, davon die ſogenannte Algebra nur ein Theil: damit findet man heut zu Tage Dinge aus, ſo die Alten nicht erreichen können, und dennoch beſtehet die ganze Kunſt in Nichts, als im Gebrauch wohl angebrachter Zeichen. Die Alten haben mit der Cabbala viel Weſens gemacht und Geheimniſſe in den Worten geſuchet, und die würden ſie in der That in einer wohlgefaſſeten Sprache finden: als welche dienet, nicht nur vor die Wißkunſt, ſondern für alle Wiſſenſchaften, Künſte und Geſchäfte. Und hat man demnach die Cabbala oder Zeichenkunſt nicht nur in denen hebräiſchen Sprachgeheimniſſen, ſondern auch bei einer jeden Sprache, nicht zwar in gewiſſen buchſtäblichen Deuteleien, ſondern im rechten Verſtand und Gebrauch der Worte zu ſuchen."

Der Grundbegriff einer allgemeinen Charakteriſtik iſt abſtrakt in der Sprache ſchon enthalten: nur daß Leibnitz die Unvollkommenheit der Volksſprachen für den höchſten Zweck

aller Methode, nemlich für das Erfinden, für ebenſo unzulänglich erklärt, als die Charaktere der Chemiker und Aſtronomen, oder die Figuren der Chineſen und die Hieroglyphen der Aegypter. Die Volksſprachen, ſagt er, obſchon vom größten Nutzen für das Raiſonnement, ſind doch unzähligen Zweideutigkeiten unterworfen, und können den Dienſt einer Rechnung nicht leiſten: daß nemlich die Irrthümer der Ratiocination aus der Bildung und Conſtruction der Vocabeln ſelbſt, gleichſam als Solöcismen und Barbarismen, entdeckt werden könnten; wie in der Arithmetik und Algebra geſchieht, wo die ganze Ratiocination im Gebrauche der Zeichen beſteht, und wo ein Irrthum der Rechnung zugleich ein Irrthum des Geiſtes iſt.

Jenes ſchon in frühеſter Jugend gefaßte, und in der Schrift de arte Combinatoria bereits ausgeſprochene Poſtulat: daß alle menſchliche Gedanken ſich in ſehr wenige primitive Gedanken auflöſen ließen, und daß, wenn dieſen primitiven Gedanken entſprechende Charaktere angewieſen würden, daraus die Charaktere abgeleiteter Begriffe gebildet, und aus dieſen immer alle ihre Requiſita und Werthe ermittelt werden könnten, welches die Form eines Organon der allgemeinen Wiſſenſchaft abgäbe: dieſes Poſtulat alſo erhielt in Leibnitzens Geiſte eine ausgemachte Wahrheit und Nothwendigkeit. Ja, in der Vorausſetzung, daß dieſe Charaktere gefunden werden würden, entwarf er, größtentheils in den erſten Jahren nach ſeiner Anſiedelung in Hannover bis um das Jahr 1686, Schemata der künftigen Operationen, oder der

Elemente des Begriffs-Calcul, wobei er, als Mathematiker, einſtweilen ſich der Buchſtaben für die Gedanken-Charaktere bediente. So wenn A oder B oder jedes andere Zeichen ein Charakter heißt, wird ein aus mehreren Charakteren Zuſammengeſetztes eine Formel heißen, und wenn dieſe das Aequivalent eines Charakters iſt, um ihm ſubſtituirt zu werden, der Werth des Charakters. Der urſprüngliche Werth eines Charakters, welcher ihm nemlich nach Belieben beigelegt wird, und keines Beweiſes bedarf, bildet ſeine Bedeutung. Das Verhältniß zwiſchen zwei Ausdrücken, welche unbeſchadet der Regeln der Rechnung, einander ſubſtituirt werden können, heißt Aequipollenz. Außer dieſer giebt es noch andere Beziehungen (relationes), als Einſchließungen (inclusiones), Aehnlichkeiten, Determinationen. Und dieſe Relationen verhalten ſich zu den Charakteren und Formeln, wie die Sätze zu den Begriffen, oder die zweite Operation des Geiſtes zu der erſten. Die Rechnung ſelbſt nun, oder die Operation beſteht in dem Hervorbringen der Relation, durch Transmutation der Formeln, nach gewiſſen vorgeſchriebenen Geſetzen. Je mehr Geſetze oder Bedingungen aber dem Rechner vorgeſchrieben werden, deſto zuſammengeſetzter iſt die Rechnung nnd um ſo minder einfach die Charakteriſtik. Daraus erhellt, daß die Formeln (unter welche man, als die einfachſten, die Charaktere ſelbſt befaſſen kann), Relationen und Operationen ſich zu einander verhalten, wie die Begriffe, Sätze und Syllogismen. Dies wird von Leibnitz näher ausgeführt, und ein Aufſatz: **Non inelegans specimen demonstrandi in abstractis** liefert das klarſte abſtrakte Schema einer Rechnung

mit und nach Begriffen, in Euklideiſcher Form, bei feſtgeſtellten Definitionen und darauf gegründeten Theorieen und Scholien: alſo eine Anwendung der algebraiſchen Symbolik auf Begriffe, wodurch jede Verwechſelung dieſer allgemeinen Charakteriſtik oder allgemeinen Sprache mit ſolchen Entwürfen gleiches Namens, welche von der Vorausſetzung eines unmittelbaren Gebrauchs und Nutzens, wie der lebenden, oder der todten Sprachen in Schriften, ausgehen, unmöglich werden ſoll.

Die Schwierigkeit kommt indeß bei dieſer Vorausſetzung wieder: ob und wie Charaktere, welche den primitiven Gedanken entſprechen, gefunden werden können; mit andern Worten, ob dieſe Charaktere dasjenige im abſoluten Sinne leiſten werden, was die Sprache annäherungsweiſe in der That und Wirklichkeit leiſtet? Die religiöſe Tradition hatte jene vollendete Durchſichtigkeit der Sprache für den Gedanken der Sprache Adams beigelegt, wo die Namen der Dinge ihren Weſenheiten entſprochen haben, aber wer kennt dieſe? Leibnitz ſelbſt geſteht: da es wegen der wunderbaren Verknüpfung der Dinge überaus ſchwer ſei, die charakteriſtiſchen Zahlen weniger, von den andern verſchiedener, Dinge zu geben, ſei er auf einen nicht übeln Kunſtgriff gefallen, um zu zeigen, daß man die Ratiocination durch Zahlen anerkennen dürfe. Er nimmt nemlich an, es gebe bereits jene ſo wunderbaren, charakteriſtiſchen Zahlen, und nach Beobachtung einer gewiſſen allgemeinen Eigenſchaft derſelben, in Folge deren er ſolche Zahlen, wie er ſie inzwiſchen annimmt, anwendet, demonſtrirt und zeigt er ſogleich, in ſtreng demonſtrativer Weiſe, auf

welche Art erkannt werden könne, ob die Argumentationen in der Form gut ſind. Ob aber die Argumente dem Inhalte nach (vi materiae) gut ſind oder ſchließen, ſagt Leibnitz, dies werde erſt dann ohne Mühe und Gefahr des Schließens beurtheilt werden können, wenn man die wahren charakteriſtiſchen Zahlen der Dinge haben wird. Leibnitz muß alſo einräumen, daß er zwar von der Combination von Verhältniſſen der Dinge, immer aber nicht dieſer ſelbſt unter ſich einen Begriff habe.

Eine viel größere Schwierigkeit aber liegt in der Sache ſelbſt, ehe man noch zu den ihnen entſprechenden Charaktern überginge: es wird vorausgeſetzt, daß die primitiven Wahrheiten über die göttlichen und menſchlichen Dinge, mit einem Wort, die wahre abſolute Philoſophie vorhanden ſei; und Leibnitz hat ſich dies ſo wenig verſchwiegen, daß er geradezu ſeine eigne Philoſophie, als die wahre, dem philoſophiſchen Calculus zu Grunde legen wollte, wenn er ſchrieb: „Statt der Axiome und Theoreme des Euklides von der Größe und Proportion habe ich andere von viel größerm Gewichte und allgemeinerm Nutzen gefunden: von den coincidirenden, congruirenden, ähnlichen und determinirten Dingen, von der Urſache und determinirten Wirkung, oder von der Macht (potentia), von den Relationen im Allgemeinen, von dem Enthaltenden und Enthaltenen (de continente et contento), von dem was für ſich und was per accidens geſchieht“ — bis hieher ſpricht Leibnitz von bloßen Relationen, mechaniſchen und dynamiſchen; nun aber geht er auf die concreten Sätze ſeiner uns bekannten Speculation über, und was folgt, ſind

gleichſam Ueberſchriften der beſondern Kapitel der Monadologie: — „von der allgemeinen Natur der Subſtanz, und von der vollkommnen Spontaneität und Ingenerabilität und Incorruptibilität der Subſtanzen, und von der Einheit der Dinge und der Uebereinſtimmung (de conspiratione) der Subſtanzen unter ſich. Woher auch das Geheimniß der Einheit zwiſchen Seele und Leib ans Licht kommt, und die Art, wie die Subſtanzen wirken, und die Mitwirkung Gottes, und die Urſache des Uebels und die Freiheit, verſöhnt mit der Vorſehung und der Gewißheit, oder der determinirten Wahrheit der zufälligen Dinge, und die Metamorphoſe ſtatt der Metempſychoſe." Hier berührt Leibnitz die zwei metaphyſiſchen Principien, des Widerſpruchs und des hinreichenden Grundes, den Unterſchied zwiſchen den nothwendigen und zufälligen Wahrheiten, welchen er dem zwiſchen den commenſurabeln und incommenſurabeln Zahlen vergleicht; und den Weg zeigt, wie durch letztere, als vermittelſt einer unendlichen Reihe irrationaler Zahlen, auf Gott, als den Urgrund außer der Reihe geſchloſſen wird. Diejenige Wahrheit, welche der Analyſis unfähig iſt, und aus ihren Gründen nicht bewieſen werden kann, ſondern aus dem göttlichen Geiſte allein den letzten Grund und die Gewißheit nimmt, iſt keine nothwendige. Dies ſei die radix contingentiae, welche noch niemand vorher aufgeſtellt habe. Dies ſchrieb Leibnitz um das Jahr 1686, als er von ſeinem neuen Syſtem noch nichts, als einen kurzen Aufſatz über die Arten und Grade der Vorſtellungen in den Acta Eruditorum bekannt gemacht hatte. Aber in einem

Briefe an Burnet vom Jahre 1697 findet ſich bei ihm das für die Beurtheilung der Sache wichtige Geſtändniß, über dieſe wahrhaft reellen und philoſophiſchen Charaktere, welche der Analyſis der Gedanken entſprechen ſollten: „Es iſt wahr, daß dieſe Charactere die wahre Philoſophie vorausſetzen, und daß ich erſt jetzt es wagen und unternehmen würde, ſie zu machen (de les fabriquer).“ Und merkwürdig, bei der Ueberzeugung, daß er die wahre Philoſophie gefunden habe, ſehen wir Leibnitz bei fortſchreitenden Jahren in der Ueberzeugung von der Ausführbarkeit und allgemeinen Anwendbarkeit immer feſter werden, und mit dieſem Gedanken aus der Welt gehen; wie er denn zwei Jahre vor ſeinem Tode die Realität ſeiner Specieuse Générale oder allgemeinen Charakteriſtik der ſeiner Differentialrechnung vollkommen gleichgeſtellt hat. „Wenn es ihm gelungen ſei, ſchrieb er an Remond, vortreffliche Männer zum Anbau der Rechnung mit Unendlichkleinen zu ermuntern, ſo war es, weil er in die Augen fallende Proben ihres Nutzens habe geben können. Er habe dem Marquis von Hospital und Andern von ſeiner Specieuse générale geſprochen, welche aber nicht mehr Aufmerkſamkeit darauf verwandt hätten, als wenn er ihnen einen Traum erzählt hätte. Ich müßte ſie, ſetzte er hinzu, durch irgend einen handgreiflichen Gebrauch unterſtützen; aber zu dem Ende müßte ich wenigſtens einen Theil meiner Charakteriſtik verfertigen, was nicht leicht iſt, beſonders in dem Stande, wo ich bin, und ohne die Unterhaltung mit Perſonen, welche mich bei Arbeiten dieſer Natur aufmuntern und unterſtützen könnten.“ In einem, einige Monate älteren Briefe

verſichert er denſelben: es wäre ſehr ſchwer, dieſe Charakteriſtik oder Sprache zu erfinden, oder zu geſtalten; aber ſehr leicht, ſie ohne Wörterbücher zu lernen. Dennoch hoffte er ſie zu liefern, wenn er minder zerſtreut oder jünger wäre, oder begabte junge Leute dabei zur Seite hätte. Es hätte nur, äußert er anderswo, einen ſogenannten philoſophiſchen und mathematiſchen Curſus nach einer neuen Methode gebraucht, welche er angeben kön te, und die nicht ſchwieriger wäre, als jeder andere ſolche Curſus. Einige ausgezeichnete Menſchen, glaubte er, würden die Sache innerhalb fünf Jahre ausrichten können; binnen zwei Jahren aber werden ſie die mehr in das Leben einſchlagenden Doctrinen, d. i. die Moral und die Metaphyſik in einem unwiderſprechlichen Calcul liefern. Alles in der Vorausſetzung von der unbedingten Richtigkeit ſeiner ſpeculativen Meditationen.

Dies ſind Data und Geſtändniſſe, welche uns heutzutage zu einer Meinung über den Entwurf ſelbſt zu berechtigen ſcheinen. Man halte gegen dieſe Verheißungen den Gang, welchen der menſchliche Geiſt in der Geſchichte ſeiner Entwikkelung nimmt, und deſſen allgemeinere Geſetze ein tieferes Selbſtinnewerden des philoſophirenden Geiſtes ans Licht gefördert hat, und man wird, um es kurz zu ſagen, kaum umhin können, bei aller Ehrfurcht vor dem Genie des großen Leibnitz, die allgemeine Charakteriſtik oder den philoſophiſchen Calcul mit dem Stein der Weiſen oder dem Geheimniſſe der Goldbereitung auf eine Linie zu ſtellen, nur daß Leibnitz das reine Gold der Wahrheit auf endlichem Wege zu finden wähnte, während jene nur das irdiſche materielle Metall im

Auge hatten. Bei einem gewiſſen, aber rein mathematiſchen Entwurfe Leibnitzens, deſſen Ausführung aber ebenfalls vergebens erwartet wurde, der Analysis situs, läßt Kant, welchen kein Name blendete, es dahingeſtellt, ob die Urſache der Nichterfüllung dahin zu ſetzen, „daß Leibnitzen ſeine Verſuche noch zu unvollendet ſchienen, oder ob es ihm gegangen ſei, wie Boerhave von großen Chemiſten vermuthet: daß ſie öfters Kunſtſtücke vorgaben, in deren Beſitze ſie wären, da ſie eigentlich nur in der Ueberredung und dem Zutrauen zu ihrer Geſchicklichkeit ſtanden: daß ihnen die Ausführung deſſelben nicht mißlingen könnte, wenn ſie einmal dieſelbe übernehmen wollten; wenigſtens habe es den Anſchein, daß jene mathematiſche Disciplin, welche Leibnitz im voraus Analysin situs betitelte, und deren Verluſt unter Andern Buffon bedauert hat, wohl niemals etwas mehr als ein Gedankending geweſen ſei.“ Bei der allgemeinen Charakteriſtik aber kann wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß ſie in ihres Urhebers Kopfe niemals etwas mehr, als ein ſolches Gedankending geweſen ſei. Daß jede urſprüngliche Production des Genies, in der Poeſie, wie in der Wiſſenſchaft, ſynthetiſch geſchehe, und die Analyſis die Syntheſis vorausſetze, dieſe Einſicht, welche wir einer tiefern Natur- und Kunſtanſchauung verdanken, ſtellt uns auf einen Punkt, wo uns der große Mann in einer Selbſttäuſchung befangen ſcheint, wenn er die concrete Wahrheit ſelbſt in den Regionen der Speculation, durch reine Analyſis für erreichbar glaubte. Es iſt unbeſtreitbar, daß die geiſtige Productivität immer ein Ausfluß der Perſönlichkeit und Individualität iſt, wie dieſe ſelbſt mitten in einer gegebenen hiſtoriſchen Epoche, welche

inſofern ſelbſt individuell iſt, ſich ergreift: welches die zwiefache Bedeutung hat, daß die Productivität, mithin die Ideen in Kunſt und Wiſſenſchaft, in ihrer Wurzel der Analyſis ſich entziehen, wie ſie zugleich die Schranke der Perſönlichkeit und ihres Zeitalters an ſich tragen: welches von ſelbſt auf einen Prozeß in's Unendliche hinweiſt. Der Begriff des Leibnitzſchen philoſophiſchen Calculs ſcheint aber gewiſſermaßen eine Umkehrung dieſes urſprünglichen Verhältniſſes in der Natur und Geſchichte der Ideen. Indem die Productivität von der Perſönlichkeit abgelöſt, und dem Calcul unterworfen wird, wird ſie verendlicht; und auf der andern Seite ſoll ſie wieder dadurch von der Schranke der Individualität und des Werdens in der Geſchichte befreit werden: ein Widerſpruch, an deſſen Löſung die lebendige Geſchichte allein zu arbeiten vermag. Die Wirkung eines ſolchen Calculs wäre der Stillſtand der Idee, die geiſtige Unterjochung der Zukunft durch eine nach Abſolutismus ſtrebende Gegenwart; da es doch in dem Weſen der Idee und der echten Productivität liegt, jedesmal von neuem anzufangen, ſich in ewiger Jugend als Idealität zu bewähren. Ohne es zu wollen, hätte Leibnitz in der That in der Ausführung jenes kühnen Entwurfs ſeine eigne, an ſeine Individualität geknüpfte Speculation über die Natur, die Seele und das Univerſum, maßgebend für alle Zeit, als einen abſoluten Dogmatismus aufgeſtellt. Nicht genug, die Löſung jener ewigen Probleme für ſeine Zeit und nach den ihm dargegebenen Mitteln ausgeſprochen zu haben, hätte er ſie durch ewige Charaktere und einen mechaniſchen Formalismus fixiren mögen. Jeder große Mann ſtrebt von

Natur nach der Herrſchaft über die Geiſter: er nimmt, ohne es zu wollen, das ihm gewordene, relativ größte Maaß, für das abſolut größte und allgemeinſte: ein ſolcher Inſtinkt der Großheit hat Leibnitz zu ſeinem transcendenten Entwurfe verleitet. Der Irrthum einer jeden Zeit entſteht aus einer einſeitigen und übertriebenen Anwendung und Uebertragung eines gewiſſen Princips von einem Zweige auf den ganzen Baum der menſchlichen Erkenntniß. Leibnitz hat die Analyſe auch auf das Gebiet der Ideen, als abſolute Norm, anwenden wollen. Es ſteckt darin ein Ueberreſt der myſtiſchen Cabbala, welche das Weſen der Dinge in die Zahlen ſetzte; wie denn Leibnitz, im Eingange des Aufſatzes „Geſchichte und Empfehlung der allgemeinen Charakteriſtik", in deutlichen Worten die Zahl als das abſolute Maaß alles Seins definirt, gewiſſermaßen als eine metaphyſiſche Figur, und die Arithmetik für die Statik des Univerſums; uneingedenk, daß er innerhalb ſeiner Metaphyſik ein Unendliches als Abſolutes anerkannte. Aus derſelben Einſeitigkeit, wonach Leibnitz die Wahrheiten der Moral und Metaphyſik durch Rechnung zu entdecken verſichert war, alſo ein Unendliches in das Endliche herabzog, entſprang, um es bei dieſer Gelegenheit zu erwähnen, auch ſeine beſchränkte Anſicht und Definition der Kunſt, welche er, in dem Streben der Analyſis, aus dem Bereiche der Idee in das Gebiet der Sinnlichkeit, und zwar der dunkeln Vorſtellungen endlicher Verhältniſſe herabſetzte, mithin von der Idee in der Kunſt, dem begeiſternden, objektiven Principe derſelben, keine Ahnung hatte; was freilich die noch pſychologiſche Grundlage zu der von Alexander Baumgarten gegründeten

Aeſthetik hergegeben hat. Die Muſik definirt Leibnitz als „eine Arithmetik der Seele, welche nicht weiß, daß ſie zählt;“ und in dieſe dunkle Arithmetik ſetzt er das Weſen des Vergnügens bei der Muſik; ſowie das Vergnügen an der Malerei und Poeſie durch das dunkle Wahrnehmen der Proportionen und Rhythmen. Dem philoſophiſchen Calcul zur Erfindung und Beurtheilung concreter Ideen würde dann, ſo zu ſagen, ein äſthetiſcher Calcul zur Compoſition in Muſik und Malerei folgerichtig zur Seite geſtanden haben, oder ihm, vermöge der größern Symbolik der Künſte, vorangehen haben müſſen. Hier, in dieſer Anſicht von der Kunſt und Poeſie, ſpricht der große Mann nur den Geiſt ſeines Jahrhunderts aus; es iſt immer dieſe Verkennung der Idee des Unendlichen, Urſprünglichen, Individuellen, das geregelte Ceremoniel des geſellſchaftlichen und höfiſchen Lebens, übergetragen auf die Region der Phantaſie. Daſſelbe zeigt ſich endlich in Bezug auf die Sprache, welche die lebendigſte Vermittelung zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit bedeutet, und an welche Leibnitz das Problem der allgemeinen Charakteriſtik anknüpfte. Auch hier, wie wir geſehen, ließ er das ſinnliche Element in einſeitig ſymboliſcher Auffaſſung des Ausdrucks zu ſehr vorwalten; indem er das Sprechen geradeswegs als ein Rechnen darſtellt, und die Worte Wechſelzettel nennt. An dieſen dünnen Faden, dieſe einſeitige Auffaſſung der Sprache, knüpft ja auch Leibnitz den Entwurf der allgemeinen Charakteriſtik. Eine lebendigere, eine plaſtiſche Poeſie, welche leider die deutſche Literatur zu jener Zeit nicht darbot, hätte den Philoſophen am beſten zu einem höhern Begriffe von der Sprache, als der

Geſtaltung, dem ſich Innewerden des ſich oder die Natur anſchauenden Geiſtes erheben können. Hat doch Leibnitz ſelbſt, durch glückliche Inconſequenz, durch Anwendung des Princips vom zureichenden Grunde, auf den objektiven, nicht blos ſymboliſchen Werth der Wurzeln in der Sprache, vorzüglich der deutſchen Sprache, in mehreren Beiſpielen hingewieſen, „ſo nicht allein, ſagt er, der Dinge Urſprung entdecken, ſondern auch zu erkennen geben, daß die Wort nicht eben ſo willkührlich oder von ohngefähr herfürkommen, als einige vermeinen, wie dann nichts ohngefähr in der Welt, als nach unſrer Unwiſſenheit, wenn uns die Urſachen verborgen." Und doch hat Leibnitz im Ernſte wünſchen können, es möchte nur Eine Sprache in der Welt geben, weil dann in der That das menſchliche Leben um den dritten Theil zunehmen würde, um ſoviel nemlich, als auf Erlernung der Sprachen verwendet werde; während gerade die Vielheit der Sprachen, und die ſie bedingende Individualität der Völker für den lebendigen Fortſchritt des menſchlichen Geiſtes ſo nothwendig, ſo erſprießlich iſt, als die Perſönlichkeit und Individualität, beim Hervorbringen der Ideen in Kunſt und Philoſophie. Eine Verlängerung des menſchlichen Lebens in dieſem Geiſte erinnert faſt an das Suchen jenes Mittels zur Verlängerung des irdiſchen, individuellen Lebens, von welchem noch Baco geträumt hat. Ein ganz anderes ſcheint zu dem wahren Geiſte der Monadologie zu ſtimmen.

Je klarer uns von dieſem Standpunkte ſowohl das Entbehrliche, als auch das Unausführbare, ja, wenn man will, das Negative und Retardirende des Entwurfs einer allgemeinen

Charakteriſtik im Sinne Leibnitzens wird, deſto weniger alſo können wir in den Enthuſiasmus eingehen, womit der große Mann von den geträumten Wirkungen dieſes Entwurfs für das menſchliche Geſchlecht ſo oft geredet. Es wäre doch merkwürdig, aber in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes vielleicht nicht ohne Beiſpiel, wenn Leibnitz ſeine großartigen Entdeckungen in der Mathematik und ſeine tiefſinnigen Meditationen über die Natur in gewiſſer Hinſicht und zum Theil dadurch gefunden hätte, daß er einem Phantom nachging, welches ihm von Kindheit an bis an ſein Ende als das Höchſte des menſchlichen Geiſtes erſchien; wie Alchymie und Aſtrologie das meiſte beigetragen, die Grenzen des menſchlichen Wiſſens hinauszurücken. Man weiß immer nicht, ob Leibnitz zu ſeiner Charakteriſtik deshalb die Hand nicht angelegt hat, weil ſie ihm ſo leicht ſchien, oder daß er deshalb an ihrer Leichtigkeit und Ausführbarkeit bis zuletzt hielt, weil ſie nur als Idee, als Entwurf in ſeinem Geiſte lebte.

Man denkt hier unwillkührlich an den gigantiſchen Entwurf der Eroberung Aegyptens und eines großen Theils von Aſien durch Ludwig XIV zurück, wodurch Leibnitz im Jahre 1672 der Geſchichte des chriſtlichen Europa ein neues und unermeßliches Feld hatte anweiſen wollen. Die Beziehung zu dieſem großartigen, obwohl mißlungenen Entwurfe Leibnitzens tritt um ſo unerwarteter hervor, als wirklich kurz nach dem Frieden von Nimwegen Leibnitz zwei Denkſchriften an Ludwig XIV gerichtet hat, in der Abſicht, den ſieggekrönten Monarchen für eine neue Geſtaltung der Wiſſenſchaften, mit der Ausſicht auf ihre Reform durch die allgemeine

Charakteriſtik, zu begeiſtern. Von dieſen, dem Monarchen beſtimmten Denkſchriften lautet die eine: **Préceptes pour avancer les sciences**; die andere: **Discours touchant la méthode de la certitude et l'art d'inventer, pour finir les disputes et pour faire en peu de temps de grands progrès.** Der Philoſoph zeigt uns hier Ludwig XIV auf der Höhe ſeines kriegeriſchen Ruhmes, und ſucht ihn für den Schutz und die Leitung der Eroberungen im Reiche der Wiſſenſchaften und Künſte des Friedens zu gewinnen. Nach dem Ideal, das ſich Leibnitz von jenem ewigen Frieden im Reiche der Wahrheit, vermöge des philoſophiſchen Calculs gebildet hatte, mußte der beſtehende Zuſtand des Uebergangs und des Fluſſes in den Ideen, welches der Charakter einer jeden beſondern geſchichtlichen Epoche iſt, ihm gewiſſermaßen als Anarchie und Verwirrung erſcheinen; und ſo beginnt er denn die „Vorſchriften zur Förderung der Wiſſenſchaften“ mit bänglichen Vorbedeutungen einer nahen Rückkehr zur Barbarei: wenn er die geringe Uebereinſtimmung in den Entwürfen, die entgegengeſetzten Bahnen, die man einſchlage, die Gereiztheit der einen gegen die andern ſehe, daß man nemlich mehr niederzureißen, als zu bauen, ſeinen Gefährten eher zurückzuhalten, als in Geſellſchaft mit ihm fortzuſchreiten ſuche, endlich wenn er ſehe, daß die Praxis von den Einſichten der Theorie keinen Nutzen ziehe, daß man nicht arbeite, die Zahl der Streitigkeiten zu vermindern, ſondern zu vermehren, daß man ſich mit glänzenden Reden ſtatt einer ernſten und entſcheidenden Methode begnüge. Ein Ekel vor der Wiſſenſchaft und eine verhängnißvolle Verzweiflung werde mit der Zeit die

Menſchen der Barbarei in die Arme führen. Die ſchreckliche Maſſe der täglich ſich aufhäufenden Bücher trage ſehr viel dazu bei. Die Unermeßlichkeit der Schriftſteller werde ſie der Gefahr einer allgemeinen Vergeſſenheit ausſetzen, die Hoffnung auf Ruhm, dieſer Sporn zur Arbeit bei Vielen, werde plötzlich aufhören, und es werde vielleicht ebenſo zur Schande gereichen, Schriftſteller zu ſein, als es früher eine Ehre geweſen. Mitten in dieſer Verwirrung werde eines Tages ein großer Fürſt, frei und feſt auf ſeinem Throne, ruhmliebend und aufgeklärt, die Wichtigkeit der Angelegenheiten begreifend, unter beſſeren Auſpicien daſſelbe unternehmen, was Alexander der Große und Ariſtoteles in Betreff der Naturwiſſenſchaft, was die oſtrömiſchen Kaiſer Juſtinian, Baſilius der Macedonier, Leo der Philoſoph und Conſtantin Porphyrogeneta (doch ſchlecht), machen ließen — und was Almanſor oder Mirandolin, der große Araberfürſt, bei ſeiner Nation bewerkſtelligte: die Quinteſſenz der beſten Bücher auszuziehen, und ihnen die beſten, noch unaufgeſchriebenen Beobachtungen der Erprobteſten in jeder Profeſſion hinzuzufügen, um Syſteme einer gründlichen Kenntniß aufzubauen, geeignet, das Glück der Menſchen zu befördern, wie es auf Erfahrungen uud Demonſtrationen gegründet, und für den Gebrauch mit Repertorien ausgeſtattet: eines der größten und dauerhafteſten Denkmäler ſeines Ruhmes und eine unvergleichliche Verpflichtung, welche er dem ganzen menſchlichen Geſchlechte auferlegen wird. Vielleicht wird auch dieſer große Fürſt, ſetzt Leibnitz hinzu, Preiſe für diejenigen ausſetzen, welche Entdeckungen machen, oder wichtige, in der Verwirrung der Menſchen oder

Schriftſteller verborgene Kenntniſſe entdecken werden... Aber was brauche ich einer Fiction? unterbricht er ſich ſelbſt. Warum ſoll man auf eine entfernte Nachwelt hinaus verlegen, was unvergleichlich leichter zu unſerer Zeit wäre, weil die Verwirrung noch nicht auf dieſen Punkt geſtiegen iſt, wo ſie ſich alsdann finden wird. Welches Jahrhundert wird geeigneter dazu ſein, als das unſere, welches man vielleicht in der Zukunft mit dem Namen des „siècle d'inventions et de merveilles“ bezeichnen wird? Und das größte Wunder, welches man da bemerken wird, iſt vielleicht dieſer große Fürſt, auf welchen unſre Zeit ſtolz iſt, und welchen die nachfolgenden Zeiten vergebens wünſchen werden. Ich enthalte mich hier alles Lobes in Betreff der Staats- und der Kriegskunſt: was er für die *Wiſſenſchaften* gethan hat, würde für ſich allein hinreichen, ihn unſterblich zu machen. Man braucht ihn nicht näher zu beſchreiben. Er iſt zu einzig und zu erkennbar von allen Seiten. Vielleicht hat unter ſo vielen geſchickten Männern ſeines blühenden Reiches und vorzüglich ſeines Hofes, welcher eine Verſammlung außerordentlicher Perſonen iſt, längſt jemand auf ſeinen Befehl einen allgemeinen Plan für die Beförderung der Wiſſenſchaften aufgeſetzt, würdig der Wiſſenſchaften und des Königs, und weit über den Entwurf, den ich machen kann. Aber wenn ich glücklich genug ſein ſollte, zuerſt darüber zu ſchreiben, ſo bin ich verſichert, ich kann den auf das Allgemeine gehenden Blicken dieſes Monarchen, welche überall bewundernswürdig ſind, und ſich ohne Zweifel bis zu den Wiſſenſchaften erſtrecken, weder zuvorkommen, noch ſie erreichen. Alles was wir wünſchen müſſen,

iſt, daß nichts Widerwärtiges ihre Ausführung abwende, daß der Himmel fortfahre, ihn zu begünſtigen, und daß er, ohne von außen behelligt zu werden, Europa dieſes glücklichen Friedens genießen laſſen könne, durch welchen er ſeine wunderbaren Thaten gekrönt hat. In dieſer ruhmvollen Ruhe wird ſeine großmüthige Municicenz die Wiſſenſchaften ſo weit führen, als dies mit den Kräften der Menſchen dieſer Zeit möglich iſt: die Wiſſenſchaften, ſage ich, welche die vornehmſte Zierde des Friedens, das größte Werkzeug des Krieges und der beſte Schatz des menſchlichen Geſchlechtes ſind.“ Die Beziehung auf Ludwig XIV giebt auch der zweiten Denkſchrift ihr eigenthümlich hiſtoriſches Gepräge; nach einem Lobe alles deſſen, was dieſer Monarch für das Beſte des menſchlichen Geſchlechts thun **könnte**, wenn er wollte, heißt es hier: „Es bleibt alſo nur übrig, dieſen großen Fürſten von allem dem, was er vermag, in Kenntniß zu ſetzen. Dieſe Sorge gehört den erlauchten Perſonen in ſeiner Umgebung; aber da ſie alle mit großen Beſchäftigungen belaſtet ſind, iſt es die Pflicht der Andern, ihnen Denkſchriften zu liefern; und wenn **dieſes Blatt** unter andern dazu dienen könnte, ſo **wäre es ziemlich gut angewandt.**“ Ob dieſe Blätter auch an ihre Beſtimmung gelangten, und welche Aufnahme ſie gefunden haben mögen, ſchwebt im Dunkeln. Sie bleiben in ihrer Art ein redendes Denkmal von der Beharrlichkeit und dem Feuer, womit Leibnitz ſeine einmal für das Allgemeine der Menſchheit gefaßten Entwürfe ins Daſein zu rufen ſtrebte.

Indem wir bei Leibnitz von der Speculation immer zuletzt zu dem Leben, zu der Geſchichte zurückgeführt werden, ſo bleibt uns noch das Verhältniß, in welchem bei ihm Religion und Kirche zur ſtrengen Philoſophie ſtand, zu betrachten übrig, und nicht blos zur Philoſophie überhaupt, ſondern ſogar zu dem Entwurfe der allgemeinen Charakteriſtik. Denn wir finden, daß er der Ausbreitung und Erhaltung der wahren Religion in jener Entdeckung, außer den „Wundern und der Heiligkeit irgend eines apoſtoliſchen Mannes oder dem Siege eines großen Monarchen" das wirkſamſte Mittel zu verleihen hoffte; da die Apoſtaſie von der einmal als wahr erkannten Religion ebenſo wenig denkbar ſei, als die eines Mathematikers von der Geometrie und Arithmetik. Alſo hier iſt der Ort, Leibnitzens eigene religiöſe Ueberzeugungen in ihrem Zuſammenhang mit ſeinem Syſtem, als Philoſophen und Staatsmanns zu beleuchten; indem jene Ueberzeugung bei den ſo manchen Veranlaſſungen in ſeinem Leben ſich ſelten rein und unvermiſcht, ſondern faſt immer unter eigenthümlichen Umſtänden, beſonders in Begleitung oder auf Veranlaſſung einer an ihn geſtellten Forderung zum Uebertritt in die katholiſche Kirche, oder, und noch häufiger, in der Verknüpfung mit den kirchlichen Reunionsverhandlungen ſich ausſpricht, in welchen er in Hannover von dem letzten Regierungsjahre des Herzogs Johann Friedrich an, zwanzig Jahre hindurch eifrig und thätig geweſen iſt. Dieſe Thätigkeit war bei Leibnitz nicht iſolirt; die Reunion ſtand auf erſter Linie mit den Lebensfragen ſeines Jahrhunderts; keiner aber zeigte ſich dabei von ſo verſchiedenen, ja einander entgegengeſetzten Seiten,

als er; und darüber giebt uns nur ſeine Philoſophie Aufſchluß. Denn nicht die Befriedigung eines religiöſen Bedürfniſſes, ſondern das Poſtulat einer ſpekulativen Idee, wie ſie in ſeinen vorhin entwickelten Principien des chriſtlichen Staats- und Völkerrechts enthalten iſt, und welches er in der mittelalterlichen Hierarchie mit dem Dualismus von Pabſt und Kaiſer ſymboliſch repräſentirt ſah, nur dies feuerte Leibnitz an, ſo lange an der Wiederherſtellung des kirchlichen Verbandes der Proteſtanten mit dem Oberhaupte der katholiſchen Kirche zu arbeiten: ein perſönlich-religiöſes Motiv war dabei kaum vorhanden; es fehlte alſo dabei eigentlich doch dasjenige, welches den Hebel bei Revolutionen im Gebiete kirchlich-religiöſen Lebens ausmacht, jenes Durchdrungenſein von einem einſeitig ausſchließenden Religionsprinzip. Leibnitzens religiöſe Ueberzeugung und innerer Friede war in der That von der Verwirklichung des Kirchenfriedens nicht weniger unabhängig, als etwa ſeine philoſophiſche Ueberzeugung über Gott und die Natur, von der Verwirklichung ſeiner allgemeinen Charakteriſtik. So wird man den anſcheinenden Widerſpruch verſtehen: bei der ſo nachdrücklichen Empfehlung der Inſtitutionen der katholiſchen Kirche, aus dem Geſichtspunkte ihrer Verfaſſung, die nicht minder beharrliche Weigerung, wenn jemand ihn beim Worte nehmen wollte, zur katholiſchen Kirche überzutreten. Dann ſtellten ſich jederzeit die unüberwindlichſten Hinderniſſe ein. Warum that er es nicht? er hatte keinen hinreichenden Grund, eine Kirche und eine Parthei zu verlaſſen, welche ihm zum ewigen Heil vollkommen genügte; ungeachtet er offen geſtanden hat, er würde, wäre

er in der katholiſchen Kirche geboren, ſie nur verlaſſen haben, wenn man ihn, ſeiner Philoſophie wegen, ausgeſtoßen hätte. Die Dogmen ließ er ſo weit gelten, als er ihre metaphyſiſche Möglichkeit einſah, ja er verehrte ſie, wenn ſie eine große ſpekulative Wahrheit, vor Allem folgerichtigen Zuſammenhang enthielten; keines der vorhandenen kirchlichen Syſteme entſprach aber ſeinem philoſophiſchen, wenn man will, ſeinem theologiſchen Syſteme, ſo vollkommen, daß er es dem entgegenſtehenden unbedingt vorgezogen hätte. Auf einem ſolchen Standpunkte, bei dieſen Grundſätzen hatte Leibnitz ein außerordentlich weites Feld zu dialektiſcher Behandlung und Vereinigung der Controverſen; der Abſtand, oder will man, die Höhe, in welcher der Philoſoph über den Theologen beider Theile ſich behauptete, entzog indeſſen ſeinen Verhandlungen die Wärme und verlieh ihnen etwas, das an den Calcul erinnert; er konnte den Sachen erſtaunlich ſich anſchmiegen, ohne jemals in ſie aufzugehen.

Leibnitzens Geſinnungen in dieſer Hinſicht lernen wir am treueſten aus ſeinem Briefwechſel mit dem berühmten Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels aus den Jahren **1683** bis **1685** kennen, als er von dieſem fürſtlichen Freunde mit leidenſchaftlicher Heftigkeit, gleich ihm ſelbſt zum Uebertritt in die katholiſche Kirche aufgefordert wurde, zumal er, der Landgraf, ſich eine gewiſſe Freiheit, als Convertit, herausgenommen, und ſie in einer Schrift: „Diskret-Katholiſcher“ ausgeſprochen hatte; wie er denn als eifriger Freund Anton Arnauds kein blinder Anhänger der römiſchen Curie ſein konnte. Der Landgraf richtete alſo gegen Ende des Jahres

1683 ein Schreiben an Leibnitz, franzöſiſch, mit der auffallenden Ueberſchrift: Suegliarino al mio tanto carissimo quanto capacissimo Signore Leibnitz (Bußwecker für meinen ſo theuerſten, als einſichtsvollſten Leibnitz). Dieſer Bußwecker ergeht ſich hauptſächlich über die Mangelhaftigkeit der proteſtantiſchen Kirche als Anſtalt zur Seligkeit, und zeichnet ſich weiter durch kein Motiv aus, das nicht von allen damaligen katholiſchen Controverſiſten beigebracht würde. Er legt dabei Leibnitzen ans Herz: „Gott habe ihn vor ſo vielen Andern ausgezeichnet, welche bei ähnlicher Gelegenheit mit ihren äußeren perſönlichen Verhältniſſen in einen Kampf geriethen. Denn außer daß ſeine Verdienſte und Talente ſo groß ſeien, ſchreibt er, daß mehrere große Potentaten und Fürſten l'uno a gara de l'altro darum beeifert wären, ihn zu haben, und ihn noch beſſer zu ſtellen, als er ſtehe (in der That hatte der Landgraf ſelbſt, im Auftrage des Erzbiſchofs von Köln, Leibnitzen die Stelle eines Kanzlers zu Hildesheim angetragen, was Leibnitz aber ſchon deshalb ablehnte, weil das Biſthum Hildesheim mit dem Hauſe Braunſchweig ehedem in Zerwürfniſſen geſtanden, was dieſen Uebergang gehäſſig machte), ſo glaube er nicht, daß, wenn er ſich anders in dem Temperamente, dem Geiſte und den Maximen ſeines Herrn (damals des Herzogs Ernſt Auguſt), kenne, er ihm, im Falle er „Gott die Ehre gäbe", minder theuer ſein, oder ihn nicht ein für allemal in ſeinem Dienſte behalten ſollte. Den Ruhm ſeiner ruhmvollen Bekehrung (zur Erbauung des Nächſten durch ſein gutes Beiſpiel) möge er Arnaud geben, den er, Leibnitz, ſo ſehr wegen ſeiner großen

Frömmigkeit, als ſeiner Wiſſenſchaft und Fähigkeit hochſchätze; ſo alt und ſo kränklich Arnaud auch ſei, würde er doch mit Freuden ihm dienen, wenn nicht durch ſeine Perſon, doch durch Briefe. Auch theilte er ihm mit, daß Philipp Jacob Spener in Berlin in der Meinung ſtehe, Leibnitz habe „den Sprung" ſchon gethan.

In einer vorläufigen Antwort, aus Oſterode im Harz den 25. November 1683, warf Leibnitz in Hinſicht der Religionsfrage nur das Wort hin: „Auf das, was Spener von ihm geſagt, antworte er, daß er ſich zum Theil irre, und zum Theil nicht irre, wie der Landgraf beſſer urtheilen werde, ſobald er auf den Suegliarino antworten werde, wo er erkennen werde, daß er nicht glauben müſſe, daß menſchliche Rückſichten ihn jemals in dieſen Materien aufhielten."

Zu dieſer Stelle machte der Landgraf die Bemerkung (ſtatt einer Antwort ſchickte er ihm nemlich ſeinen Brief mit mehreren Anmerkungen wieder): „O mein guter Herr Leibnitz! Man kann nicht zum Theil Katholik ſein, und zum Theil nicht. Die wahre Mutter wurde erkannt, weil ſie nicht zuließ, daß ihr Kind in zwei Stücke getheilt würde."

An dieſen Vorwurf knüpft Leibnitz in ſeiner Antwort vom Neujahr 1684 an, indem er ſich vollſtändig wie folgt ausläßt: „Um mich deutlicher zu erklären, ſagt er, halte ich dafür, daß man in der innern Communion der katholiſchen Kirche ſein könne, ohne in der äußern zu ſein, wie wenn man z. B. ungerechterweiſe durch Irrthum oder Bosheit des Richters excommunicirt wird. Aber damit Ew. Hoheit beſſer ſehen, daß ich von Ihren Anſichten nicht entfernt bin:

quemadmodum non privatio, sed contemtus sacramenti damnat, ſo halte ich eben dafür, daß derjenige, welcher ein Mitglied der Kirche durch dieſe innere Communion ſein will, alle möglichen Anſtrengungen machen muß, um auch in der äußern Communion der ſichtbaren, an der fortwährenden Succeſſion ihrer Hierarchie erkennbaren, katholiſchen Kirche zu ſein, was mir diejenige Kirche zu ſein ſcheint, welche man die Römiſche nennt (telle que je crois être ce qu'on appelle la Romaine). Ich ſage noch mehr, nemlich, daß dieſe Hierarchie, welche man dort ſieht, nemlich die Auszeichnung des Pabſtes (la distinction du pontif suprême), zum gemeinen göttlichen Rechte gehört, weil es einen Leiter (un directeur) der Biſchöfe und Prieſter geben muß. Ich ſetze ſogar hinzu, daß die ſichtbare katholiſche Kirche in allen den Glaubensartikeln, welche zur Seligkeit nothwendig ſind, durch einen beſondern, ihr verheißenen Beiſtand des heiligen Geiſtes untrüglich iſt."

„Nach allen dieſen Erklärungen werden Ihre Hoheit ſagen (fährt Leibnitz fort): warum begeben Sie ſich denn nicht hinein? Meine Antwort iſt folgende: es kann kommen, daß in der Kirche, ſo untrüglich auch in den Glaubensartikeln, welche zur Seligkeit nothwendig ſind, einige andere Irrthümer oder Mißbräuche ſich in die Gemüther einſchleichen; und indem man die Zuſtimmung derjenigen, welche ihr Mitglied zu ſein wünſchen möchten, welche aber die Demonſtration des Gegentheils zu haben glauben, fordert, ſetzt man ſie in die Unmöglichkeit, in der äußeren Communion zu ſein, ſo lange ſie aufrichtig ſein wollen. Zum Beiſpiel, als man von

den Janſeniſten verlangte, die Propoſition einer Thatſache zu unterzeichnen, von welcher ſie das Gegentheil zu wiſſen glaubten, lag es nicht in ihrer Macht, ſich zu unterwerfen, auch wenn man ſie von der äußeren Communion der Gläubigen ausgeſchloſſen hätte. Daſſelbe findet nicht blos bei Dingen de facto ſtatt, welche von den Sinnen abhängen, ſondern auch bei Fragen, welche durch Schlüſſe der Vernunft ausgemacht werden: zum Beiſpiel, wenn die heiligen Väter, welche die Rundung der Erde für ſehr ungereimt und ſogar im Widerſpruche mit der Analogie des Glaubens hielten, von den Aſtronomen ihrer Zeit die Ableugnung dieſer Sache, oder wenn die heutige Kirche von unſeren Aſtronomen die Verdammung des Copernicaniſchen Syſtems gefordert hätte; denn es iſt anerkannt, daß es einige vortreffliche Aſtronomen gegeben haben würde, denen es unmöglich wäre, ohne Diſſimulation ihre Hand dazu zu bieten; weil die Meinung keine Sache iſt, welche von der Macht des Willens abhängt, und die man nach Belieben wechſeln könnte."

„Um alſo auf mich zurückzukommen, ſo giebt es einige philoſophiſche Meinungen, von welchen ich die Demonſtration zu haben glaube, und welche zu ändern, mir bei der Beſchaffenheit des Geiſtes, in der ich mich befinde, unmöglich wäre, ſo lange ich kein Mittel ſehe, meinen Gründen genug zu thun. Nun werden aber dieſe Meinungen (obgleich ſie, ſo viel ich weiß, weder der heiligen Schrift, noch der Tradition, noch der Definition eines Conciliums entgegen ſind), noch immer hier und da von den Theologen der Schule, welche ſich einbilden,

daß das Gegentheil davon zum Glauben gehört, gemißbilliget und ſogar mit der Cenſur belegt.“

„Man wird mir ſagen, daß ich, um die Cenſur zu vermeiden, ſie verſchweigen könnte. Aber dieſes geht nicht an. Denn dieſe Sätze ſind in der Philoſophie von großer Wichtigkeit, und wenn ich einſt über beträchtliche Entdeckungen, welche ich über die Unterſuchung der Wahrheit und die Beförderung der menſchlichen Kenntniſſe zu haben glaube, mich werde ausſprechen wollen, ſo muß ich ſie als Fundamentalſätze aufſtellen. Wahr iſt es, wäre ich in der römiſchen Kirche geboren, ſo würde ich nur dann von ihr austreten, wenn man mich ausſchlöſſe, und mir auf die Weigerung, vielleicht gewiſſe herkömmliche Meinungen zu unterſchreiben, die Communion verſagte. Jetzt aber, da ich außerhalb der Communion von Rom geboren und erzogen worden bin, wird es, glaube ich, nicht aufrichtig, noch ſicher ſein, ſich zum Eintritt zu melden, wenn man weiß, daß man vielleicht nicht aufgenommen werden würde, ſobald man ſein Herz entdeckte. Man müßte ſogar ſtets gebunden ſein, und ſeine Gedanken verbergen, oder ſich einem: Turpius ejicitur, quam non admittitur hospes, ausſetzen. Dieſes würde Vielen zum Aergerniß gereichen, und mich würde es aus meiner Gemüthsruhe in ſehr große Verwirrungen ſtürzen, ungerechnet die bürgerliche Gefahr, welche dem Rückfalle droht. Wahr iſt es, daß vielleicht jene Meinungen, welche von den Mönchen verdammt werden, von ſehr frommen Biſchöfen und Theologen gebilligt, wenigſtens geduldet werden möchten; aber es iſt nicht ſicher, einem

Vielleicht ſich auszuſetzen, ſondern man müßte verſuchen, es vorher zu wiſſen.“

„Ich habe ſehr oft, und ſeit mehreren Jahren, daran gedacht, habe aber keinen Ausweg daraus gefunden. Ihre Durchl. Hoheit ſehen daraus, daß ich Ihnen den Grund meines Herzens aufdecke. Und da ich mich zur Aufrichtigkeit bekenne, ſo hoffe ich, dieſes für Sie allein geſchrieben zu haben. Denn ich wünſche, mich in Ihrem Geiſte zu rechtfertigen.“

„Was mich noch mehr dazu brachte, ſo freimüthig mich auszuſprechen, iſt, daß mir einfiel, Ihre Durchl. Hoheit könnten vielleicht mir mehr als jemand helfen, aus dieſer Ungewißheit herauszukommen. Denn ich bekenne Ihnen ſehr gern, daß ich um jeden möglichen Preis in der Communion der römiſchen Kirche ſein möchte, wenn ich es nur mit einer wahren Ruhe des Geiſtes, und mit dieſem Frieden des Gewiſſens vermag, deſſen ich gegenwärtig genieße, wohl wiſſend, daß ich nichts von meiner Seite unterlaſſe, um einer ſo wünſchenswerthen Union zu genießen. Wenn ich wüßte, daß Ihre Durchl. Hoheit die Sache zu Herzen nehmen, ſo würde ich mich über die Art, aus dieſer Ungewißheit herauszukommen, wofür ich Ihrer Güte verbunden wäre, deutlicher erklären.“

Man kann in dieſem Schreiben das Streben erkennen, die Frage aus dem Perſönlichen in das Gebiet des Allgemeinen hinüber zu führen. In der That, alles, was Leibnitz von dem göttlichen Rechte des Pabſtes einräumt, fließt aus ſeinem ſpeculativ politiſchen Syſtem; und die Wiedervereinigung mit

der römiſchen Hierarchie iſt ſelbſt ein hiſtoriſches Poſtulat desſelben Syſtems. So oft alſo die Frage der Bekehrung allgemein und objektiv, nemlich als Wiederkehr der Proteſtanten überhaupt in die äußerliche römiſche Hierarchie gefaßt wird, (wohlgemerkt, unbeſchadet der individuellen Speculation eines einzelnen Mitgliedes, z. B. ſeiner eignen, ſofern ſie mit den Dogmen der chriſtlichen Communen in keinem Widerſpruche ſteht), ſo oft iſt Leibnitz aufrichtig für die Reunion; dagegen, ſobald die Frage perſönlich genommen, mithin eine Verleugnung des Eigenthümlichen, Poſitiven, irgendwie gefordert wird, ſo giebt Leibnitz ohne Bedenken das Symbol gegen die Idee hin, d. h. die äußere römiſche Kirche für diejenige Idee der katholiſchen Kirche, welche den Schlußpunkt ſeines Syſtems bildet, welche er vorzugsweiſe die Kirche Gottes nennt, die Gemeinſchaft der Heiligen, welche katholiſch oder allgemein iſt, und die ganze menſchliche Geſellſchaft zuſammenbindet. Dieſe katholiſche Kirche der Idee nach bilden die Heiligen ſowohl unter den Proteſtanten, als den römiſchen Katholiken, ja unter allen Confeſſionen der Erde. Auf nichts anderes geht die bei Leibnitz ſo oft wiederkehrende Diſtinktion der innern Communion der Kirche von der äußern Communion hinaus; und da dieſe Unterſcheidung auf die höchſten Principien ſeines philoſophiſchen Syſtems zurückgeht, ſo hätte er nicht die katholiſche Kirche als die ausſchließlich allein ſeligmachende anerkennen können, ohne mit ſeinem Syſtem und mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu gerathen. Bei denjenigen, welche ſich feſt für das eine oder das andere, die Kirche in der Idee, oder die äußere römiſche Kirche, entſchieden haben, und den

wahrhaften, realen Gegenſatz, welcher einmal hiſtoriſch zwiſchen dieſen beiden ſtatt findet, erkennen, muß Leibnitz wegen ſeines Hin- und Herſchwankens zwiſchen beiden in einem zweideutigen Lichte erſcheinen: er wird auch von dem Vorwurf nicht frei zu ſprechen ſein, daß er ſo innerlich verſchiedene Dinge, als ſeine Idee der Katholicität oder der Kirche Gottes, und den Begriff der römiſch katholiſchen Kirche nicht immer ſcharf und klar von einander gehalten hat, und oft zu voreiligen Hoffnungen und Erwartungen Anlaß gab, bis er gedrängt wurde, ſich für ſeine Perſon zu erklären. So ſchrieb er an die gelehrte, aber fanatiſche und anſpruchsvolle Madame Brinon, Sekretair der Aebtiſſin von Maubuiſſon, vom 19. Juli 1691: „Sie haben Recht, Madame, mich für einen Katholiken im Herzen zu erklären, ich bin es ſogar offen, denn nur die Hartnäckigkeit macht den Ketzer, deren mich aber, Gott ſei Dank, mein Gewiſſen nicht anklagt. Das Weſen der Katholicität (l'essence de la Catholicité) beſteht nicht darin, äußerlich mit Rom zu communiciren, ſonſt würden diejenigen, welche ungerecht excommunicirt werden, wider Willen und gegen ihre Schuld aufhören, Katholiken zu ſein. Die wahre und weſentliche Communion, welche macht, daß wir zu dem Körper Jeſu Chriſti gehören, iſt die Liebe; alle diejenigen, welche das Schisma durch ihre Schuld unterhalten, indem ſie der Wiederverſöhnung Hinderniſſe, der Liebe zuwider, entgegenſetzen, ſind wahrhaft Schismatiker; ſtatt daß diejenigen, welche bereit ſind, alles, was möglich iſt, zu thun, um auch in die äußere Communion einzutreten, wirklich Katholiken ſind. Dieſes ſind Principien, über welche

man allerwegen übereinkommen muß.“ Leibnitz ſpielt alſo mit den Worten Communion und Katholicität; jeder Proteſtant, der, wenn man ihn mit ſeinen eignen Dogmen in Theologie und Philoſophie in die katholiſche Kirche aufnehmen will, dazu bereit iſt, wäre der wahre Katholik; ein Satz, welcher, indem er über alles Poſitive und Unterſcheidende ſich mit einem Sprunge hinwegſetzt, die Reunion ſelbſt ja als überflüſſig erſcheinen läßt; daß man faſt ſagen darf, daß unter allen Proteſtanten, welche polemiſch oder conciliatoriſch mit der katholiſchen Kirche ſich eingelaſſen haben, Keiner dieſelbe weniger anerkannt, als Leibnitz, eben wegen der formellen Aeußerlichkeit, womit er ſie auffaßte, wenn er ſie als äußere Communion mit der inneren Communion, d. h. der wahren Kirche Gottes in der Idee, in Gegenſatz ſtellte. Er betrachtete daher jene äußere Communion auch nur als wünſchenswerth, nicht als nothwendig, alſo ohne weſentlichen Einfluß auf die innere Ruhe, den wahren Seelenfrieden, deſſen er ſich erfreute. Auch der von ihm angegebene, gewiß triſtige, Grund, daß man ihn wegen ſeiner philoſophiſchen Meinungen mit ſich ſelbſt in Widerſpruch verſetzen könnte, verlor doch wieder bei der Anwendung an Kraft; denn die Kirche unterſchied ſich dabei in den Augen Leibnitzens in gar nichts vor jeder andern und profanen Geſellſchaft, deren Mitglied kein Ehrenmann ſein möchte, wenn er gewiſſe, nur „wünſchenswerthe“ Vortheile gegen die Aufopferung ſeiner philoſophiſchen Ueberzeugungen austauſchen ſoll. Der Landgraf betrachtete auch von ſeinem religiös-kirchlichen Standpunkt aus dieſen Grund als eine bloße Ausflucht; und Anton Arnaud, welchem er, ohne Rückſicht auf Leibnitzens

Bitte um Discretion, ſeinen Brief mitgetheilt hatte, ſchrieb an den Landgrafen, vom **2. März 1684**, in dem nemlichen Sinne. „Er wiſſe nicht, was er von ihrem Freunde ſagen ſolle; denn er könne nicht rathen, welches ſeine „philoſophiſchen Meinungen" ſein können, welchen er beſorgt, entſagen zu müſſen, wenn er katholiſch würde. Er habe ja ſelbſt erklärt, daß er nicht glaube, dieſe Meinungen ſeien nicht der Schrift, noch der Tradition, noch der Definition eines Conciliums entgegen; warum ſollte er alſo nicht im Gewiſſen das Glaubensbekenntniß ablegen können, das man von denjenigen fordere, welche in die Kirche zurücktreten? Was aber die Cenſuren der Theologen der Schule betrifft, das dürfe ihn nicht aufhalten. Es ſei moraliſch unmöglich, daß, zumal da er Laie wäre, man ihm irgend Schwierigkeit darüber mache. In keinem Falle werde es ein Hinderniß für ihn ſein, in die Kirche aufgenommen zu werden. Bei dieſen Bewandniſſen ſehe er nicht, wie Leibnitz ſein Gewiſſen beruhigen könne, ohne dieſen erſten Schritt zu thun, um ſich in der Folge auf Gott zu verlaſſen, in der Hoffnung, daß Gott ihn über ſeine philoſophiſchen Meinungen aufklären werde, wenn ſie irgend einen der Religion nachtheiligen Irrthum enthielten u. ſ. w. Sehe er aber vorher, daß ſein Vorhaben, „die Menſchen durch eine Art Wiſſenſchaft gelehrter zu machen, welche ſie aber nicht beſſer machen wird", ihm ein Hinderniß ſein könne, ſich auf den Weg zu begeben, welcher, nach ſeinen eignen Principien, wenigſtens der ſicherſte zur Erlangung des ewigen Heiles ſei, ſo müſſe die wahre Liebe, die er ſich ſelbſt ſchuldig ſei, ihn eher von dieſem Vorſatze zurückbringen, ehe er ſich der Gefahr

ausſetzte, ſeine Seele zu verlieren. Er ſetzte hinzu: „Man dürfte auch erwägen, daß Leibnitz ſo ſchöne Einſichten über die Geometrie, die Zahlen und die Mechanik habe (Dinge, bei welchen er nicht zu befürchten hätte, daß die Theologen ihn beunruhigten), daß es dem menſchlichen Geſchlechte nicht unnütz wäre, wenn er andere Dinge unterdrückte, bei welchen er Schwierigkeiten vorherſehen könnte. Wenn er aber nach Holland kommen wollte, ſo würde Herr von Caſtorie ihn in die Kirche aufnehmen, ohne ihm Schwierigkeiren zu machen." Etwas fromme Affectation war es indeß von Arnaud, wenn er zum Schluſſe ſich ſehr gerührt über „die Geiſtesqual dieſes gelehrten Mannes" zeigt, welchen er Gott empfehlen wolle, daß er die ihn umgebenden Hinderniſſe vollends zerſtreue, welche ihm noch den Eintritt in die Kirche verſchließen, außer welcher es kein Heil giebt." Denn von einer ſolchen Geiſtesqual iſt in Leibnitzens Bekenntniſſen keine Spur.

Dieſe gutgemeinten Bedenken machten auch auf Leibnitz nicht den geringſten Eindruck. Es that ihm blos leid, daß der Landgraf ihn vor Arnaud gewiſſermaßen Preis gegeben hätte, und er blieb bei ſeinem Motive, daß ſeine Philoſophie die Cenſur der katholiſchen Theologen nicht ertragen könne; und um über die Natur und die Abſicht derſelben keinen Zweifel übrig zu laſſen, erklärte er dem Landgrafen in ſeiner Antwort: „Die Meinungen, deren Schwierigkeiten er vorherſehe, ſeien mit nichten rein (purement) philoſophiſch, wie man vorausſetze, ſondern machten einen ſehr beträchtlichen Theil der wahren Grundlagen der natürlichen Theologie aus, und jene einzige Angelegenheit der Seele,

unicum necessarium (von welcher Arnaud geſprochen), welche ſei, Gott über alle Dinge zu lieben, und folglich ihm zu dienen, werde mehr Stärke aus ſeiner Philoſophie ziehen, als faſt aus Allem dem, was man gewöhnlich über dergleichen Gegenſtände in den Schulen lehre. Danach könne man urtheilen, ob dieſe Meinungen unterdrückbar ſeien, ohne den wichtigſten Wahrheiten zu ſchaden, zumal in einer Zeit, wo ſie es ſo ſehr bedürften, befeſtiget zu werden."

„Der Vorſchlag Arnauds, heißt es weiter, ſich vor allen Dingen aufnehmen zu laſſen, den Ausgang Gott überlaſſend, und ſich durch ein geheimnißvolles Benehmen in Verlegenheit zu ſetzen, hieße aus ſeiner Ruhe herausgehen, um ſich in Verwirrung ſowohl von Seiten des Innern, als des Aeußern zu ſtürzen: der Landgraf möchte Arnaud bedeuten, daß „ihr Freund", weit entfernt, in den Gemüthsqualen zu ſtehen, von welchen jener in ſeinem Briefe ſpreche, ſich einer wahren Ruhe des Geiſtes rühme, weil er lange reiflich überlegt und ſeine Pflicht gethan zu haben glaube; daß man ihn der Hartnäckigkeit nicht anklagen könne, weil ihm ſeitdem nichts Neues beigefallen ſei, das neue Zweifel in ihm hätte erzeugen können: und daß er ſich ſo der innern Communion der Kirche verſichert halte, wie diejenigen, welche ungerecht excommunicirt ſind, weil es nicht an ihm liege, auch der äußeren zu genießen." Hier iſt alſo in klaren Worten von Leibnitz erklärt, daß das Gemüth, das Perſönlich-Individuelle, ſich bei ihm gegen die äußere Thatſache, ob er der römiſchen Kirche angehöre, oder nicht, ganz gleichgültig verhalte.

„So viel werde, fügt Leibnitz hinzu, über den Punkt ſeiner Skrupel genügen; überdies aber gebe es gewiſſe Dinge in dem Tridentiniſchen Concil, welche in der That von keiner großen Wichtigkeit ſeien, auf welche er jedoch nicht als wahr ſchwören könne, z. B. die Unauflöslichkeit der Ehe unter aller Bedingung.“ In einem der folgenden Briefe wiederholt Leibnitz, daß ein Anhänger des Copernicaniſchen Syſtems, welchem man deshalb die Aufnahme verweigerte, vor Gott und den Menſchen entſchuldiget, und ein wahrhaftes Glied der Katholiſchen, Apoſtoliſchen und Römiſchen Kirche ebenſo gut wäre, als diejenigen, welche ungerecht excommunicirt ſind; d. h. das religiöſe Individuum als ſolches finde ſich in jeder religiöſen Gemeinſchaft gleich wohl, und nur die Verfaſſung mache die Hierarchie unter dem Pabſte dem Philoſophen wünſchenswerth.

Es iſt bemerkenswerth, daß Arnaud ſelbſt einige Zeit nachher die ihm von Leibnitz vorgetragene Philoſophie anfangs unbedingt mit der Cenſur belegte, obgleich er kein Philoſoph der Schule, d. i. Scholaſtiker, ſondern ein Carteſianer war, alſo Leibnitzens Befürchtungen am beſten rechtfertigte; daß aber Leibnitz, ungeachtet Arnaud zuletzt ſeinen Principien zum Theil ſelbſt beitrat, und das Uebrige von der Cenſur befreite, den Schritt in die katholiſche Kirche zu thun ſo wenig Neigung oder Drang bezeigte, als vorher. Der Landgraf indeß, am Ende, d. h. nach mehrern Jahren, von der Erfolgloſigkeit ſeiner Ermahnungen bei Leibnitz überzeugt, und unfähig, einen andern, als ſeinen eignen particularen Maaßſtab anzulegen,

erklärte Leibnitz ſcheltend für einen Anhänger des Indifferentismus. Da er außerdem auch an Hiob Ludolph in Frankfurt und an Seckendorf in Jena, gleichen Widerſtand wie bei Leibnitz erfahren hatte, ließ er ſeinen Unmuth im Jahre **1692** in einem handſchriftlichen, durch die Hände mehrerer Katholiken laufenden, ziemlich barocken Aufſatz aus, mit der Aufſchrift: „**De Trifolio Lutherano**"; wo er von Leibnitz es dahin geſtellt ſein läßt, „ob ſolcher Gott weiß, auf was für einen Trieb und Reſpekt, über das und ſo viel Raffiniren nicht in Indifferentismum gerathen ſei, daß man nicht eben, wie der heilige Hieronymus vormals von Ruffino geſagt, gleichfalls auch von ihm billig ſagen könne: **Quisquis est, noster non est**, ſo wenig als von dem berühmten **Hugone Grotio**;" — wobei er nach ſeiner Anſicht nicht ſo ganz Unrecht gehabt hat. Und mit dieſer Ueberzeugung ſtarb er das Jahr darauf.

Leibnitz hat während der Reihe von Jahren, da ihm die Reunion aus politiſchen und ſpeculativ-ſocialen Gründen wünſchenswerth ſchien, und er überdies im Auftrage und nach den Inſtruktionen der Fürſten handelte, ein doppeltes und entgegengeſetztes Benehmen an den Tag gelegt: betraf es das Sociale, Verfaſſungsmäßige, ſo ging er von dem Geſichtspunkte der Idee der Kirche Gottes oder der katholiſchen Kirche aus, welche, als über jeder ſichtbaren Kirche ſtehend, und ihren innern Geiſt, oder nach ſeinem Ausdruck: „die innere Communion" bildend, zwiſchen Katholiken und Proteſtanten keinen Unterſchied macht, wonach kein geborner Katholik aus ſeiner Kirche treten darf, bis er ungerecht

ausgeſtoßen wird; ſo wenig als ein Proteſtant in die katholiſche Kirche überzugehen veranlaßt iſt, wenn irgend ein Hinderniß von Seiten des Clerus ihm jetzt oder künftig für ſeine äußere und innere Ruhe droht; woraus folgte, daß die Scheidewand zwiſchen beiden Kirchen eine eingebildete ſei, was blos ausgeſprochen zu werden brauchte, um ſich als eins und vereinigt wiederzuerkennen. Der Vorzug einer einmal beſtehenden ununterbrochenen Hierarchie war es aber, und war es weſentlich, welcher die römiſche Kirche zum Grund und Boden der Vereinigung empfahl. Um dieſe Vereinigung zu erleichtern, iſt der Philoſoph geneigt, einerſeits die Verträglichkeit der katholiſchen Dogmen mit den proteſtantiſchen nachzuweiſen, andrerſeits die in der Praxis beſtehenden Mißbräuche der Rückſicht auf das Ganze nachſichtig unterzuordnen. Dies iſt die eine Seite. Sowie dagegen die Frage in das Gemüth, in das Gebiet der individuellen Religion, als Aufforderung zur Bekehrung, im Ganzen oder bei Einzelnen, geſpielt wird, ſteigt Leibnitz von ſeiner ſpeculativen Höhe herunter und greift die katholiſche Kirche in ihren Lehren, wie in ihrer Praxis, als Gelehrter und als Proteſtant an, und ſchien er anfangs mit der bloßen Möglichkeit der katholiſchen Dogmen befriedigt, ſo verlangt er nun über die Möglichkeit noch die Beweiſe. Dann iſt die Scheidewand zwiſchen beiden Kirchen keine bloß eingebildete, und es giebt keinen ſchroffern Proteſtanten, als Leibnitz. Dies iſt, es ſei hier wiederholt, der Grund der in den Schriften Leibnitzens ſo häufig vorkommenden, ſich einander nicht ſowohl aufhebenden, als ergänzenden Aeußerungen über die Inſtitutionen der katholiſchen Kirche,

je nachdem das Intereſſe ihn die Licht= oder die Schatten=ſeite derſelben ins Auge zu faſſen leitete.

Der Zeitgeiſt kam dieſer, man muß es ſagen, zweideutigen Behandlungsart der Religionscontroverſe entgegen. Man war der heftigen und ſchroffen Polemik, wie ſie noch zuletzt in den Streitſchriften Conrings erſchien, müde; und wenn dieſe auch im deutſchen Reiche, wo der weſtphäliſche Friede der bürgerlichen Verfolgung der Andersgläubigen ein Ende gemacht hatte, ungefährlich ſcheinen konnten, ſo hätte ſie in den angränzenden Reichen in Weſten und Oſten, nemlich in Frankreich und in Ungarn, wo die Regierung mit freier Hand die Proteſtanten von Jahr zu Jahr immer mehr drückte und verfolgte, das Elend der Armen nur vermehrt, ſtatt auf ihre Ueberzeugung zu wirken. Daher ſehen wir um die Zeit des Nimweger Friedens, und von hier ab, nach einander franzöſiſche und kaiſerliche Theologen und Geiſtliche, ſtatt der Polemik, den Weg der Ueberredung, der Auseinanderſetzung, der Unterhandlung einſchlagen. Den Anſtoß dazu hatte der große Boſſuet, damals Biſchof zu Condom, ſeit **1682** Biſchof zu Meaux, durch ſeine berühmte **Exposition de la foi de l'église catholique**, welche **1671** zuerſt herauskam, in alle europäiſche Sprachen überſetzt und unzähligemal aufgelegt wurde, gegeben. Zum erſtenmal hatte hier ein angeſehener Prälat der Kirche und ein großer Gelehrter und Schriftſteller ſich zum Wohle der, ohnehin bürgerlich beengten und bald verfolgten Gegner der Kirche, der Reformirten, zu einer Apologie der Kirche und der Lehren des Tridentiniſchen Concils gleichſam herabgelaſſen, um ihnen zu zeigen, daß dieſe

Lehren nichts weniger, als unchriſtlich ſeien, und daß der Abſcheu der Reformirten davor nur aus ihren Vorurtheilen und Mißverſtändniſſen herrühre, daß ſie alſo, ohne ihr Gewiſſen zu beſchweren, zu der alten Kirche, welche ihre Vorfahren verlaſſen, zurückkehren könnten. Der außerordentliche Erfolg dieſer Methode wirkte auf einen katholiſchen Theologen in den kaiſerlichen Erblanden zurück, welcher die traurigſten Wirkungen der Kirchenſpaltung in Ungarn erfahren, und in dem Kaiſer Leopold ein friedliebendes Gemüth kennen gelernt hatte, welcher daher, ohne an Geiſt, noch an Wiſſenſchaft, mit ſeinem Vorbilde Boſſuet irgend verglichen werden zu können, an Eifer ihn noch zu übertreffen ſuchte. Dies war Chriſtoph Rojas oder Roxas, ein ſpaniſcher Franziscaner, aus dem berühmten italieniſchen Geſchlechte der Spinola, der in ſeinen jüngern Jahren die Theologie in Spanien gelehrt, dann von dem Könige Philipp IV in ſeinen Angelegenheiten nach Wien, Regensburg und andern Orten Deutſchlands geſandt worden war, und endlich als Beichtvater der an den Kaiſer Leopold vermählten Tochter des Königs von Spanien am kaiſerlichen Hofe blieb, ein Liebling des Kaiſers, der ihm ſpäter (1686) das Bisthum Wieneriſch-Neuſtadt ertheilte, nachdem ihn früher der Pabſt zum Titularbiſchof von Thina in Croatien ernannt hatte. Der Diplomat und Unterhändler trat bei dieſem merkwürdigen Manne von Anfang an eben ſo ſtark hervor, als der Theolog, zumal da der Umfang und die Tiefe ſeiner Gelehrſamkeit, ſeinem eignen Geſtändniſſe nach, ziemlich beſchränkt war; ein Umſtand, welcher ihn auch mehr zu einem vorübergehenden Werkzeug Höherer,

als zu einem eigenthümlichen Organe des allgemeinen kirchlichen Geiſtes der Zeit, wie Boſſuet war, gemacht hat, mag er es auch mit ſeinen Expoſitionen, Unterhandlungen und bei ſeinen, vom Kaiſer Leopold autoriſirten, Reiſen ehrlich gemeint haben. Als er ſich bereits durch henotiſche Reiſen im Jahre 1675 an verſchiedenen proteſtantiſchen Höfen in Deutſchland, vorzüglich an dem des großen Kurfürſten von Brandenburg, einen Ruf gemacht hatte, kam er auch im Sommer des Jahres 1679 als kaiſerlicher Abgeſandter, in Begleitung des kaiſerlichen Geheimſchreibers von Hornegk, nach Hannover, wo die Religions-Controverſen durch die Schriften eines Capuciners am Hofe Johann Friedrichs, des Pater Denis, Verfaſſers einer geſchätzten Via pacis, Steno's, und eines eifrigen Edelmanns, Barons von Reck, denen Leibnitz nicht wenige, (noch ungedruckte) Abhandlungen entgegenſetzte, lebhaft im Schwange waren. Die Anweſenheit Spinola's im Jahre 1679 ſcheint von Leibnitz ausgegangen zu ſein, wenigſtens iſt ein handſchriftlicher Brief von ihm an einen ungenannten Freund deſſelben aus Hannover vom 24. Mai 1679 vorhanden, durch welchen er mit Spinola ſelbſt in Verbindung zu treten ſuchte. Er ſpricht darin ſogar allgemein von „großen Veränderungen, welche in Hannover vorgehen, welche zwar noch wenig bekannt. Es werden hier gute Reſolutiones dem Reich zum Beſten ergriffen, lauten die fernern Worte, welche bald ausbrechen dürften. Und weil ich in Wahrheit ſagen kann, daß auch ich Gelegenheit gehabt, etwas Nützliches dabei zu thun, ſo aber Niemand ſo wohl, als Ihrer Durchlaucht ſelbſt bekannt, als welcher mir die Gnade thut, oftmals meine Gedanken über

allerhand Materien anzuhören, ſo möchte wohl wünſchen, daß ſolches am rechten Orte einigermaßen bekannt wäre. Der Ruhm iſt nicht allemal dasjenige, ſo ich ſuche, und gilt bei mir mehr das eigne Bewußtſein des Rechten, als die Meinung, welche Andere von mir haben könnten. Nichts deſtoweniger iſt bisweilen nöthig, daß hohen Perſonen unſer gutes Gemüth bekannt ſei, damit uns Gelegenheit gegeben werde, ſolches ferner zu üben.“

Im Juni oder Juli 1679 hielt Spinola ſich, aber nur vorübergehend und ohne ein Reſultat zu erlangen, in Hannover auf. Hier, bei einem eifrig katholiſchen Fürſten, umgeben von Glaubensverwandten und Geiſtlichen, welche, von der übrigen proteſtantiſchen Regierung und dem Lande eiferſüchtig bewacht, nichts Auffallendes wagen durften, konnte Spinola höchſtens in ſeinen ireniſchen Beſtrebungen ermuntert werden. Das lutheriſche Conſiſtorium und die theologiſche Facultät in Helmſtädt blieb damals wenigſtens von denſelben noch ganz unberührt. Leibnitz aber, welcher Spinola bald durchſchaute und die untergeordnete Bedeutung deſſelben von Anfang erkannte, wandte ſich zur ſelben Zeit an die eigentlichen Organe und Machthaber der Kirche, von welchen, wenn irgend, eine Entwickelung für den Kirchenfrieden zu erwarten war; dieſe Mächte, es waren Ludwig XIV und die gallikaniſche Kirche, vor allen Boſſuet, welcher damals, zugleich mit Huet, nachmaligem Biſchof von Avranches, Erzieher des Dauphins am Hofe war. Er benutzte die Anweſenheit Spinola's, indem er einen von ihm an Boſſuet erlaſſenen Brief, worin er ihm von ſeinem Vorhaben Nachricht gab, überſchickte, mit der

Aufforderung, den König dafür zu gewinnen. Das that Boſſuet und erwiederte die Worte, worauf Leibnitz nachmals ſo oft ſich bezog: „daß der König Ludwig XIV, von der Sache benachrichtiget, weit entfernt, ſich zu widerſetzen, dieſen Gedanken Geſchmack abgewinnen (goûterait ces pensées), und ſie begünſtigen werde.“ Nachdem er ſich Boſſuet bekannt gemacht hatte, eröffnete ſich Leibnitz mit größerm Vertrauen deſſen Genoſſen, Huet, in einem Briefe vom 1. Auguſt 1679. Huet ſelbſt hatte ihm dazu die Veranlaſſung gegeben, und zwar durch eine gutgemeinte Aufforderung zur Bekehrung, womit er das an den Herzog Johann Friedrich überſandte Exemplar ſeiner ſo eben erſchienenen, bald berühmt gewordenen Demonstratio evangelica begleitete. Leibnitz lehnte das Perſönliche durch die Wendung ab, welche uns nicht mehr überraſchen wird: daß die Bekehrung des Einzelnen unnöthig ſei, da „er, wie viele andere in der katholiſchen Kirche ſeien, weil es ihre Schuld nicht ſei, daß ſie mit den Andern nicht communiciren. Wenn dieſe uns aber zurückweiſen, oder Bedingungen verlangen, ſetzt er hinzu, welche zu erfüllen nicht in unſerer Macht ſteht, ſo ſiehſt du in deiner Mäßigung, daß uns keine Schuld beigemeſſen werden kann. So glückliche Zeitumſtände — fährt er nun fort — glaube ich wahrzunehmen, daß ich beinahe hoffe, man könnte eine gewiſſe Einigung treffen, ebenſo ehrenvoll für die römiſche Kirche, als nicht drückend für den andern Theil. Und dies urtheile ich nicht ohne Grund. Denn ich kenne viele treffliche Männer unter allen Partheien. In keiner Gegend Deutſchlands aber werden die Religions-Controverſen mit mehr Mäßigung und

Urtheil behandelt, als in dem Gebiete von Braunſchweig-Lüneburg. Und da die Fürſten, welche jetzt regieren, in Weisheit von keinem übertroffen werden, und vor Allem mein Herr mit den übrigen Gaben der Natur und des Glückes eine ungewöhnliche Gelehrſamkeit und ein gediegenes Urtheil verbindet, und beſonders dieſe Beſtrebungen mit großer Freude befördert, ſo müßte man, dünkt mir, wenn ich ſo große Gelegenheiten zu Thaten erwäge, häufig die Nachläſſigkeit oder den Willen derjenigen anklagen, welchen die Sorge für die Sache der Kirche obliegt. Jetzt aber, da ich den Pabſt Innocenz XI wegen ſeines heiligen Lebenswandels, ſeines vortrefflichen Willens und ſeiner Weisheit loben höre, erhebe ich mich wieder zu einiger Hoffnung. Dazu kommt des Kaiſers glühende Frömmigkeit und des größeſten Königs (Ludwigs XIV) höchſte Tugend. Daher wird entweder jetzt etwas geſchehen, oder ich fürchte, wenn wir die Gelegenheit vorübergehen laſſen, wird der allgemeine Jubel noch auf einige Jahrhunderte hinausgeſchoben. Daher wünſche ich, daß auch Du deine Entwürfe mit denen des berühmten Biſchofs von Condom verbindeſt. Neulich bot ſich mir eine Gelegenheit dar, dem berühmten Biſchofe bekannt zu werden. Daher bitte ich dich, mich ihm zu empfehlen und mich auch Dir ferner empfohlen ſein zu laſſen." Des Spinola, ſieht man hier, dachte Leibnitz nicht einmal.

Doch bevor von Seiten der franzöſiſchen Prälaten ein Entwurf gefaßt und dieſer in Hannover weiter gepflegt werden konnte, wurde dieſem Beſtreben und dem ganzen bisherigen Regierungsſyſteme, Religion und Kirche betreffend, ein Ziel

geſetzt. Der Herzog Johann Friedrich ſtarb noch vor Ende des Jahres 1679, für die Beſtimmung des Hauſes Hannover und ſeine künftige Größe gewiſſermaßen zur rechten Zeit. Er fühlte ſchon jetzt das Bedürfniß, ſich von den Regierungsgeſchäften zurückzuziehen, theils ſeiner angegriffenen Geſundheit zu ſchonen, theils aber auch um deſto mehr ſeinem Hange zu einem aſcetiſchen, gottſeligen Leben zu folgen. Um ſich zu dieſem bedeutenden Wechſel vorzubereiten, nahm er eine Reiſe nach Italien vor, um, wie er nach der Sitte deutſcher Fürſten ſchon öfter gethan, in Venedig während des Carnevals ſich zu erholen, wohin ſein Bruder, der Biſchof Ernſt Auguſt von Osnabrück, ſein Nachfolger, ſich bereits begeben hatte. Es war wie eine Ahnung eines baldigen ewigen Abſchieds, daß er vor der Abreiſe, welche den 16. November erfolgte, alle Geſchäfte in ſolche Ordnung brachte, „gleich als ob er jetzo die Regierung niederlegen ſollen", (ſagt Leibnitz in dem Lebenslauf des Fürſten). Seine Gemahlin mit den jungen Prinzeſſinnen hatte er nach Paris zu ihren Verwandten abgehen laſſen, und „von denſelben einen ſehr beweglichen Abſchied genommen." In Augsburg angelangt, wo der Herzog und ſein Gefolge die Fede oder den Paß der Republik Venedig erwarten wollte, weil wegen einer ausgebrochenen Peſt jeder Zugang nach Italien ſo eben geſperrt war, wurde er den dritten Tag nach ſeiner Ankunft von einer Krankheit überfallen, welche ihn den 18. December a. St. im fünf und fünfzigſten Jahre ſeines Lebens hinraffte. Alsbald eilte ſein Bruder und Nachfolger, der Biſchof von Osnabrück, Ernſt Auguſt aus Italien dahin und führte die Leiche des Herzogs

in Begleitung von acht Schwadronen Reiter durch Nürnberg nach Herrenhauſen, wo ſie ausgeſtellt blieb, bis die Anſtalten zu einer, des Nachfolgers wie des Vorgängers würdigen, Feier der Funeralien getroffen werden konnten. Die Beamten des Hofes und des Landes wurden von dem neuen Regenten, noch vor ſeinem Einzuge in Hannover, welcher den 3. März 1680 geſchah, beſtätiget, unter ihnen auch Leibnitz, welcher über dieſes Ereigniß an den gelehrten Bibliothekar von Wolfenbüttel, David Haniſius, aus Hannover den 28. Jan. 1680 ſchrieb: „Wie ſehr der große Verluſt, den wir durch des höchſtſeeligen Herrn unvermutheten Todesfall allhier gelitten, mich inſonderheit beſtürtzet gehabt, kann mein H. H., als dem dieſes großen Fürſten hohe Gaben bekannt geweſen, leicht ermeſſen: wobei uns nichts, als der hochfürſtliche Nachfolger tröſten können, deſſen hohes Gemüth und heroiſche Tugenden weltbekannt; welches auch ich an meinem wenigen Ort bereits erfahren; indem ich von Ihr. Durchl. in meinen Bedienungen gnädigſt beſtätiget worden." So groß jedoch erſchien damals die Unſicherheit und Unbeſtändigkeit der Fürſtengunſt, daß Leibnitz nichts deſto weniger zur ſelben Zeit um die durch den Tod von Peter Lambeocius erledigte Stelle des kaiſerlichen Bibliothekars in Wien ſich bewarb. Von ſeinem Briefe nach Wien in dieſer Angelegenheit haben wir geſprochen. Ob die Verhandlungen ſcheiterten, oder ob Leibnitz unterdeſſen ſich unbedingt entſchied, in Hannover zu bleiben, iſt dunkel. Aehnliche Motive waren es, welche ihn damals bewogen, ſich angelegentlich bei ſeinem Gönner, dem Herzoge von Chevreuſe, durch Vermittelung von Huygens, um die Stellung eines

auswärtigen Mitglieds der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu bewerben; aber die Verfaſſung der Akademie ſchien dieſem ſo gerechten Wunſche noch entgegen geweſen zu ſein. Erſt nach der Veränderung derſelben, **1699**, wurde Leibnitz deſſelben theilhaft.

Den **21.** April **1680** ging die ſolenne Todtenfeier für den Herzog Johann Friedrich in Hannover vor, welche an Glanz und Pracht, aber auch an Kunſt und Geſchmack alles übertraf, was man in dieſem Fürſtenhauſe bei ähnlicher Gelegenheit jemals geſehen hatte, daher der Ruf davon ſich weit verbreitete. Vor uns liegt das Prachtwerk, welches von dem Herzog Ernſt Auguſt zur Erhaltung des Andenkens dieſer Todtenfeier geſtiftet worden iſt. Das wirklich ſchöne und würdevolle Bildniß des gefeierten Fürſten ſteht an der Spitze. Dann folgen die architektoniſchen Denkmäler im Abbilde, erfunden von dem Architekten Hieronymus Sartorio, und die Zeichnungen der beſondern Felder mit den verſchiedenen Wappen und Symbolen. Hierauf entfaltet ſich die glänzende Reihe des Zuges auf vielen Blättern, welche die Folge der einzelnen Abtheilungen zur Anſchauung bringen. Bei den höhern Beamten des Hofes glauben wir die Bildniſſe der Perſonen zu erkennen, bei denen vom Adel ſind ſogar die Namen hinzugeſetzt. Die Schüler, die Geiſtlichkeit und die Abgeordneten der Städte des Landes eröffnen den Zug; dicht hinter der fürſtlichen Leiche folgt der Herzog Ernſt Auguſt, zwiſchen den Marſchällen; hinter ihm die jüngern Prinzen Maximilian Wilhelm und Carl Philipp (der Erbprinz fehlt), dann die Geheimte Räthe, welchen die Hof- und Canzlei-

Räthe folgen; hierhin gehörte auch Leibnitz, welcher, wie wir auch ſonſt wiſſen, an der Feierlichkeit Theil nahm, und welchen wir in der Figur, welche dieſe Abtheilung ſchließt, der jüngſten unter allen übrigen, zu finden glauben. Lange herabwallende Perücken zieren die meiſten dieſer Figuren, einige jedoch tragen ihr natürliches geſcheiteltes Haar. Nach dem immer abſteigenden Range der Beamten des Hofes wickelt ſich unüberſehbar der Zug ab.

Hinter dieſen Abbildungen folgen Denk- und Lobſchriften auf den betrauerten Herzog in gebundener, wie ungebundener Rede, in der deutſchen, franzöſiſchen, italiäniſchen und lateiniſchen Sprache. Hier nun ſtoßen wir dreimal auf die Feder Leibnitzens. Er iſt erſtlich der Verfaſſer der in deutſcher Sprache verfaßten „Personalia“, welche den Sonntag nach der Todtenfeier, in der Schloßkirche von dem Oberhofprediger Hermann Barkhauſen, nach der Leichenpredigt von der Kanzel verleſen wurden; und zwar ganz eigentlich als eine Ergänzung des geiſtlichen Sermons, des „Castrum Doloris et Honoris oder Glorwürdigſtes Ehrengedächtniß des weyland durchlauchtigſten Fürſten und Herrn Johann Friedrich, Herzogen zu Braunſchweig und Lüneburg.“ Wiewohl die Personalia Leibnitzens Namen nicht tragen (wie er auch faſt nirgends als ihr Verfaſſer genannt iſt), ſo ſteht ihr Urſprung nichts deſto weniger feſt; denn der Entwurf dieſer Schrift von Leibnitz's eigener Hand wird noch aufbewahrt. Die Aufgabe gehörte zu den ſchwierigern: das Leben eines katholiſchen Convertiten aus dem Munde eines proteſtantiſchen Geiſtlichen. Leibnitz löſte ſie mit feinem Takte. Freilich hatten die Perſonalien

nicht mehr den ſtreng richterlichen Charakter, wie es in früherer Zeit der Theologe und Beichtvater ſich gegen den Landesfürſten ſelbſt bei ſolcher Gelegenheit herausnahm. Denn man fing an, die Perſonalien vom Prediger auf den Hofmann überzutragen, wenn nicht der Prediger ein Hofmann war. „Noch Friedrich Ullrich, hebt Spittler in der Geſchichte Hannovers bedeutſam hervor, war wenigſtens von ſeinen Leichenrednern ſo unpartheiiſch gerichtet worden, als ehedem Aegypten, wie die Fabel ſagt, ſeine todten Könige richten ließ; aber bei dem Sarge der drei Söhne Georgs, ſelbſt am Grabe des katholiſch gewordenen Herzogs Johann Friedrich wurden Perſonalien verleſen, eine Predigt gehalten, bei welchen keinem Nachfolger auch für ſeine Leichenpredigt bange werden durfte." Und doch hat der Verfaſſer dieſer Perſonalien einem hannöverſchen Theologen der neueſten Zeit, dem Verfaſſer der Kirchen- und Reformations-Geſchichte von Norddeutſchland, nicht genug geſagt!

Gewiß, wenn man nicht den hiſtoriſch-politiſchen, am allerwenigſten aber einen kirchlich-fanatiſchen Maaßſtab an das Andenken dieſes ausgezeichneten Fürſten anlegt, und ſich auf den Standpunkt Leibnitzens, als Dieners und Freundes ſeines Fürſten ſtellt, ſo wird man die beredte Schilderung ſeiner perſönlichen Tugenden und Vorzüge, als Chriſten und Regenten, nicht ohne Theilnahme leſen. Es ſind dies einige ſchöne Seiten mehr unter Leibnitzens Schriften in der deutſchen Mutterſprache. Seine Dankbarkeit gegen den Fürſten, welcher ihn aus dem Dunkel hervorgezogen und auf den Schauplatz der großen

Welt geſtellt hatte, ſpricht ſich lebhaft, wiewohl einfach und ſchmucklos, in dieſer Schilderung aus; beſonders, wo es heißt: „Der hochſelige Fürſt hat dieſes Lob in der Welt erhalten, daß er die Perſonen trefflich unterſchieden, und einen jeden, wozu er bequem (tauglich), brauchen können; auch daß er berühmte, gelehrte und in allerhand Profeſſionen verdiente Leute ſowohl in ſeinen Landen, als auch an weit entlegenen Orten geſuchet, herfür gezogen, beſchenket, und nach Gelegenheit zu Aufnehmen gebracht, und in Stand geſetzet, das ſie ihr gutes Vorhaben bewerkſtelligen können, maßen ſolches ſo viel Ihr in Teutſchland, Frankreich, Italien zugeſchriebene Werke und Lobſchriften, und ſo viel bey dero Hof und Militz auch ſonſt gehaltene qualificirte Leute von allerhand Nationen, die allhier Schutz, Unterhalt, Dienſte, Ehre und Ruhm gefunden, wenn ſie anders dankbar ſein, bezeugen müſſen."

Ein zweites Stück aus Leibnitzens Feder in dieſem Monumente iſt ein franzöſiſches Gedicht auf den Tod Johann Friedrichs, an die Gemahlin des Herzogs Ernſt Auguſt, Sophie, gerichtet, dieſe erlauchte Fürſtin, welche an der Seite ihres Gemahls eine neue Ruhmepoche für Hannover herbei zu führen berufen war: **A son Altesse Serenissime Sophie, née Princesse Electorale Palatine, duchesse de Bronsvic et Lunebourg. Sur la mort du grand Prince Jean Frédéric par G- G. L.** Es fängt an:

> Princesse, dont l'esprit et la grandeur de l'ame
> Est un épanchement d'une céleste flamme,
> De qui le sang royal et souverain état
> N'est pas le plus solide ou le plus grand éclat....

und drückt im Ganzen mehr die Huldigungen gegen die Fürſtin, als die Seele ihres Hauſes, und den Troſt, den dieſes Haus für die Hannoverſchen Lande mitbringe, denn ein von der Trauer eingegebenes Lob des beſungenen Fürſten aus. Ein höherer Werth durch Form oder Gehalt geht dieſem an ſich merkwürdigen Verſuche ganz ab. Iſt es nicht bezeichnend für die damalige Stellung der deutſchen Poeſie an deutſchen Höfen, daß Niemand von allen denen, welche den Gefeierten beſungen haben, mit einem deutſchen Reim auftrat? auch Leibnitz nicht, welcher ſich doch ſonſt in deutſchen Verſen und Liedern manchmal verſucht hat.

Die Krone dieſer Schriften endlich bleibt das, auch ſonſt ſchon wohlbekannte, wiewohl in Leibnitzens Werke noch nicht aufgenommene heroiſche Gedicht: Epicedium in obitum Joannis Friderici ad rever. ac celsiss. Principem Dn. Ferdinandum Episcopum etc., worin er ſich als Meiſter gezeigt und unter den neuern lateiniſchen Dichtern ſeinen Rang eingenommen hat. Daß er darin nach einem Höhern geſtrebt hat, ging ſchon aus der Widmung des Gedichts an den gelehrten und hochgebildeten Biſchof von Münſter, Ferdinand von Fürſtenberg, den Nachfolger des nicht lange vorher verſtorbenen kriegeriſchen Biſchofs, Bernhard Galen, hervor. In einem dem Gedichte vorgedruckten Schreiben des Biſchofs, aus Neuhauſen den 1. Mai 1680, drückt er dem Dichter ſeine Bewunderung und ſeinen Dank aus, und bittet ihn um Fortſetzung ſeiner Freundſchaft. Ein zweites Schreiben von dem, aus der Geſchichte der neuern Poeſie nicht minder bekannten Italiäner, Hortenſio Mauro, welcher ſein Leben an dem Hofe

des Herzogs Ernſt Auguſt, als Freund und Hofdichter verlebt hat, auch der Freund Leibnitzens wurde, berichtet ihm über den großen Beifall, welchen das Gedicht bei dem Herzog Ernſt Auguſt gefunden; dieſer konnte nicht müde werden, es zu leſen und zu bewundern. In der That macht es als Ganzes einen würdigen und feierlichen Eindruck, und die ſchöne, früher faſt allein bekannte Epiſode über die Erfindung des Phos- phors hat noch mehr Wirkung im Zuſammenhange mit dem Ganzen. Merkwürdig iſt hier, wie in den Perſonalien, das Streben Leibnitzens, dem Vorwurf zu begegnen, den man dem Herzog Johann Friedrich für ſein Stillſitzen während des Reichskriegs machen konnte, während ſeine Brüder im Felde Lorbeern des Ruhms und Heldenmuths ſammelten; ein Stre- ben, welches dieſen Vorwurf nur noch mehr zu erwecken, als zurückzudrängen geeignet ſcheint, und der Wirkung einer Ent- ſchuldigung gleichkömmt. Deſto höherer Glanz fällt auf den Nachfolger, den er im voraus unter den Rächern von Deutſch- lands Schmach gegen Frankreichs übermüthigen Monarchen begrüßt, um den ſich die begeiſterte Jugend des Landes ſchaa- ren werde. Mit einer Weiſſagung von der einſtigen Größe des Hauſes Hannover ſchließt das Gedicht. Als das Haus Hannover ſpäter den engliſchen Thron erbte, ſchien dem Dich- ter ſelbſt nur das erfüllt, was er in dieſen Schlußverſen ver- kündet hatte:

At Tu spes patriae, coelo dilecta juventus
Inclyta natorum series; accedite coeptis
Et centum populos spectanti vincite Patri.

Illius auspiciis iterum Germania victrix
Surget, et hostiles poterit contundere fastus.
Illius imperiis conjunget Brachia Rheno
Albis, et Hercynios agnoscent aequora montes.
Et superi majora parant: sed talia Parcae
Noscere mortalem prohibent, vel dicere Vatem.

Bald nach der religiöſen Todtenfeier des Herzogs Johann Friedrich mußte die katholiſche Geiſtlichkeit von dem Hofe und dem Gebiete Hannovers ſich entfernen; es vorher und ſofort bei dem Antritt ſeiner Regierung zu thun, wie das geiſtliche Miniſterium von Hannover „um Gottes Barmherzigkeit und der Wunden Jeſu Willen" ihn gebeten hatte, hatte der duldſame und von edler Pietät gegen ſeinen Bruder erfüllte Fürſt abgelehnt; damit die ſterbliche Hülle Johann Friedrichs keinem andern, als denjenigen, deren kirchlichen Beiſtand er auch im Leben genoſſen hätte, anvertraut werden ſollte. Die Capuciner gingen darauf aus einander; die Hofkirche, welche den Katholiken eingeräumt worden war, war ihnen ſchon früher genommen worden; die Ausübung ihrer Religion blieb auf ihre abgeſonderten Verſammlungen beſchränkt. Der Biſchof Steno ging als päbſtlicher Vicar des Nordens nach Hamburg; Leibnitz verlor an dieſem Eiferer weniger, als an manchem andern, durch Gelehrſamkeit und chriſtliche Mäßigung ausgezeichneten Manne unter dieſen Geiſtlichen, wie der Pater Denis war, welcher Guardian in Hildesheim wurde. Von einer bleibenden Beziehung dieſes Mannes zu Leibnitz iſt nichts bekannt worden. Dagegen dürfte hier zweier ausgezeichneter Männer von Hildesheim aus dieſer Zeit füglich

Erwähnung geſchehen, mit denen Leibnitz noch ſpät in reger, für die Wiſſenſchaft fruchtbarer Verbindung ſtand. Der eine von ihnen war der gelehrte und geſchickte Arzt und Geſchichtsforſcher Conrad Barthold Behrens, welchen die Societät der Wiſſenſchaften in Berlin 1709 zu ihrem Mitgliede aufnahm. Leibnitz ſchätzte ihn nicht weniger wegen ſeiner Verdienſte um Genealogie und Geſchichte, als wegen ſeiner ärztlichen Einſichten. Ihn befragte er am liebſten bei den körperlichen Uebeln, welche ihn in den letzten zwanzig Jahren ſeines Lebens heimſuchten. Der andere Freund war der gelehrte Jeſuit Pater Desboſſes, in der Literatur zwar durch kein eigenes Werk bekannt, deſſen philoſophiſchen Geiſt Leibnitz jedoch hoch genug ſchätzte, um in ſeinen Briefen an ihn ſich den vollſtändigſten, zuſammenhängendſten Erörterungen der Monadologie zu überlaſſen, welche uns erhalten ſind.

Beilage

der

Anmerkungen und Urkunden.

Anmerkungen

zum ersten Buche.

S. 4.

Die Originalſtelle aus der Hauschronik von Leibnitzens Vater, welche ein Seitenverwandter des Hauſes, Freiesleben, Gehülfe an der Friedenſteinſchen Bibliothek, in die Gothaiſche Gelehrten Zeitungen von 1774 S. 218 einrücken ließ (vgl. von Murr Journal VII, S. 131), lautet wörtlich: „21. Juny am Sontag 1646 Iſt mein Sohn Gottfried Wilhelm, post sextam vespertinam ¼ vff 7 vhr abents zur welt gebohren, im Waſſermann. 23. Juny 1646 in vigilia D. Johannis, hora post 2 baptizatus est filius meus. In cujus baptismatis actu cum teneretur manibus diaconi, Dn. M. Danielis Molleri, et baptizaretur filius hic, sursum erexit caput, sursumque elevatis oculis et capite, quod mirabantur adstantes, permisit libenter aqua perfundi. Id quod specimen fidei et omen ut sit quam optimum, exopto et auguror, nempe ut per totum vitae tempus elevatis ad Deum oculis totus divinus sit, inque Dei amore ardeat, itaque *θαύματα ἀξιοθαύματα* operetur, quae in honorem Altissimi, et salutem ac incrementum Ecclesiae Christianae, ipsiusque et nostrorum salutem cedant. Ita faxit alma Trinitas, per Christum Amen.“ (Daß der 23. Juni a. St., wie, nach Eccard, bisher überall für den Geburtstag Leibnitzens angegeben worden, falſch ſei, geht aus dieſer Stelle unwiderſprechlich hervor.

Ueber die vermuthlich ſlaviſchen Urſprünge der Leibnitze im Mittelalter finden ſich unter Leibnitzens Papieren folgende, auf einem Blatte zuſammengeſtellte Notizen, welche ich wörtlich mittheile:

— Ex libro Stierii nescio an . . . . an alio haec olim excerpsi: Huc quoque pertinet magni hominis B. Mynsingeri ducatus Brunsvicensis et Luneburgensis quondam Cancellarii a. B. Joh. Leibnizio in student. n. 194 adductum: Cur (dixit ille nobilis) fiam doctor, cum jam sim nobilis? Optas scire? dat doctor veram nobilitatem.

— Fridericus Archiepiscopus Salisburgensis familiae de Leibniz factus 1315. Obiit 1338 Kal. Aprilis, cum sedisset annos 23.

— Gottgelaßt Fridrich von Schonberg, Dynaſt in Ober- und Nieder-Bieberſtein, Triſteweg und Leubniz,

— Kaiſerliche Burg zu Gräz, eine lateiniſche Grabſchrift, dabei ſteht: Venerandae vetustati Imperator Caesar Maximilianus Augustus Cineres et Ossa Rom. cum vitro integro numismateque antiquo apud LEUBNICVM effossa huc reponi jussit an. MDVI. XII. Kal. Maj.

— Libaniz prope Wurcenam, Kettner diss. de prima Abbatissa Quedlinburgensi, inserta operi de diplomatibus. Quedlinbb. 142.

— Leibnizer Thor zu Gera, vid. Zopfens Geraniſche Chronica ad 1658, da er meldet, daß dabei eine Feuersbrunſt entſtanden.

— Arx Lipnicia in Bohemia, Hist. Eccles. Slavon. lib. 1. cap. 6. p. 19.

— Familia et arx Leibniz in Styria (videatur tabula geographica) Ritterhus. Genealog. pars II. edit. 3. statim ab initio Tab. quae habet Lit. C.

— Lipniz, oppidum inter Bohemiam et Moraviam, magis tamen in Bohemia, non longe ab Iglavia, urbe Moraviae, vid. tabul. Moraviae in Atlante minori.

— In Canuthia Leudneck sita ad Fluvium Liser, qui se in Dravum effundit.

— In der Blaniſchen Landcharte von Oberſachſen und dem Land Hall finde Leipniz unweit Torgau nordweſtwärts, noch nicht zwei Meilen von Torgau. Item Lebbnizen, ein Städtchen gelegen zur linken Hand der Mulde, etwa 1½ Meile unter Dürby etc.

— Lubaniz pagus oder Diſtrict bei Wurzen, vid. Albinus Meis. Chron.

— Wilda 1. Jan. 1698. Der Oßmianskiſche Powiat hat vergangenen Sonntag des Morgens 2 Fahnen des Feldherrn, beſtehend aus Litthauiſchen Wallachen, die in Lipnis in den Winterquartieren gelegen, unverſehens überfallen und niedergehauen.

— In dedicatione et praefatione Adami Bohoritii de latinocaniol. . litteratura ad proceram . . . . 1584. edita memoratur defunctus Franciscus Comes a' Turri liber Baro in St. Cruce, dominus Lipnizii et Teutschenbrod, unus.

— Laibnitius mihi laus —
Leibnitius mihi zelus —

Authentiſche Nachrichten über den Vater und die Mutter Leibnitzens ſind in ihren academiſchen Funeralien enthalten, deren Originale Ludovici I, §§. 12. 13. mittheilt, unter der Ueberſchrift: 1) Rector Academiae Lipsiensis indicit funus clarissimum excellentissimi atque praeeximii viri Dn. M. Friderici Leibnitz, Prof. Pub. Literis O. Baueri Anno MDCLII. 2) Rector Academiae Lipsiensis ad exequias Foeminae prosapiae splendore, pietatis et virtutum muliebrium decore spectatissimae Catharinae Leibnütziae, natae Schmucciae Cives Academicos post 1. pom. invitat. 12. Febr. MDCLXIV). Der Verfaſſer des Leichenprogramms von Friedrich Leibnitz war, nach der Biographie universelle XXIII, s. v. Leibnitz (Fréderic), Hieronymus Kromayer; derſelbe war Theolog, gebürtig aus Zeitz, Profeſſor der Geſchichte und Beredſamkeit zu Leipzig. Er ſtarb 1670. (Ladvocat s. v.) Vermuthlich war er auch Verfaſſer des Programms auf Leibnitzens Mutter. Friedrich Leibnitz iſt Verfaſſer einer Reihe academiſcher Programme und Elogia: auf Johann Zabel (1656), Heinrich und Friedrich] Höpfner (1643), Lucas Pollach (Pollio. 1643); Andreas Bauer und Balthaſar Fiſcher; David Lindner 1644; Johann Böhm 1645; Nicolas Lebzelter 1649; Andreas Corvinus 1650. (Bibl. Un. l. l. von C. M. P. i. e. Pillet.)

S. 13.

„Das Tolle Lege (des Auguſtinus).“ Im Original heißt es: Credidisses eum fortuna pro praeceptore uti, atque illud Tolle Lege sibi dictum putare. Zum nähern Verſtändniſſe dieſer Anſpielung dient folgende Stelle der Theodicee §. 100: „Le tout revient souvent aux circonstances, qui font une partie de

l'enchaînement des choses. Il y a une infinité d'exemples des petites circonstances qui servent à convertir ou en pervertir. Rien n'est plus connu, que le Tolle Lege (prends et lis) que S. Augustin entendit crier dans une maison voisine, lorsqu'il déliberait sur le parti qu'il devoit prendre parmi les Chrêtiens divisés en sectes, en se disant: *Quod vitae sectabor iter?* ce qui le porta à ouvrir au hazard les Livres des Divines Ecritores qu'il avait dévant lui et d'y lire ce qui tomba sous ses yeux; et ce furent ses paroles qui achevèrent de le determiner à quitter le Manichéisme. — In den Schlußworten dieſes Aufſatzes: wo der König vicarius Dei genannt wird, findet Herr Erdmann, praef. XIV, den Einfluß der Hofluft: nescio an e fine hujus fragmenti conjiciam, Leibnitium cum scriberet jam hausisse regiae aulae aërem.“ Leibnitz war zwar Hofmann, hat aber nie ſeine Philoſophie nach dem Hofe zugeſchnitten, er hatte keine Hofphiloſophie. Wenn Leibnitz den König einen Statthalter Gottes nennt, ſo ſteht dies im genaueſten Zuſammenhange mit ſeinem, von uns entwickelten theocratiſch-monarchiſchen Syſteme (ſ. oben S. 233 ff.)

S. 34.

Als ein Beleg mehr von Leibnitzens Fleiße auf der Univerſität iſt, nach Eckhart, anzuführen eine unvollendet gebliebene Abhandlung: „De scriptoribus Lipsianizantibus oder von denjenigen, ſo Lipſii kurtze Schreibart haben imitiren wollen.“

S. 35.

Ueber das Verhältniß von Leibnitz zu Johann Strauch giebt folgender ungedruckter Brief von Leibnitz an Chr. Ulrich Grupen, aus der K. Bibl. von Hannover, vom 18. Mai 1715, woraus zugleich hervorgeht, daß der S. 45 erwähnte Brief Strauchs, den Leibnitz der Diſſertation de conditione vordrucken laſſen (in der editio princeps nemlich, welche verloren gegangen, wenn ſie nicht noch in der Univerſitäts-Bibliothek von Leipzig zu finden iſt) denſelben Gegenſtand behandelt:

„Viro doctissimo et consultissimo Dr. Chr. Ulr. Grupen God. Guil. Leibnitius s. p. d. Gratias Tibi debebuntur ab omnibus et a me quoque vitam excellentis Icti. Johannis Strauchii illustraturo. Uxor ejus altera fuit matris meae soror; ipse raro mihi visus

est. Puer aliquando Brunsvigae Protosyndicum agentem adii; intercessere etiam quaedam liticula, quod vir cetera egregius compendio suo in matris meae adhuc aetate minoris detrimentum studuisse diceretur. Itaque paene nulla inter nos notitia fuit. Literis tamen perhumanis aliquando mihi respondit dissertationem de Conditionibus elaboranti, cui praefigi eam curavi. Rediisse deinde Jenam et Bernhardi ducis cancellarium egisse non ignorabis. Ne quid de postremo apud Giessenses munere dicam, ubi Culpisium discipulum habuit. De nomine Strauchio et liberis satisfacere non possum, nec dissertationem de Captivis et postliminio reversis vidi. Unum addiderim, Strauchium antequam Jenae munus Jureconsulti capesseret, Lipsiae egregie floruisse et caput habitum Collegii Gelliani, in quo viri doctissimi statis diebus convenientes eruditas meditationes conferebant. Itaque cum Lipsia discederet, Fridericus Rappoltus, theologus, postea tunc poseos professor egregius, epigramma προπεμπτικον scripsit. Initii memini, sic fere habentis: Gellius subiratior:

Ne tibi ne posthac appeller, Agellius unquam
Discessu capitis sum minor ipse mei.

Vale et me ad officia, quae tua meretur eruditio, exhibenda paratum habe. Dab. Hanoverae 18. Maj. 1715.

S. 37.

Die Sammlung akademiſcher Abhandlungen unter dem Titel: Specimina Juris erſchien zwar 1672, ward aber ſchon einige Jahre früher, wahrſcheinlich während ſeines Aufenthalts in Nürnberg, im Winter 16$\frac{66}{67}$, überarbeitet und einem dortigen Buchhändler übergeben. So löſt ſich der anſcheinend chronologiſche Widerſpruch, inſofern Leibnitz im Jahre 1672, da er ſchon im März nach Paris abging, und von ganz andern Entwürfen und Arbeiten beſchäftigt war, an jene Herausgabe nicht denken konnte. Das Genauere in Leibnitz's Briefe an Placcius, vom 25. Juni 1695 (Opp. VI, 55), welcher von mir auf derſelben Seite (37) benutzt iſt.

S. 38.

Die Dissertatio de arte combinatoria kam im Jahre 1690 ohne Wiſſen Leibnitzens zu Frankfurt am Main von neuem heraus, ohne daß der Herausgeber angab, daß es eine Jugendſchrift von

Leibnitz ſei. Leibnitz hielt es daher für nöthig, in einer Recenſion dieſer Ausgabe (Acta Erud. 1691 Febr.), wiewohl anonym, ſich kritiſch über ſeinen frühern Stand auszuſprechen: Libellus ab autore admodum juvene anno 1665 compositus et anno 1668 (vielleicht Druckfehler ſtatt 1666) Lipsiae editus, nunc ipso inscio inconsulte recusus est. Tametsi enim applausu non vulgari eruditorum fuerit exceptus et novas complures meditationes non poenitendas, quibus semina artis inveniendi sparguntur, contineat, ... judicat tamen celeberrimus autor libellum non satis esse limatum, neque praesentibus ejus cogitatis ac personae ubique respondentem, et veniam olim annis datam in quibus aliqua interdum luxuriantes ingenii audacia laudatur, uni a se peti non posse etc. Vgl. Ludovici I S. 312. und Leibn. opp. VI 295.

S. 40.

Chriſtian Wolf erzählt in einem Briefe an Manteuffel vom 16. Juli 1746 (S. deſſen eigene Lebensbeſchr. herausg. von H. Wuttke S. 86) daß, wenn Leibnitz über Leipzig reiſte, er nie in die Stadt habe kommen mögen, ein einziges mal ausgenommen, als er Handſchriften, die ein Leipziger Magiſter Hanſche von des Hevelius Erben gekauft, anſehen wollte. Wolf fügt hinzu, daß er dies ſelbſt von Leibnitz vernommen. Manteuffel dagegen erinnert ſich, etwa 1703 mit ihm zuſammen in Leipzig bei dem Marſchall Flemming geſpeißt zu haben. Aus einem ungedruckten Briefe von Leibnitz an Lord Raby den 1. Juli 1707 geht hervor, daß es vielmehr in dieſem Jahre geweſen, als er ſich nemlich im Lager von Altranſtädt aufgehalten hatte. Dort war es auch, wo er damals den Grafen von Arnſtadt-Schwarzburg zur Herausgabe von Abbildungen der berühmten Morelliſchen Münzſammlung aufmunterte (ſ. den Brief an Fabricius in Hamburg vom 7. Juli 1707. Opp. V, 422) und ohne Zweifel auch zu gleicher Zeit die Keplerſchen Handſchriften bei Hanſche beſichtigte, weil dieſer ſie ihm kurz darauf überſchickte (ſ. den Brief an Hanſche den 6. Oct. 1707. V, 163). Als Leibnitz im September 1714 von Wien nach Hannover über Leipzig zurückkehrte, eilte er, der Umſtände wegen, ſo ſehr, daß er ſeinen Neffen, den Paſtor Löffler in Probſtheyda, bei Leipzig, nicht beſuchen konnte, und ſich deshalb bei ihm von Hannover aus entſchuldigte (Opp. V, 419).

S. 48.

Die kritiſchen Unterſuchungen über Leibnitzens Verhältniſſe zu dem Baron von Boineburg, mit den urkundlichen Belegen, findet man in meiner Einleitung zu Leibnitz's Deutſchen Schriften I. (aus der Jugendperiode), und, mit neuen archivaliſchen Aufſchlüſſen, in meinem Buche: Kur-Mainz in der Epoche von 1672.

S. 52.

Der Aufſatz Hugo's über Leibnitz ſteht in dem von ihm herausgegebenen Civiliſtiſchen Magazin. I, im Anfange. Leibnitz konnte ſich des perſönlichen Wohlwollens von Seiten des großen Kurfürſten von Mainz rühmen. So gab er Leibnitzen ein Exemplar von des Pater Spee bekanntem Buche „Güldenes Tugendbuch" und unterredete ſich mit ihm viel über dieſen merkwürdigen Mann. Vgl. Leibn. opp. IV, 3, 284.

Die erwähnte Vorſtellung Leibnitzens an den Kurfürſten lautet, nach dem ungedruckten Entwurfe in Leibnitzens Papieren, wie folgt:

Mainz den $\frac{2}{2}{}^{7}$ März 1669.

Hochwürdigſter Erzbiſchof,
Gnädigſter Churfürſt und Herr,

Ew. Churfürſtl. Gnaden geruhen ſich gnädigſt erinnern zu laſſen, wasmaßen Derſelben ich einsmals ein Traktätlein: Nova methodus docendae discendaeque jurisprudentiae genannt, in Unterthänigkeit dedicirt und überreicht. Darauf Ew. Churfürſtl. Gnaden ſich gnädigſt erklärt, ich möchte bei einem juriſtiſchen Werk, welches der Hofrath D. Hermann Andreas Laſſer unter Händen hat, die Hand anlegen helfen, wogegen Sie mir aus Dero Kammer zu Mainz etwas Gewiſſes wöchentlich gnädigſt reichen laſſen wollten; wie denn auch eine Zeit lang geſchehen, welches und anderes Churfürſtl. Gnaden ich in Unterthänigkeit erkenne, und zu dienen mich ſchuldig erkenne. Es iſt aber nunmehr eine geraume Zeit verfloſſen, daß nichts mehr erfolget. Wann aber, gnädigſter Churfürſt und Herr, ich gleichwohl in der Arbeit unterdeſſen fortgefahren, auch unter anderen eine Tafel gefertiget, welche in der Größe mit einer Landkarte etwa zu vergleichen, aber durch eine ſonderliche Art und Methodum das ganze jus privatum hodiernum Imperii commune mit allen ſeinen regulis fundamentalibus und Sätzen dergeſtalt begreift, und auf die prima principia bringt, daß, wer diſe einzige

Tafel entweder gefaſſet, oder nur vor ſich liegen hat, alle vorfallenden Fakta und Caſus juris privati .... decidiren, (und wie leicht zu weiſen daraus nehmen kann), und die rationem decidendi gleichſam mit dem Finger in der Tafel wird zeigen können; geſtalt ich ſolches auf bedürftigen Fall ad oculum zu demonſtriren erbietig bin, dergleichen ſo kurzes und doch zugleich, ohne Ruhm zu ſagen, vollkommenes Werk noch niemals verſucht, viel weniger verfertigt worden (wie denn zu gänzlicher Abſolvirung der Fundamentorum Juris Germanici communis hodierni nicht mehr als eine noch gleichmäßige Tafel juris publici reſtirt, die ich auch mit Gottes Hülfe zu ſuppliren gedenke, dadurch alle diejenigen, die der Jurisprudenz nicht weiter, als ad usum definiendi omnes casus in praxi accurrentes begehren, völlig contentiret werden):

als iſt und gelanget an Ew. Churfürſtliche Gnaden mein unterthänigſtes Bitten hiermit, Sie wolle gnädigſt geruhen, ſolche Verordnung thun zu laſſen, daß mir das Rückſtändige nicht allein gefolget, ſondern auch die wöchentliche Rechnung continuirlich werden möge.

Welche hohe Gnade um Ew. Churfürſtl. Gnaden mit unterthänigſter Dankbarkeit zu verdienen, verbleibe jederzeit dienſtwilligſt und pflichtſchuldigſt

Ew. Churfürſtl. Gnaden

unterthänigſter.

S. 53.

„Eine kurze Denkſchrift in deutſcher Sprache.“ Es iſt das: „Bedenken, welchergeſtalt den Mängeln des Juſtizweſens in Theorie abzuhelfen.“ Leibnitz's Deutſche Spr. I, S. 256— 263.

S. 54.

Ueber das Verhältniß des römiſchen Rechts zu den Bedürfniſſen der neuern Staaten ſpricht Leibnitz in einem Briefe an den Rechtsgelehrten H. A. Keſtner vom 1. Juli 1716 (Opp. IV, 3, 269.), nachdem er den römiſchen Geſetzbüchern, wie immer, ſeine Bewunderung gezollt, wie folgt: Interea fateor optandum esse, ut veterum legum corpus apud nos habeat vim non legis, sed rationis et, ut Galli loquuntur, magni Doctoris; et ex illis aliisque, patrii etiam juris monumentis, usuque praesenti, sed inprimis ex evidenti aequitate novus quidam Codex brevis, clarus, sufficiens, auctoritate publica concinnetur; quo jus multitu-

dine, obscuritate, imperfectione legum, varietate tribunalium, disceptationibus peritorum, obtenebratum, et ad miram incertitudinem redactum, in clara tandem luce collocetur.

S. 56.

Die Denkſchrift Leibnitzens an die Baronin von Boineburg aus Paris ſteht: L. Deutſche Schr. II, S. 20.

S. 59.

In Böhmens Magazin für Kirchenrecht u. ſ. w. I, S. 121 ſteht der merkwürdige Brief des Habbeus an Leibnitz über das Verlangen des Herzogs Johann Friedrich von Hannover, ihn in Dienſt zu nehmen. Er lautet, nach dem von mir in Hannover verglichenen Original, vollſtändig, wie folgt: „Hamburg d. 30. November 1669. Wohledler, hochgelehrter, hochgeehrter Herr Doctor. Aus Hannover wird derſelbe von mir durch Beſtellung ſelbigen Herzogs ſelbſt einen Brief empfangen haben, den ich ſo wie er iſt habe ſetzen müſſen, iſt auch wohl nichts als die Wahrheit darinnen; aber ich habe doch die Meinung, daß mein H. H. Doctor nicht eben ſo gleich eilfertig nach Hannover reiſen müſſe, ſondern er kann an Ihro Durchl. den Herzog Johann Friedrich wohl eine Dankſagung ſchreiben, doch ſeine Reiſe ſuſpendiren, und dazu die plauſibelſte rationes inventiren, die er kann. Doch ſo, daß bei dem Herrn die Gnade beibehalten werde. So ſiehet mein H. H., wie wunderlich viel Dinge kommen können*). Ich kann in Wahrheit ſagen, daß ich nit geträumt habe, M. H. H. dieſes Orts zu recommendiren; dann er weiß, was wir ſonſt abgeredet. Der Herzog aber clagte mihr, daß ſein alter Canzler, Herr Langerbeck, geſtorben; ſo ihm ſehr leit were: man könnte jetzo gute Leute wenig haben.

Ich antwortete, daß die Fürſten ohnrecht hetten, daß ſie nit junge Leute von guten ingeniis außleſen und ſich und ihren Häuſern, quocunque etiam pretio, wie man wohl an Pferde ſo viel wendet, gute subjecta ziehen.

Und ſo wie wir von jungen Leuten und guten ingeniis redeten, kam ich ohngefehr, ohne eingen Vorſatz M. H. Herrn Nahmen zu nennen, und weiter von ſeinen Qualitäten zu melden.

---

*) Hier erſt fängt das Schreiben bei Böhmer an, mit den ein wenig umgeſtellten Worten: „Mein hochgeehrter Herr ſiehet wie wunderlich viel Dinge" u. ſ. w.

Worauf gleich die Frage war, ob man ihn nicht haben könnte? ob ich darzu nicht hellſen wollte? ich ſollte ja nit abreiſen, ohne daß ich an M. H. Herrn ſchriebe. Daß er nur je eher je beſſer gerade nach Hannover kähme! welches ich ſo zuſagen müſſen.

Und als ich andern Tages Abſchid nahm, hat ein Edelmann Ordre gehabt, unden in der Statt im Wirtshauß mihr nit vom Leibe zu weichen bis ich ihm den Brief an M. H. Herrn eingehendigt hette, wie ich alſo thuen miſſen: und sub sigillo volante, damit ſie ſehen möchten, daß es mein Ernſt war.

So ſiehet M. H. Herr, daß dieſer wackere gütige Fürſt ſeiner serio begehet, und er ſiehet auch, daß es mein Ernſt iſt, ihn allenthalben bekannt zu machen und zu ſeinem Aufnehmen realiter zu helffen. Meine Meinung iſt, daß M. H. Herr freye Hände behalte und temporiſire ſo in Maintz, bis ich, wills Gott, exeunte Februario wieder in Frankfort komme.

Auch iſt nicht ohne, daß M. H. Herr nit von den ſtärkſten, und iſt dieſe Jahreszeit hart für ihn zu reiſen; er findet wohl excuse an den Herzog zu ſchreiben.

Findet er aber in ſeinem Gemüth, daß ihm dies beſſer anſtehe, als was ich ihm ſonſt von Durlach geſagt und ihm gewiß auch honorabel genug gemacht werden ſolle: ſo behüthe Gott, daß ich ihm abrathen ſolle, ſondern eo casu hat er freye Wahl, ſo balt es ihm gefällt mit der ordinari Hamburger poſt-Calleſche, die alle Donnerſtags zu Franckfurt in dem Maulbeerhof in der Tönnis-Gassen abgeht, nach Hannover zu reiſen, ohne andere Ceremonie, als daß er alda gerade bey dem Hertzog ſelbſten auf das Fundament meines Briefſs, wo nit neben meinem Brief der Hertzog ſelbſt an ihn geſchrieben, ſich anmelde.

Stelle alles zu Gottes Direction und M. H. Herrn eigenem Dejudicien, und ſage nun weiter nichts davon*). Lieber wird mir ſeyn daß M. H. Herr wäre wo ich werde ſeyn, und ſollte ſich gewiß nicht einer halben, ſondern einer ganzen Freundſchaft zu ....**) haben, aber er wehle nun und ſeye wo er wolle, ſo ſoll dieſe Freundſchaft dennoch ohngemindert bleiben, kanns er, ſo tempo-

---

*) Hier bricht es bei Böhmer ab.

**) Unleſerlich.

riſire er, bis wieder komme, wer weiß was noch mehr aufſtoßet" u. ſ. w.

Des Habbeus wird in dem Briefwechſel zwiſchen Boineburg und Conring (ed. Gruber) hin und wieder als eines Epicuräers oder noch Schlimmeren gedacht. Seine warme Freundſchaft für den jungen Leibnitz macht ihn uns werth. Er ſtarb, wie ich aus einem Blatte von Leibnitzer Hand erſah, im October 1680. Man wird ihn ungefähr aus folgender Grabſchrift auf ihn, daſelbſt, erkennen: Hic requiescit qui vix unquam, dum vixit, quievit. Patriam si quaeris, mundanus potius quam, qua terra in lucem emissus, discendus est.... Weiterhin, nachdem ſeine große Sprachkunſt gerühmt iſt, und daß er noch im Alter griechiſch gelernt: sodalis fidus, facundus, et facetus; neque enim urbanitatem continere poterat, nec periculosis abstinebat salibus.

Animula vagula candida,
Audacula madida garrula,
Quae nunc colis loca, quae tuis
Promis joca congerronibus?
Dulci satiare nectari
Perpetuo fruere gaudio.

Bei dem Könige Karl Guſtav von Schweden ſtand Habbeus in großer Gunſt. —

Man vergleiche noch den Briefwechſel zwiſchen Leibnitz und dem Herzog Johann Friedrich in L's deutſchen Schriften I.

S. 65.

In Lünig's Sammlung: Orationes Procerum et ad Proceres Europae: Pars II. No. CLLIV. p. 294. ſteht die Rede, welche der Baron Johann Chriſtian von Boineburg vor dem Reichstage 1669 gehalten hat: Oratio Legati Comitis Palatini ad Rhenum Neoburgici ad Proceres utriusque ordinis reipublicae Polonae, in campo electivo congregatos, qua ipsis Principem suum diligenter in Regem commendat, de Anno 1669. Der Ideengehalt ſtimmt mit dem von Leibnitzens Schrift Specimen demonstrationum politicarum ſo ſehr überein, daß höchſt wahrſcheinlich Leibnitz auch davon, wo nicht der Verfaſſer geweſen iſt, doch Theil daran gehabt hat. In jedem Falle iſt dieſe Rede als eine Ergänzung des Specimen demonstrationum

anzuſehen, und ſcheint deshalb in eine künftige Sammlung von Leibnitz's Werken aufgenommen werden zu dürfen.

S. 66.

Ueber die Mainziſchen Unionsverhandlungen vom Jahre 1660 an vergl. meinen „Kritiſchen Excurs" u. ſ. w. in Leibnitz's deutſchen Schr. I, Beilage 1.

Die Schrift der Gebrüder Walenburg: Fratrum Walenburgiorum tractatus generales contracti hat Leibnitz noch währnd der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in Frankfurt vom juriſtiſchen Standpunkte aus widerlegt und dieſe Widerlegung herausgeben wollen, was aber nicht geſchah. Er ſpricht davon in ſeinem Briefe an Simon Löffler, ſeinen Schwager, aus Frankfurt, 25. Septemb. 1669 Opp. V, 407—8. „Eqo aliquando eum libellum, quia exiguus est, itineris alicujus comitem elegeram, adscripseramque notas perpetuas succinctas marginales refutatorias. In iis multis modis detexi ridiculas illas ineptias speciosae, sed in vulgus tantum, methodi Veronianae etc. Has notulas, quia compendio omnium Walenburgianorum refutationem continent, forte aliquando cum ipsis tractatibus generalibus contractis, dissimulato tamen meo nomine, imprimi patiar."

S. 67.

Ueber Bodins Heptaplomeres in Bezug auf Leibnitz und ſeine Jugend vgl. meine Schrift „das Heptaplomeres von Jean Bodin" S. LXXXI, wo auch der von Leibnitz um dieſe Zeit verfaßten, noch ungedruckten Widerlegung: Bodini colloquium heptaplomeres etc. examinatum et refutatum, 3 Bogen, erwähnt iſt; wogegen Leibnitz gegen Ende ſeines Lebens die Herausgabe des Heptaplomeres eifrig anempfohlen.

S. 73.

Der Aufſatz: De vita beata, in Erdmanns Ausgabe der Opera philosophica Leibnitii No. VI iſt durchaus carteſianiſch. In meiner Habilitationsſchrift: Quaestiones criticae ad opera philosophica Leibnitii pertinentes, Breslau bei F. Hirt, habe ich ganze Stellen aus dieſem moralphiloſophiſchen Aufſatze in Carteſius Meditationes und anderswo nachgewieſen, und gezeigt, wie ſehr Herr Erdmann irrt, Spinoza darin wiederzufinden. Darin hat

derſelbe Recht, dieſen Aufſatz ungefähr ins Jahr 1669 zu ſetzen. Er führt einen dahin gehörigen ungedruckten Aufſatz de affectibus an, welcher auch ganz carteſianiſch ſei, und das Datum d. d. 12. Apr. 1669 trägt.

S. 75.

Der Bericht von Wallis über die Hypothesis physica nova ſteht in den Transaction philosoph. 1670. No. 74. vgl. Ludovici I, S. 337. wo auch der Streit über das: omne corpus est momentanea erwähnt wird.

S. 76.

In Leibnitz's Nachlaß findet ſich aus dem Jahre 1671 ein Aufſatz: Demonstratio possibilitatis mysteriorum Eucharistiae. Hier findet ſich folgende Stelle: Ego qui Augustanae Confessioni addictus sum, cum laborarem aliquando in demonstratione possibilitatis praesentiae realis, incidi praeter spem meam eadem opera in Transsubstantiationem, imo reperi Transsubstantiationem praesentiamque realem in intima ultimaque analysi in se invicem contineri et inde tantam litem in Ecclesia esse, quod alter alteri non intelligatur. Und zum Schluſſe: Ego hoc unum opto, ut mihi de argumento tanti momenti cum eximio illo Arnoldo, cui scio aegre aliquid gratius nunciari posse, coram loquendi copia fiat. Er ſchrieb noch daſſelbe Jahr darüber an Arnaud; vgl. die Auszüge in meinem Kurmainz ꝛc. II, 63.

S. 78.

Der Brief von Leibnitzens Schweſter, von dem Originale copirt, lautet wie folgt:

Meinen herzlieben Bruder Hr. Doctor Gottfried Wielhelm Leibnützen anitzo zu Maünz zu ſelbſthanden in Meintz.

Hertzlieber Bruder. Nebenſt wündſchung eines gelückſeel. geſunden fried und freidenreichen Neuen Jahres ſamt aller erſprießlichen Wohlfart an Seel undt leib. Hertzlieber Bruder, laß Dich es nicht wundern das ich dier neulich geſchrieben habe, ich hoffe nicht daß du würteſt Calviniſch werden, und was es edwan mehr geweſſen iſt, die leude reden hir ſo übel von dir, wie wohl ich dich alle Zeit deffendiret habe, aber es ſind edwan ror Jahre oder wenn

es geweſſen iſt Leibziger dort geweſſen, die haben es geſaget, ich habe es dir aber deswegen geſchrieben, daß du dich in acht nimmſt, es war neulich in Zeidungen von Francfford geſchrieben, daß von Meintz die Evangeliſchen undt auch die Juden weg ſollten. lieber Bruder, nimm dich in acht, wenn dir die leude dor etwan nicht gut weren, daß du bei den Curfürſten wohlgehört werſt, günden dirs alſo nicht und hegen wie ſie dir waß in einen ſiebgen bey=brechten, lieber Bruder, ich meine es von Hertzen gudt mit dir und wohlte nicht gerne, daß du zu ſchaden kommeſt, zu mahl weil mir zwei eintzige geſchwiſter zuſammen ſind, mir ſehen es alle gehrne wen du zu unß rein kömmeſt eß ſeind zo viel fürſtl. Höffe hierinn die unßers glaubens ſien der liebe Gott der viel leude ver..... hat wird dich auch in luderſen lande nicht laſſen Hunger leiden. Verdraue ihm nur. Du darffſt den Brüff nicht wieder vor einen bloſſen Brüff halden. ich ſchreibe dieß aus guden hertzen zur wernung daß du dich in Acht nimmſt. Wegen der Weimar=ſchen Schuld kann ich dir nicht verhalten, daß als unlengſt Herr Doctor Struve hier geweſſen, mein Herr umb Zahlung meines An=theils bei ihm angehalten da ers denn ſo gar weit nicht geworffen, doch nur ſo viel als von 1000 f. auf mich kommet, weil die fürſtl. Cammer mehr nicht geſtendig, und herr D. Zimmermann ſeines theils auch mit zufrieden geweſſen, das ſeine auch erhalten, doch hat er, deſto eher dazu zu gelangen, an ſeinen 333 f. die 33 f. Hr. D. Struven zu recobens (recompense) überlaſſen, ich wiel, daß meine zu erhalten, dergleichen auch thun undt von 166½ ihm gleichfalls, die 150 f. zu erhaltn, 16½ zum gracial überlaſſen, ſtelle dir frey was du thun wilſt, habe dies zur nachricht vermelden wohlen. Von Zienſſen iſt gar nichts zu gedenken. Hie mit befehle ich dich in Gottes Schutz mein Herr undt Kiender laſſen dich freindlich grüſſen. Datum Leibzig den 12. January 1672.

Deine liebe ſchweſter
Anna Catharina Löfflern.

S. 80.

Zur Vervollſtändigung der Liſte der gelehrten Briefe und Schriften, die Leibnitz in Mainz verfaßt, führe ich noch an das Fragment: Epistola ad D. Blumium, qualem Leibnitius historiam juris Canonici exoptet, indicans. Opp. IV, 3, 283. wegen

des Schluſſes: Illustris Boineburgius aliquot epistolas ad Furstenerum, Conringium et Boeclerum de hoc argumento scripsit, et nunc Dominns Dedekkenus, Consiliarius Moguntinus, natione Batavus, tale quid ex Archivis molitur. Wenn aber Ludovici I. S. 327 ff., nach Eckhart u. A., folgende Aufſätze oder vielmehr Briefauszüge: G. G. Leibnitii Cogitata quaedam de ratione perficiendi et emendandi Encyclopaediam Alstedii (opp. V. 183.), ferner: Iudicium de Scriptis Comenianis, D. Hesenthalero, Professori quondam Tubingensi, inscriptum (ib. p. 181.) endlich: Excerptum ex epistola ad amicum de utilitate Grammaticae Cylindriacae Alberti von Holten (ib. p. 185.) in dieſelbe Periode, um 1670 ſetzt, ſo iſt das irrig: aus innern Gründen ſind dieſe Schriften in das höhere Mannesalter Leibnitzens hinabzuſetzen, was dem aufmerkſamen Leſer bald von ſelbſt ſich ergeben wird.

S. 91.

Das Fragment: Dialogus de religione rustici ſ. in meinem Kurmainz, II. Beilagen S. 138.

S. 95.

Zu den von mir in „Kurmainz" III. Buch gegebenen kritiſchen Erörterungen über die Natur und das Verhältniß der verſchiedenen größern und kleinern Denkſchriften Leibnitzens über das Project einer Eroberung Aegyptens durch Ludwig XIV. (womit jedoch die Zuſätze am Ende des 2. Theiles verglichen werden müſſen) habe ich nichts hinzuzufügen, ebenſo wenig aber von den gewonnenen Ergebniſſen irgend abzugehen. Das von mir in der Vorrede dieſes Buches angeführte: Mémoire sur le projet d'expédition en Egypte, présenté en 1672 à Louis XIV. par Leibnitz, iſt nachher in dem von der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften herausgegebenen: Recueil consacré aux savans étrangers. in 4to 1841. p. 679—767 erſchienen. Einige Punkte darin, muß ich bemerken, haben in der genauern und umſtändlichern Ausführung in Kurmainz zugleich eine Berichtigung erhalten. — Im Jahre 1840 erſchien zu Paris eine Broſchüre von einem Mr. de Hoffmanns: Mémoire de Leibnitz à Louis XIV. sur la conquête de l'Egypte etc., bei Garnot. Der mir übrigens unbekannte Verfaſſer mußte von meinem Memoire über dieſen

Gegenſtand gehört haben, denn er beginnt ſeine Schrift mit einer affektirten Verachtung einer „neu aufgekommenen Meinung“ (er verſteht darunter die meinige, obſchon ohne mich zu nennen): als habe Leibniz durch ſeinen Vorſchlag für Ludwig XIV. weniger an deſſen Größe, als an die Befreiung Deutſchlands und Europa's von Frankreichs Uebergewicht gedacht: – gegen jemand, der ſo keck den Sinn diplomatiſcher Urkunden und Zeugniſſe in Abrede ſtellt, läßt ſich weiter nichts ſagen. Das Consilium Aegyptiacum an den Kurfürſten von Mainz ſpricht ganz allein. Was iſt aber das Mémoire de Leibnitz, welches Mr. de Hoffmanns, ohne irgend eine Quelle anzugeben, ohne weiteres als etwas ganz Neues und Authentiſches der Welt vorſetzt, und das etwa meine vorausgegangenen Erörterungen umzuſtoßen ſchiene? Nichts anderes als die franzöſiſche Ueberſetzung von Leibnitzens epistola ad Regem Franciae de expeditione Aegyptiaca, welche ich zuerſt im lateiniſchen Originale, aus der Handſchrift, in den Beilagen von Kurmainz II. S. 140 ff. herausgegeben (vgl. die Zuſätze am Ende), während dieſe Ueberſetzung zuerſt von Mangourit in ſeinem bekannten Voyage en Hannover gegeben wurde, welche Mr. de Hoffmanns ſtillſchweigend abdrucken ließ, den Leſern die falſche Meinung inſinuirend 1) er erhalte ein Original 2) er erhalte etwas Neues und Unbekanntes. In der That widerfuhr dieſes dem Verfaſſer des Aufſatzes: Projet de conquête de l'Egypte proposé par Leibnitz, (unterzeichnet A. Vallet de Virville) in der von P. Leroux herausgegebenen Révue Indépendante, Tome II. 1842. Mars. p. 783—809. Dieſer Aufſatz beſteht aus einer kurzen hiſtoriſchen Einleitung und einer Ueberſetzung des Consilium Aegyptiacum. Der Verfaſſer benutzt mein franzöſiſches Memoire, doch nicht überall genau, und weil ich zu beweiſen geſucht, daß keine der ausführlichen und umſtändlichen Denkſchriften Leibnitzens über die Eroberung von Aegypten, die ſich in ſeinem Nachlaſſe vorgefunden, von ihm im Jahre 1672 gebraucht worden (er ging ja dafür in Perſon hin: das verſchweigt Herr von Viriville), ſo ſetzt er mir das mémoire entgegen, das Mr. de Hoffmann herausgegeben, und das mir entgangen ſein müßte: „mémoire que paraît avoir ignoré M. Guhrauer, et qui a été publié par M. de Hoffmanns. Er ſetzt zwar hinzu: „Il est vrai que dans cette publication le texte de la lettre, évidemment alterée dans certains details de son orthographe originale, ne porte

ni rubrique ni date, et que la publication elle-même est dépourvue de toutes les indications, qui sont indispensables pour juger de la sincérite d'une édition (vide *Mangourit!*). Mais enfin cette lettre n'existe pas moins". Das iſt ganz richtig; aber unter keinen andern Umſtänden, als denen, welche vor Herrn von Hoffmanns, auf Grund der Analyſe und Kritik, als einzig authentiſch ſich herausgeſtellt.

S. 119.

Die hier erzählte Anekdote, aus einem Briefe Leibnitzens an den Landgrafen von Heſſen=Rheinfels, ſchöpfte ich aus einer handſchriftlichen Kopie dieſes Briefes in dem Nachlaſſe des ehemaligen Superiors von St. Sulpice, Emery, im Seminar von Iſſy. Von Emery's Hand war dabei bemerkt: Nous avons communiqué autrefois ce morceau à l'auteur des Mélanges d'histoire et de la littérature, mais nous avons jugé à propos de le produire ici. Derſelbe Brief enthält noch ein Paar andere Züge von Arnaulds (?) Hitze und auffahrendem Weſen. Leibnitz hatte über den Brief die Worte geſetzt: Nemini monstretur.

S. 128.

Vgl. Biot in dem Artikel Leibnitz der Biogr. Univ. p. 627. Ich geſtatte mir dabei folgende Bemerkungen. 1) Herr Biot zweifelt S. 627. ohne Grund an der Identität der von Leibnitz in dem Briefe an die Gräfin Kielmansegge vom 18. April 1716 citirten Schrift über die combinatoriſche Kunſt von 1666 (ayant *publié* une petite oeuvre sur l'Art des Combinaisons) mit dem von Leibnitz wirklich 1666 herausgegeben, im 2. Bande der opera omnia enthaltenen Dissertatio de arte combinatoria. Herr Biot würde ſich bald davon durch einen Blick in Leibnitzens, an Ort und Stelle verfaßte Denkſchrift an Oldenburg vom 3. Febr. 1763, Opp. III. p. 20. überzeugen, wo Leibnitz unter andern ſchreibt: ... esse eos numeros, quos combinatorios appellare soleo, de quibus multa dixi in dissertatiuncula de Arte Combinatoria etc. 2) Herr Biot ſchreibt l. l. „Une *seconde* occasion, dans laquelle il mentionna *encore* chez Oldenburg une autre propriété des nombres qui'il avoit remarquée, fut *aussi* malheureuse: on lui apprit, que la même découverte avoit été faite par Mercator, mathématicien holsténois, qui l'avoit pu-

bliée dans sa *Logarithmotechnia*". Die Quelle des Hr. Biot iſt hier Leibnitzens Brief an die Gräfin Kielmansegge vom 18. April 1716. Opp. III. 456, wo Leibnitz, ſeiner Reiſe nach London im Jahre 1673 erwähnend, ſchreibt: comme j'aimai un peu la Chymie, je pratiquai aussi M. Boyle, chez qui je rencontrai un jour un Mathématicien, nommé M. *Pell;* et lui ayant conté une certaine observation, que j'avois faite sur les Nombres, il m' apprit qu' un Holsteinois, qui se trouvoit à Londres, nommé Mr. Mercator, l'avoit faite aussi dans un livre publié dépuis peu sur la figure, qui s'appelle Hyperbole. Je cherchai ce livre et je l'apportai avec moi en France. Dies ſtimmt nun freilich mit der an Ort und Stelle von Leibnitz in London, zur Verwahrung ſeiner Rechte für Oldenburg aufgeſetzten Denkſchrift vom 3. Febr. 1673 (Opp. 16—20) nicht überein; man darf dennoch nicht ſchließen, daß hier ein zweiter, von dem urkundlich erhärteten verſchiedener, Fall gemeint ſei; ſondern wir erkennen in dem nach 43 Jahren aus der Erinnerung von Leibnitz erzählten Falle eine bloße Verwechſelung des Buches von Mercator mit dem des Mouton; was bei Leibnitz ſich auch ſonſt zuweilen findet; Leibnitz kann und muß hier durch ſeine eigne Urkunde berichtigt werden. Er ſchreibt hier aber: — Hoc cum audisset clarissimus Pellius respondit, id jam fuisse in literis relatum a D. Mouton Canonico Lugdunensi ex observatione nobilissimi viri Francisci Regnaldis Lugdunensis etc.

S. 148.

Ueber Moliere ſ. Leibnitz deutſche Schr. II, 463. — „Ich bin ſelbſt zu der Zeit, da Moliere geſtorben, zu Paris geweſen, und habe ſowohl ihn, als hernach ſeinen Geiſt ſpielen ſehen."

S. 149.

Ueber den Herzog von Mecklenburg-Schwerin ſ. Leibn. Opp. V. 273 281.

S. 150.

Nach der Rückkehr aus London wohnte Leibnitz in Paris: Rue Garantière, Quartier de Luxembourg, im Faubourg St. Germain, in dem Hotel: la Ville de St. Quentin (Kurmainz II. 70). Die Straße führt noch denſelben Namen; von dem Hauſe fand

ſich keine Spur, außer daß es: „prope palatium Luxenburgicum“ war. Die vornehme Welt wohnte in dieſem Viertel.

S. 168.

So freundſchaftlich und anerkennend Leibnitz auch bei Tſchirnhauſens Tode über ſein Verhältniß zu ihm ſich ausſprach (opp. V. 194), ſo nachdrücklich nahm er bei deſſen Leben doch das von Tſchirnhauſen, bei ihrem Umgange in Paris, aus ſeiner Philoſophie Entlehnte in Anſpruch (opp. VI. 44. 48., an Placcius, 10. Mai 1687: Is fuerat initio ex asse Cartesianus etc.), ja in Uebereinſtimmung mit Huygens zieh Leibnitz in Bezug auf gewiſſe mathematiſche Entdeckungen Tſchirnhauſen gradezu des Plagiats. Vgl. Chr. Hugenii Exercitationes Mathematicae ed. Uylenbroek. Hague Com. 1833. p. 31. 34. Leibnitz ſchreibt an Huygens, October 1690: „Je n'ai pas non plus que vous, Monsieur, raison, d'être trop content de Mr. D. T., car il m'est arrivé plus d'une fois, qu'il a oublié d'avoir vû auprès de moi des échantillons des choses qu'il a donnès par aprés“ etc.

S. 169.

Die Notiz über Tobias Fleiſcher findet ſich in dem Commercium Leibnitianum ed. Gruber II p. 1293. Not. Vgl. Burckhard Historia Biblioth. Augustae II p. 284—285. „(Tobias Fleischer) Francus, et quidem Baruthinus, qui cum Hafniam concesserat, Daniae Regis Camerae Secretis adhibitus, discessu suo Leibnitio Hanoveram provinciam vacuam fecit“ (mit Hinweiſung auf Gruber).

Ueber Pascals nachgelaſſene Papiere ſ. Leibn. opp. V. 12. VI. 34.

S. 170.

Umſtände und Zeit der Bewerbung Leibnitzens um eine Stelle in der Londoner Societät und ſeiner Aufnahme lehrt ein ungedrucktes Schreiben Oldenburgs an ih n vom 19. April 1673.

S. 173.

Ueber Leibnitzens ungedruckten Traktat de quadratura arithmetica vgl. Hugenii Exerc. mathem. p. 8. Charakteriſtiſch für die

Geſchichte ſeines Geiſtes iſt, was Leibnitz in ſeinem Briefe an Fontenelle vom 12. Juli 1707 (Feder Specimina S. 28) über dieſe Probleme erzählt: J'ai souvent remarqué, que des personnes, qui ne font pas tout-à-fait profession du metier, ont coûtume de fournir des pensées plus singulières, concetti più vaghi e più pelegrini, où l'on ne s'attend pas. Une personne, qui n'étoit même point Géometre du tout, et qui fit imprimer quelque chose de géometrie, donna quelque occasion à ma quadrature arithmétique, sans parler d'autres exemples.

S. 174.

Nächſt ſeiner ſcharf eindringenden und unpartheiiſchen Behandlung der Frage über die Priorität der Erfindung der Fluxions- und der Differentialrechnung in den Artikeln Leibnitz und Newton der Biographie universelle (XXIII, S. 626—639. XXXI, S. 172—180), hat Herr Biot dieſes Problem ſpäter von neuem und erſchöpfend gegen Brewſter durchgeführt. S. Journal des Savans, 1832, Mai. S. 263—274, in der Recenſion des Buches: The life of sir Isaac Newton; Vie de sir Isaac Newton, par *David Brewster*, second Article. — Nach einer Betrachtung über die „beklagenswerthen Spaltungen" zwiſchen Leibnitz und Newton ſagt Herr Biot: On doit regretter, que le docteur Brewster ne les (sc. ces dissensions) ait pas considerés sur le point de vue purement philosophique... On ne peut pas dire, qu'il présente Leibnitz précisément comme ayant pris de Newton le calcul différentiel; mais la suite des inventions de ces deux grands hommes, et leur communication par correspondance, sont racontées avec *une adresse si habile*, les charactères de leurs méthodes sont présentés comme si *analogues*, les différences de leur procédés de calcul comme si *legères*, et l'irritation de l'un comme si vive, comparativement à la mansuetude de l'autre, que tous les torts, toutes les injustices semblent être du côté de Leibnitz, si même on ne doit lui reprocher quelque chose de plus...

Hierauf ſetzt H. Biot die dokumentliche Wichtigkeit von Leibnitzens Brief an Oldenburg (für Newton) vom 27. Auguſt 1676 auseinander, von deſſen Inhalt er ſagt, daß mehr als nöthig darin war, um Newton zu zeigen, „daß Leibnitz wenigſtens auf dem Wege war, eine der Fluxions-Rechnung ähnliche Rechnung zu finden, und daß er hart daran war (qu'il y touchoit même), wenn er ſie nicht

ſchon beſaß; daher Newton den Brief vom 24. October 1776 ſchrieb, in welchem er ſeine Methode in ein Anagramm verſteckte. .. Or cette première lettre si essentielle (heißt es nun), qui donne toute la clef de la singulière réponse de Newton, et dont la portée lui parut assez significative, pour nécessiter ses anagrammes; cette lettre est *totalement omise* dans le détail que le docteur Brewster donne de cette mémorable correspondance. Le ciel nous préserve de supposer une intention d'infidélité dans cette omission; mais il nous fallait inévitablement la reparer, à cause de l'importance de la pièce omise. En effet, une série d'idées si continue et si distincte, attachée à un mode de génération des quantités tout-à-fait abstrait, et exprimée par un algorithme spécial d'une facilité comme d'une netteté admirable pour toutes les applications aux questions d'analyse et de philosophie naturelle, ont dû paraître aux géometres des titres peremptoires à *une invention propre, non du calcul des fluxions*, que *Newton* possédoit sans aucun doute avant 1669, calcul compliqué de l'idée de mouvement, et jusque-là sans algorithme, mais du *calcul différentiel* abstrait avec sa métaphysique, son algorithme et ses procédés généraux tout établis; et c'est en effet ainsi qu'ils en ont décidé quatre juges qui me dispenseront d'en citer d'autres, quand jaurai dit qu' ils s'appellent *Euler, Lagrange, Laplace* et *Poisson.* Um keinen Zweifel hierüber übrig zu laſſen, bringt Herr Biot a. a. O. die Originalſtellen dieſer vier Koryphäen bei, welche er mit kurzer Analyſe begleitet, und ſchließt: Voilà quatre juges compétens qui specifient l'indépendance d'invention de Leibnitz d'une manière formelle; nous pensons bien de nous en rapporter à leur verdict, jusqu' à ce que la bonne fortune des sciences nous en amène quatre autres, qui puissent les balancer. —

S. 185.

Der Beſuch Leibnitzens bei Spinoza im Haag iſt von keinem der frühern Biographen erwähnt worden. — Die Meinung, daß Leibnitz in ſeiner philoſophiſchen Entwickelung „durch Spinoza durchgegangen ſei“, iſt die herkömmliche, und ſtützt ſich auf gewiſſe Vorausſetzungen und Mißverſtändniſſe, welche aber durch die chronologiſche Verbindung von Leibnitzens ausdrücklichen Bekenntniſſen widerlegt werden. Davon handelt meine Habilitations-

ſchrift: Quaestiones criticae ad Leibnitii opera philosophica pertinentes. Vratislaviae apud. Ferd. Hirt. mit beſonderer Rückſicht auf Erdmanns kritiſche Bevorwortung des Leibnitzſchen Aufſatzes: De vita beata. (ſ. die Ausgabe Erdmanns, Praefat. pag. XI.) Erdmann geht ſo weit, in dem Aufſatze zwei Punkte als aus der Ethik und dem Tractatus de intellectus emendatione Spinoza's, letzterm faſt wörtlich entlehnt, zu bezeichnen. Erſtlich aber hat E. am Schluſſe ſeiner Betrachtungen (p. XI.) als ſehr wahrſcheinlich hingeſtellt, daß der Aufſatz de vita beata von Leibnitz um 1669 verfaßt ſei: wenn dem ſo iſt, ſo hat ſchon darum Leibnitz jene Werke Spinoza's dabei nicht benutzen können, weil dieſe in den Opera posthuma Spinoza's erſt 1677 erſchienen ſind. Dieſer Widerſpruch hebt die eine von E. Prämiſſen nothwendig auf. Zweitens, die Stelle, welche Leibnitz aus dem tractatus de intell. emendatione wörtlich (iisdem fere verbis) genommen haben ſoll, habe ich, durch Gegeneinanderhaltung der Texte, als beinah wörtliche Entlehnung aus des Carteſius Dissertatio de methodo recte utendi ratione (Cartesii opp. phil. 1692. l. l. p. 10.) nachgewieſen; etwas Aehnliches findet bei dem vorgeblichen amor intellectualis ſtatt, vgl. weiterhin S. 30. Anm. zu S. 226. Es kommen hier noch einige Mißverſtändniſſe und Mißgriffe Erdmanns in Betracht, worüber ich, der Kürze wegen, auf meine oben genannte Abhandlung verweiſe.

Anmerkungen

zum zweiten Buche.

S. 191.

Arnaud's Aeußerung über Leibnitz — ſ. Leibnitz' Deutſche Schr. II, Beilagen, 67.

S. 195.

Ueber Steno ſchreibt Leibnitz an Conring vom 26. Febr. 1678, wegen ſeines Abfalles von den Naturwiſſenſchaften: Tantum abest, ut pietati officiat (sc. hoc studiorum genus), ut contra potius perpetuam divinarum laudum materiem praebeat. Ipse Deus est optimus interpres magnitudinis suae, cujus illustria in natura rerum vestigia apparent. (Ungedruckt.)

S. 196.

Das Nähere über den Umgang und die Streitigkeiten Leibnitzens mit Arnold Eckhart ſ. Opp. III, 553—652. Die hier mitgetheilten Unterredungen und Briefe ſind auch in Bezug auf die Philoſophie gehaltreich, beſonders S. 110, No. 2: Colloquium D. Leibnitii cum D. Eckhardo, Professore Rinteliensi Cartesiano, praesente Dn. Abbatis Molani fratre, habitum Hanoverae d. 5. Aprilis 1677, von Leibnitz ſelbſt verfaßt.

S. 197.

Ueber Leibnitz's Unterredungen mit Kraft, ſ. Neues Hannov. Magazin 1807, 76—78 Stück. „Etwas von Leibnitz.“

S. 199.

Auf Leibnitz's Verhältniß zu Joachim Jungius denke ich in einer beſondern, Jungius gewidmeten Abhandlung zurückzukommen.

S. 200.

Von dem Briefe Leibnitzens an den Herzog Ernſt Auguſt habe ich ſowohl den Eingang, als den Theil, welcher über das systema Theologicum Aufſchluß giebt, in Leibnitz D. Schr. II, Beil. S. 64—69 mitgetheilt. Hier folgt das Stück, wovon der Text S. 200—202) die Ueberſetzung enthält: Je suis obligé à V. A. du jugement favorable qu'Elle fait de moi, qui l'a empêchée d'ajouter foi au conte du Docteur Becher. Cet homme est assez connu par ses extravagances entremelées d'une malice très noire. On n'a qu'à lire ses livres, pour en être persuadé; il déchire impudemment des grands personnages, et des personnes auxquelles il doit...., ont éprouvé son ingratitude, quand ils ne vouloient ou ne pouvoient plus approuver son procédé. Il a été piqué contre moi de ce que j'ai empêché une certaine fourberie alchimique, qu'il méditait. Et cherchant le moyen de se venger, il prit pretext d'une conversation que nous eûmes ensemble à Hambourg il y a quelques années, où nous parlâmes des machines et je lui dis entre autres choses, que je croyois qu'on pourroit corriger quelque chose aux voitures. Je n'en parle jamais volontiers de ces sortes de matières qu'à des personnes qui s'y plaisent, et comme Becher fait profession d'entendre les mécaniques, j'en touchais quelque chose par occasion, quoique je n'en ai jamais parlé à d'autres, et encore moins tâché de l'exempter. [1]) En effet personne ici en a ouï parler, et plusieurs m'ont demandé ce que cela vouloit dire. Mais je vois maintenant que Becher, jugeant des autres par son humeur, a pris comme un grand dessein ce que je n'avais dit qu'en passant, et supposant ou feignant par malice, que j'aurais toujours travaillé à ce chariot imaginaire, a cru de trouver occasion de me railler, pour se venger. Ce qu'il dit de six heures de chemin pendant lesquelles ce chariot devrait aller d'Hannovre à Amsterdam, est de son invention et convient fort peu à la préface du

---

[1]) Hiernach muß die Stelle S. 201, Z. 10 v. u. verbeſſert werden; ſtatt: ſie auszuführen — ihn (nemlich Bechern) auszunehmen.

livre, où il proteste devant Dieu, qu'il parle de bonne foi, et qu'il n'a pas dessein de choquer les personnes. Car il faudrait avoir perdu l'esprit pour y avoir pensé. J'avais dessein de lui reprocher sa malice par une lettre en particulier et de le faire souvenir de sa préface. Mais j'apprends, qu'il est mort à Londres sur la fin de l'année passée. Cependant je me soucie fort peu de ce qu'il met cette pensée, dont je lui avais parlé, au rang des savantes folies; j'y suis en trop bonne compagnie, puisqu'il y met aussi le roi de France, le feu Cardinal de Salzbourg, feu M. de Zinzendorf, président de la Chambre de l'Empereur, Monsieur Huygens de Zuylicum, inventeur des pendules et quantité d'autres personnes de mérite et de réputation. — Die Stelle aus Bechers Närriſcher Weisheit und weiſer Narrheit (1683, neu aufgelegt 1706) ſteht in Murrs Journ. VII, 150, Anm. Ueber Bechers alchymiſtiſche Speculation, vermuthlich dieſelbe, welcher Leibnitz entgegentrat, ſiehe deſſen Brief an Huygens, aus Hannover, 8. Sept. 1679. in Chr. Hugenii Exercit. Mathem. ed. Uylenbrock. p. 11. Vgl. auch die Stelle in Leibn. Opp. VI. 333.

Aus demſelben Briefe L.'s an den Herzog excerpirte ich noch folgende intereſſante Stelle, wo von dem Schickſal des unglücklichen Lord Strafford die Rede war: Cependant on passeroit mal son temps en Angleterre, si l'on vouloit revoquer en doute le jugement de tout un peuple, et ces sortes d'entêtement publique montrent assez, que les hommes de notre temps ne sont plus éclairés, que ceux des siècles passés. L'emportement des Hollandois contre les frères de Wit étoit de la même nature, et je m'étonne souvent, que des personnes, qui d'ailleurs sont de très bons nés, peuvent donner dans ces erreurs populaires. Quand j'étois à Paris, tout le peuple de cette grande ville, même de bons bourgeois et de femmes assez spirituelles, étoient persuadés, que Madame la Duchesse de Toscane faisoit enlever les enfans sur les rues, pour les faire tuer et pour se baigner dans leur sang tout chaud, afin de guérir d'une certaine maladie, qu'on lui supposoit. Et quand je me moquois de ce conte, je croyois que ces bons gens m'étoient fâchés.)

S. 202.

Das Schreiben an einen Staatsmann am kaiſerlichen Hofe ſ. Opp. V, 214—216.

S. 208.

Unrecht iſt von mir angegeben, daß Leibnitz ſelbſt die Protogäa dem Urtheil der Sorbonne unterworfen. Zwar drückt ſich der Ungenannte in ſeinen Anmerkungen zu Fontenelle und Eckhart ziemlich unbeſtimmt ſo aus: „Dieſes curioſe Werk hat auch die Approbation des Collegii Sorbonici in Paris erhalten, nachdem es ihnen zur Cenſur geſchickt worden''; aber Eckhart ſelbſt legt ſich dies ganz beſtimmt, in ſeinem Briefe an Seb. Kortholt vom 10. Juni 1719 (Kortholt. Coll. IV, 127) bei: „Man hat dieſen Tractat für ketzeriſch erklären wollen; allein die Academie zu Paris hat auf mein Anſuchen und Ueberſendung des Originals ein rechtſchaffenes Responsum gegen die Läſterer gegeben, welches ich communiciren will. Jetzo iſt es unmöglich.'' Hier iſt freilich ein Widerſpruch: war es die Sorbonne oder die Academie? verſchrieb ſich Eckhart blos? — oder hätte ihm ſeine Eitelkeit wieder einen Streich geſpielt?

Der Brief an Sophie Charlotte vom 5. Juli 1697 ſteht bei Ludovici II, S. 205.

S. 201.

Ueber die hier enthaltene, von mir früher ſchon in Leibnitz D. Schr. II, Beil. 57 mitgetheilte Stelle von Leibnitz äußert K. A. Menzel in ſ. deutſchen Geſchichte IX, S. 266, Anmerk.: „Der in dieſem Briefe unverholen geäußerte Wunſch, der Biſchof möge dahin wirken, daß auch andern hohen Perſonen, außer dem Herzoge, der ihm die Gnade anthue, oftmals ſeine Gedanken über allerlei Materien zu hören, ſein gutes Gemüth für dieſe Angelegenheit bekannt werde, verräth freilich den Hofphiloſophen.'' Aber Leibnitz äußert ja keinesweges dieſen Wunſch: im Gegentheil, er entſchuldigt ſich gleichſam bei ſeinem Correſpondenten darüber, daß er ſich über ſeine Gedanken bei dem Herzog, ſeinem Herrn, ausgeſprochen; er möchte es ihm nicht als Ruhmſucht auslegen; er thue dies, denn dies ſei bisweilen nothwendig, damit er Gelegenheit erhalte, ſeine guten Abſichten ins Leben zu ſetzen.

S. 220.

Die Stelle, wo Leibnitz über Otto Grote ſpricht, ſteht Opp. VI, 334.

In der Schrift de jure suprematus cap. VI, Opp. IV, 3, p. 348 iſt es, wo Leibnitz die Königin Chriſtine gegen die Beſchuldigung

eines Mordes an Monaldeschi, den ſie in Fontainebleau hinrichten ließ, vertheidigt. Dies wurde von Mehreren Leibnitzen ſchwer angerechnet, beſonders von d'Alembert, welcher, Mélanges de littérature II, 275 ſchreibt: Je suis fâché pour la mémoire de Leibnitz et pour l'humanité, de trouver le nom de ce grand homme parmi les défenseurs d'un assassinat. Aber daß es ein „assassinat" geweſen, ſtellen wir, aus dem hiſtoriſch-rechtlichen Geſichtspunkte, mit Leibnitz in Abrede, vgl. Grauert, Chriſtina, Königin von Schweden, und ihr Hof. Bonn 1842, II, p. 121—142, wo auf Leibnitz Rückſicht genommen iſt.

S. 221.

Das Bekenntniß über den Abſchluß ſeiner philoſophiſchen Ueberzeugungen leſen wir in Leibnitz's Brief an Thomas Burnet vom $\frac{8}{18}$ Mai 1697, Opp. VI, 253: J'approuve fort ce que vous dites, Monsieur, de la méthode de Mr. Locke, de penser et de repenser aux choses qu'il traite. C'est aussi fort ma méthode; et je n'ai pris parti enfin sur des matières importantes, qu'aprés y avoir pensé et repensé plus de dix fois, et après avoir encore examiné les raisons des autres. C'est ce qui fait, que je suis extrêmement préparé sur les matières qui ne dépendent que de la méditation. La plupart de mes sentiments ont été enfin arrêtés aprés une délibération de 20 ans: car j'ai commencé bien jeune à méditer; et je n'avais pas encore 15 ans, que je me promenais des journées entières dans un bois pour prendre parti entre Aristote et Démocrite. Cependant j'ai changé et rechangé sur de nouvelles lumières; et ce n'est que dépuis environ 12 ans que je me trouve satisfait etc. (Man muß dieſen Thomas Burnet, einen ſchottiſchen Edelmann, an welchen Leibnitz die vielen gehaltreichen Briefe geſchrieben hat, nicht mit deſſen Verwandten gleichen Namens, dem Verfaſſer der Theoria sacra telluris verwechſeln, wie Dutens im Index rerum zum 6. Bande der Opp. Leibn. p. 249 gethan. Beide Thomas Burnet waren mit dem berühmten Geſchichtſchreiber Gilbert Burnet, mit dem L. ebenfalls in Briefwechſel ſtand, verwandt. (Daher Leibnitz an unſern Thomas B. l. l. pag. 228 ſchreiben konnte: Vous avec les deux Burnet faites honneur à l'Ecosse.) Es gab außerdem noch zwei Thomas Burnet, vgl. die Biogr. univers. s. v. Burnet.

S. 226.

Die Einſchaltungen aus dem Naturrecht in der Schrift für den Pfalzgrafen von Neuburg (daſ. propos. 37—46). — Da Erdmann in Leibnitzens Aufſatze de vita beata den amor intellectualis des Spinoza zu finden glaubte, weil die Definition der Liebe, welche man aus der Vorrede zum Corpus juris diplomaticus kennt, darin nicht vorkommt, ſo habe ich auf jene Lemmata der 1669 verfaßten Staatsſchrift verwieſen, wo jene Definition ſchon mit klaren Worten vorkommt (ſ. meine Abhandlung Quaestiones criticae etc. pag. 15—17).

S. 238.

Ehe Leibnitz Carteſianer wurde, war er in der Philoſophie Scholaſtiker, und zwar Nominaliſt, wie ſeine Diſſertation de principio individui zeigt. Da ich in meiner Einleitung zu dieſer Jugendſchrift Leibnitzens darauf, daß der ſcholaſtiſche junge Philoſoph Nominaliſt geweſen, ein Gewicht gelegt, ſo bemerkt Erdmann praef. p. X. im Allgemeinen, daß dies ohne irgend eine individuelle Bedeutung für Leibnitz war: „scilicet *omnes*, qui hoc tempore *scholasticae* philosophiae adhaerebant, Nominalium sectatores fuisse constat.“ Aber wenn dem ſo wäre, wie hätte Leibnitz in der Vorrede zu Marius Nizolius's Anti-Barbarus §. XXVIII. (Opp. IV. 1. 59 ed. Erdmann. p. 68) ausführlich von der Schule der Nominaliſten im Mittelalter geſprochen haben können, mit dem Bedauern, daß ſie bei den heutigen Scholaſtikern erloſchen ſei? Die Worte heißen: „Quam vero longe sint acumine *inferiores* superioribus superioris et *hujus seculi scholastici*, documento esse potest secta *Nominalium*, omnium inter scholasticos profundissima, et hodiernae *reformatae* philosophandi rationi congruentissima; quae cum *olim* maxime floreret, nunc, apud *scholasticos* quidem extincta est. Unde conjicias decrementa potius quam augmenta acuminis...“ Dies ſteht mit der Behauptung des Herrn E. in direktem Widerſpruch.

Wenn Leibnitz im Jahre 1669 ſchon an J. Thomaſius ſchrieb (ed. Erdm. p. 49): Me fateor nihil minus quam Cartesianum esse... In Cartesio ejus methodi tantum propositum amo ..., ſo war er doch noch weit mehr Carteſianer, als er geſtehen wollte, in ſofern er damals noch das Weſen des Körpers in die Ausdehnung ſetzte, und ferner in dem ontologiſchen

Beweiſe vom Daſein Gottes u. ſ. w., vergl. den Aufſatz de vita beata.

§. 245.

Ueber die materia prima und secunda vergl. Leibnitz's Briefe an Desboſſes und an Johann Bernoulli.

§. 248.

Es iſt viel darüber geſtritten, ob Leibnitz den Begriff der Monaden aus der Analyſe der Phänomene empiriſch geſchöpft, oder a priori aus dem Begriffe der Subſtanz abgeleitet? Nach meiner Einſicht hat das erſtere meiſtentheils in Leibnitzes eignen Darſtellungen ſtatt, wenn er, um auf die Monaden zu kommen, den Begriff des Zuſammengeſetzten in der Natur vorausſetzt. A priori aber folgt die Vielheit der Monaden: 1) materiell aus dem Begriffe der Creatur, als einer beſchränkten Subſtanz, 2) formell aus dem Princip des hinreichenden Grundes: es iſt kein Grund vorhanden, daß Gott nur eine und nicht viele, nicht unendliche Subſtanzen ſchaffen ſollte? Der Begriff der Creatur geht aber auf den Begriff der Freiheit in Gott, zugleich auf deſſen Intellectus zurück, als die Region der Ideen, verbunden mit der abſoluten Macht. Die Idee der Freiheit wäre ſo die höchſte und urſprünglichſte in Leibnitz's Syſtem.

Ich habe mich bei mehreren Sätzen, welche nur Folgerungen des Princips des zureichenden Grundes ſind, z. B. dem berühmten Satze der Nichtzuunterſcheidenden, nicht beſonders aufgehalten.

§. 256.

Ueber das vinculum substantiale habe ich in meiner Inaugural-Diſſertation, Leibnitii doctrina de unione animae et corporis, Berol. 1837, gehandelt. Die von mir entwickelte Anſicht iſt nachher von mehreren Seiten als richtig anerkannt worden.

§. 264.

Das Prinzip der Continuität, womit Leibnitz in der Pſychologie ſo viel ausrichtet, führte ihn auch in der Anſicht der lebenden Natur zu überraſchenden Blicken. Nirgends hat ſich L. ſo deutlich darüber ausgeſprochen, als in dem Briefe an einen Ungenannten, vom 16. October 1707, wovon ein Fragment den berüchtigten Prozeß

zwiſchen Maupertuis und König 1752 veranlaßt hat. Er ſteht mit mehreren anderen in Königs Appel au Public du jugement de l'académie royale de Berlin etc. Hier heißt es im Verfolge S. 45.: Je pense donc avoir de bonnes raisons pour croire, que toutes les différentes classes des Etres, dont l'assemblage forme l'Univers, ne sont dans les idées de Dieu, qui connait distinctement leurs gradations essentielles, que comme autant d'Ordonnées d'une même Courbe, dont l'union ne souffre pas, qu' on en place d'autres entre deux, à cause que cela marqueroit du désordre et de l'imperfection. Les hommes tiennent donc aux animaux, ceux-ci aux plantes, et celles-ci déréchef aux fossiles, qui se lieront à leur tour aux corps, que les sens et l'imagination nous représentent comme parfaitement morts et informes. Or puisque la loi de la Continuité exige, que, *quand les déterminations essentielles d'un Etre se rapprochent de celles d'un autre, qu' aussi en conséquence toutes les propriétés du premier doivent s'approcher graduellement de celles du dernier*, il est necessaire, que tous les ordres des Etres naturels ne forment qu' une seule chaîne, dans laquelle les différentes classes, comme autant d'anneaux, tiennent si étroitement les unes aux autres, qu'il est impossible aux sens et à l'imagination, de fixer précisement le point, où quelqu'une commence, ou finit: toutes les espèces, qui bordent ou qui occupent, pour ainsi dire, les régions d'inflexion et de rebroussement devant être equivoques et douées de charactères, qui peuvent se rapporter aux espèces voisines également. Ainsi l'existence de Zoophytes, par exemple, ou, comme Buddeus les nomme, de *Plant-Animaux*, n'a rien de monstrueux, mais il est même convenable à l'ordre de la Nature, qu'il y en ait. Et telle est la force du principe de continuité chez moi, que non seulement je ne serois point étonné d'apprendre, qu'on eût trouvé des Etres, qui par rapport à plusieurs propriétés, par exemple celles de se nourrir, ou de se multiplier, puissent passer pour des végetaux à aussi bon droit que pour des animaux, et qui renversassent les régles communes, bâties sur la supposition d'une separation parfaite et absolue les différens ordres des Etres simultanés, qui remplissent l'univers: j'en serais si peu ètonné, dis-je, que même je suis convaincu, qu'il doit y avoir de tels, que l'Histoire naturelle parviendra peut-être à les connaitre

qu'il doit y avoir de tels, que l'histoire naturelle parviendra peut-être à les connaître un jour, quand elle aura étudié davantage cette infinité d'Etres vivans, que leur petitesse dérobe aux observations communes et qui se trouvent cachés dans les entrailles de la terre et dans l'abime des eaux. Nous n'observons que dépuis hier, comment serons-nous fondés à nier à la raison ce que nous n'avons pas encore eu occasion de voir? Le principe de continuité est donc hors de doute chez moi, et pourroit servir à établir plusieurs vérités importantes dans la véritable philosophie, laquelle, s'élevant au-dessus des sens et de l'imagination, cherche l'origine des phénomènes dans les regions intellectuelles. Je me flatte d'en avoir quelques idées, mais ce siècle n'est point fait pour les recevoir...

Das iſt derſelbe Brief, welchen die Berliner Akademie, unter der Inſpiration von Maupertuis, für untergeſchoben erklärte, und den Profeſſor König als Betrüger aus der Liſte der Akademiker ausſtrich! — Vielleicht giebt es wenig Stücke von Leibnitz, deren Echtheit dem Kenner ſo bewährt ſind, als dieſer Brief (welchen Dutens und Erdmann überſehen haben). Auch erkannte Voltaire (in ſeinem Briefe an König) die Echtheit ſogleich, wenn auch nur aus Motiven, die er vom Styl herholte. Darin hatte nur die Akademie Recht, daß der Brief nicht an Herrmann gerichtet ſein konnte. Vgl. Leibn. opp. III, 531.

S. 274.

Außer dem kurzen Aufſatze über Leben und Lehre des Carteſius hat Leibnitz auch zu der bekannten Biographie des Carteſius von Baillet, und zwar von Rom aus, Beiträge geſchickt (Vie de Descartes par Baillet, préface p. XXVI.). „Il (M. l'abbé Nicaise) a pris la peine d'écrire à Rome, d'où M. Anzout, qui a vû M. Descartes à Paris, et M. *Leibnitz*, qui a eu communication des originaux chez M. Clerselier, ont envoyé ce que la mémoire a pu leur suggérer sur ce sujet". Siehe den zweiten Theil dieſer Biographie S. 80 ff. Herr Couſin hat in ſeinen Fragmens philosophiques II. (Paris 1838). Briefe von Leibnitz an Nicaiſe bekannt gemacht, welche eine Kritik der Lehre des Carteſius enthalten. Aehnlichen Inhalts iſt der Brief Leibnitzens No. 2. in Königs Appel au public, welcher, nach dem Herausgeber, an Foucher gerichtet zu ſein ſcheint.

S. 276.

Ueber Leibnitz's Briefe an Anton Arnaud bleibt mir, nach den Nachrichten und Bemerkungen darüber von Erdmann, praef. p. XV–XVII, noch einiges zu ſagen übrig. Es betrifft die Briefe, welche Leibnitz im Jahre 1686 und 1687 an Arnaud durch Vermittelung des Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels richtete, welche der Herausgeber der Werke Arnauds in den Originalien hatte, die er aber, bis auf einige Fragmente, deshalb nicht mitgetheilt zu haben geſteht, weil er Arnauds Antworten nicht ebenfalls hatte, ohne welche ihm Leibnitzens Briefe gefährlich ſchienen. Niemand wußte ſpäterhin, wo dieſe Briefe geblieben wären, und man weiß es auch heute nicht. Nur dies wußte man, aus einer Notiz Feders, Specimina selecta etc. p. 277, daß „die kgl. Bibliothek zu Hannover die ungedruckten Briefe Leibnitzens und Arnauds bewahre; daß aber Abſchriften davon während der franzöſiſchen Occupation von dem damaligen General, nachher Marſchall Mortier, für einen Gelehrten in Paris gefordert wurden". Feder fügt hinzu, er enthalte ſich, dieſe Briefe mit aufzunehmen, „ne voulant pas concourir avec le dessein qu'on pourroit avoir en France, de les faire imprimer." An der Wahrheit dieſer Ausſagen konnte nie gezweifelt werden; es verſteht ſich, daß die Briefe Leibnitzens an Arnaud nicht diejenigen waren, welche der franzöſiſche Herausgeber von Arnauds Werken (1776) in Händen hatte, ſondern die Entwürfe dazu (les minutes) von Leibnitzens Hand. Herr Erdmann, welcher von dieſer Correſpondenz nichts weiter giebt, als den längſt bekannten Brief Leibnitzens aus Venedig, vom 23. März 1690, fühlte die Nothwendigkeit, ſich deshalb zu rechfertigen. Er thut dies durch die Verſicherung, — die viel erſehnten Briefe ſeien in der Königl. Bibliothek von Hannover nicht mehr vorhanden. Es exiſtire zwar ein Faſcikel mit dem Namen Arnaud, der aber nur mehrere Briefe von Arnaud, oon Leibnitz aber keinen enthalte. Auch hätte Feder bei dieſem Faſcikel angemerkt, es wären ehedem zwei Briefe von Leibnitz an Arnaud da geweſen, ein lateiniſcher und ein franzöſiſcher; beide haben aber nur Höflichkeiten enthalten (nihil nisi verba officiosa continentes); beide aber wären zur Zeit, als Arnauds Briefe auf des Marſchalls Mortier Befehl, abgeſchrieben wurden, zugleich mit jenen Autographis (?) übergeben worden. Da nun die Königl. Bibliothek keine Abſchrift dieſer Briefe zurückbehalten habe, und er (Herr E.) nicht errathen könne, wo ſie hingekommen, ſo habe er

weiter nicht nachforſchen können. — Was mich betrifft, ſo kann ich dieſen Angaben des gelehrten Herausgebers, wegen der darin enthaltenen Widerſprüche, keine Autorität zuerkennen, ſondern ich ſehe mich noch immer zu der Hoffnung berechtigt, daß die Concepte ſämmtlicher Briefe noch unter Leibnitz's Papieren in Hannover gefunden werden. Ich habe folgende Gründe: 1) die gedruckte Notiz Feders über dieſe Briefe redet in den unzweideutigſten Ausdrücken von dem ganzen Briefwechſel, und zwar, man merke wohl, von den Originalen (Arnauds und den Original-Concepten Leibnitz's), welche die Bibliothek behalten habe, da der Gelehrte in Paris nur Abſchriften davon erhalten. Dieſe Notiz hat für die Kritik ſchon aus äußern Gründen weit mehr Gewicht, als die Angabe Erdmanns von Feders angeblicher Anmerkung über nur zwei, indifferente Briefe Leibnitzens an Arnaud, wodurch Feder ſich ſelbſt ſchnurſtracks widerſprochen hätte. In letzterer Angabe iſt auch noch der Widerſpruch, daß hiernach die Autographa nach Paris geſchickt worden wären, während Feder in der gedruckten Notiz vielmehr ſagt, daß man die Abſchriften gefordert (les lettres . . . ont été demandées en *copie*). Dazu kommen innere Gründe. Nemlich jener franzöſiſche Gelehrte, welcher die Abſchriften ſich kommen ließ, war kein anderer, als der damalige Superior des Seminars von St. Sulpice in Paris, Emery, Herausgeber eines Esprit de Leibnitz, und Emery hat einige überſetzte Auszüge der Briefe Leibnitzens an Arnaud aus Mainz, in lateiniſcher Sprache, in der Exposition de la Doctrine de Leibnitz (Systema Theologicum) 1819 mitgetheilt. Daß er dieſe Briefe aber von Feder erhalten (daß es nicht etwa die Originalien Leibnitzens geweſen, welcher der Herausgeber Arnauds 1776 unterdrückt) habe ich aus dem ungedruckten Briefwechſel Emerys mit Feder, der ſich in der Bibliothek von St. Sulpice in Paris befindet (und wovon ich einiges in Leibnitz's deutſchen Schriften II, Beilagen S. 80—82 mitgetheilt) erſehen. Dieſe Briefe aber ſind rein philoſophiſch und handeln von dem Beweiſe der Möglichkeit der Transſubſtantiation (vgl. mein Kurmainz II, S. 62—63, wo ich Auszüge davon gebe). Es wird dadurch bewieſen, daß die Königl. Bibliothek von Hannover die wahren und vollſtändigen, philoſophiſchen Briefe (Concepte) Leibnitzens an Arnaud beſaß, und daß die uns von Erdmann gegebene, mit den Thatſachen in Widerſpruch ſtehende Angabe, auf irgend einem, künftig zu löſenden Mißverſtändniſſe beruhen muß.

Wenn das Faſcikel mit dem Namen Arnauds *gar* keine Briefe von Leibnitz enthält, ſo werden ohne allen Zweifel dieſe Briefe an einem *andern Platze* noch gefunden werden. Weder ich, noch Herr Erdmann haben *ſämmtliche* Papiere Leibnitzens auf der Königl. Bibl. von Hannover durchgeſehen, Niemand von uns hat darum, weil er etwas darin nicht gefunden, ſchon ein Recht zu ſchließen, daß es auch nicht vorhanden ſei. — Wenn Herr E. außerdem die allerentſchiedenſte Ueberzeugung ausdrückt, daß die Originalien von Leibnitz's Briefen an Arnaud in *Paris* gefunden werden *müſſen*, weil ſie 1776 dort waren, und ſein Bedauern ausſpricht, daß *er* keine Ausſicht habe, ſie ſelbſt zu finden, weil er vielleicht nie nach Paris kommen werde: ſo kann ich ihn darüber vielleicht tröſten. In meinem Kurmainz I, S. 246—47 hätte er leſen können, wie vergeblich die Nachſuchungen franzöſiſcher Gelehrten (namentlich die von *Couſin* und *Bouillet*) in Paris nach jenen Schätzen bisher geweſen; daß erſtlich jene Originalien längſt verſchollen ſind, daß aber ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl bei meiner Anweſenheit in Paris (1837—1839) leuchtete, wenigſtens jene von Feder an Emery geſandten *Abſchriften* der Briefe Leibnitzens zu erlangen; daß ich ſelbſt ſo glücklich war, zu Emery's Nachlaſſe in Paris zu gelangen, aber — *nichts gefunden*. — Wenn Herr E. dennoch dieſe Papiere *ſelbſt* in Paris zu finden verſichert iſt, ſo wird die Wiſſenſchaft ſich einſt Glück wünſchen; es iſt aber nicht genug, zu ſagen, die Papiere ſind in *Paris*, wenn man nicht näher angiebt, *an welchem Orte*? Herr Couſin würde auch nicht erſt auf die pomphafte Aufforderung des Herrn E. gewartet haben (deren es bei ihm nicht erſt bedurfte), wenn man ſich dort blos zu bücken brauchte, um ſie aufzuheben.

S. 278.

Das Hiſtoriſche hinſichtlich der Animadversiones ad principia Cartesii, welche noch ungedruckt in Abſchrift in der Königl. Bibliothek von Hannover ſich befinden (ich habe davon eine Abſchrift genommen), trifft man in Leibnitzens Briefen an Nicaiſe (in Couſin's fragments philosophiques II, welche mir nicht zur Hand ſind), an Huet (Opp. V, 462. vom Jahre 1692), an Huygens (in Hugenii Exercitationes ed. Uylenbroeck p. 135 et passim) und an Johann Bernouilli (Com. epist. Leibnitii et J. Bernouilli I, 268. 289. 300. 336). Herr Couſin hat in ſeiner Schrift über den Un-

terricht in Holland, von 1837 (ſie iſt mir nicht zur Hand), mit Bezug auf die Briefe von Leibnitz an Huygens, auf dieſe Animadversiones aufmerkſam gemacht; er wußte aber damals noch nicht, daß ſie ungedruckt in Hannover liegen. Auf eine allgemeine Notiz, welche ich ihm in Paris darüber gab, zeigte er die Entdeckung 1838 in der Académie des sciences morales et politiques an; bald darauf legte ich ihm meine Abſchrift davon vor, und er widmete der Sache an einer Stelle der genannten Fragmens philosophiques eine kurze Anmerkung. — Da Leibnitz ſelbſt dieſe Schrift für wichtig genug hielt (und ſie iſt es auch), daß er ſie den Geiſtreichſten ſeiner Zeitgenoſſen im Manuſcript mittheilte, und ſie mehr als einmal herausgeben wollte, was er, wie bei ſo vielen Schriften, zuletzt unterließ — ſo wäre es zu wünſchen geweſen, daß Herr Erdmann, welcher eine Reihe ungedruckter Aufſätze Leibnitzens aus ſeinem Nachlaſſe geſchöpft hat, dieſe am wenigſten übergangen hätte. In der Ausgabe ſelbſt, namentlich in der Vorrede, übergeht er aber die Schrift ganz mit Stillſchweigen. Dagegen läßt er in der Selbſtrecenſion ſeiner Ausgabe in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik (1840. December. S. 948) im Vorübergehen die Worte fallen: „Wenn ich die in der Hannöverſchen Bibliothek im Manuſcript befindlichen Animadversiones ad Cartesii principia cum notatis de Cartesii vita (sic) nicht in meine Ausgabe aufnahm, ſo geſchah es, weil ſie in der That mehr einen negativ-kritiſchen Character haben, als daß ſie zeigten, wie im Gegenſatze gegen des Descartes Lehren ſich Leibnitz's eigenes Syſtem ausbildete.“ Ich weiß nicht, ob Herr E. hier von einer Schrift ſpricht, die er geſehen und geleſen hat, oder ob er blos vom Hörenſagen redet, weil er ſie unter falſchem Titel anführt (die Wort: cum notatis de Cartesii vita ſtehen weder auf dem Titel des Manuſcripts, noch können ſie darauf ſtehen, weil von dem Leben des Carteſius nicht ein Wort darin vorkömmt; die Schrift Leibnitzens: Notata quaedam circa vitam et doctrinam Cartesii, in Leibnitz Opp. V, 393. ließ Leibnitz ſelbſt in des Chriſtian Thomaſius Historia sapientiae et stultitiae einrücken); und weil die Phraſe, daß die Schrift mehr einen negativ-kritiſchen Character habe, eigentlich doch gar nichts ſagt und ganz precair klingt. Leibnitz iſt keineswegs blos negativ-kritiſch; er kritiſirt nur dadurch, daß er überall ſeine eigene Philoſophie entwickelt (wie wäre es auch anders möglich?); beſonders gehen die Anmerkungen zum 2. Buche der Principia in das

Tiefſte der Mechanik ein. (So ſchrieb er ſelbſt an J. Bernouilli, 15. April 1697: Animadversiones quasdam extemporaneas in partem generaliorem principiorum Cartesii ad Dominum Basnagium miseram, tum ut legeret Hugenius, tum ut Cartesiani quidam, quibus communicandae erunt, viderent, me *non sine ratione* ab ipso dissentire.) Näher mich auf die Sache einzulaſſen, ſo lange die Schrift ſelbſt nicht vorliegt, wäre unzeitig. Was die Zeit der Abfaſſung betrifft, ſo muß man ſie ungefähr ins Jahr 1687 ſetzen, da Leibnitz an Huet 1692 ſchrieb, dieſe animadversiones wären: ante annos nonnullos in chartam conjectae. Ende 1687 aber begab ſich Leibnitz auf ſeine italieniſche Reiſe, von welcher er erſt im Sommer 1690 zurückkam.

S. 282.

Was die Zeit der Abfaſſung der Nouveaux essays sur l'entendement humain anlangt, ſo hat Herr Erdmann (praef. p. XXII.) aus einigen Briefen von Leibnitz an Remond de Montmort und die Lady Masham, richtig geſchloſſen, daß dieſes Werk im Jahre 1704 fertig wurde. Der größte Theil davon war aber im Jahre 1703 in Herrenhauſen und noch früher geſchrieben, wie man aus den Briefen Leibnitzens an zwei Franzoſen erſieht, welche Raspe in der Vorrede mittheilt, wo Leibnitz ſchreibt: (Première lettre de Mr. Leibnitz, qui parait avoir été destinée pour M. Hugoni. Raspe préf. XII.). „J'ai fait ces remarques aux heures perdues, quand j'étois en voyage ou à Herrenhausen, où je ne pouvois vaquer à des recherches, qui demandent plus de bésoin... vous serez étonné, Monsieur, que je dis, d'y avoir travaillé comme à un ouvrage qui ne demande guère de soin. Mais c'est parce que j'ai tout reglé il y a long-temps sur ces matières philosophiques generales d'une manière, que je crois démonstrative, ou peu s'en faut, de sorte que je n'ai presque point bésoin de nouvelles méditations là-dessus.“ — Jm andern Briefe, nach Raspe, an Barbeyrac, ſchreibt Leibnitz: „Ayant écrites ces remarques fort à la hâte, *currente calamo*, et le plus souvent en voyage, ou quand j'étois l'*année passèe* avec la cour d'Hannovre à une maison de plaisance, où des occupations de plus de recherche m'étoient défendues, y employant le temps, qui me restoit libre, cette manière d'y travailler à reprises et à bâton rompu a fait, que j'ai eu et aura bésoin d'y retoucher eu plusieurs endroits.“

Dieſe Briefe ſind ohne Datum, aber daß ſie 1704 geſchrieben wurden, geht daraus hervor, daß Leibnitz in der That 1703 im Sommer und Herbſt in Herrenhauſen lebte [ſ. den Brief an Baron von Obdam, 7. Decbr. 1703, in Feders Sophie S. 203. j'ai été avec lui (dem Kurfürſten von Hannover) une bonne partie de l'été et de l'automne à Herrenhausen et à Linsbourg]. Ich finde endlich noch eine Stelle im Werke ſelbſt, welche zeigt, daß der größte Theil im April 1704 geſchrieben war; ſie ſteht in Erdmanns Ausgabe S. 385, wo Leibnitz ſeiner Controverſen mit Boſſuet über das alte Teſtament gedenkt — avec Mr. l'Evêque de Meaux, qu'on vient de perdre suivant les nouvelles, qui en sont venues *dépuis quelques jours*. Boſſuet ſtarb den 12. April 1704; dieſe Stelle, welche im 15. Kapitel des 4. Buches ſteht, iſt alſo in der zweiten Hälfte des April 1704 geſchrieben. — Eine Stelle, gleich zu Anfang dieſes Werks, im Munde des Théophile, wo Leibnitz dieſen ſagen läßt: Vous savez, que j'étais allé un peu trop loin autrefois, et que je commençois à pencher du côté des Spinosistes, haben Raspe, Erdmann und Andre ſo mißverſtanden, daß ſie dies für ein perſönliches Bekenntniß des Philoſophen ſelbſt nahmen, da in Wahrheit Leibnitz dieſe Worte dem Théophile nur in den Mund legt, um ſeine eigene Philoſophie als das einzige Rettungsmittel gegen den Spinozismus zu rühmen. Es müßte aus andern, direkten Zeugniſſen dargethan werden, daß Leibnitz jemals die Lehre Spinoza's von Gott angenommen; ich glaube aber in meinen Quaestiones criticae ad opera philos. Leibnitii das Gegentheil hinreichend bewieſen zu haben. — L. Dutens hat bei der Sammlung von Leibnitz's Werken die Sammlung Raspe's keinesweges überſehen (ſo wenig als das Commercium epistolicum Leibnitii et Bernoullii), wie Jemand ihm zum Vorwurf macht: er erklärt ausdrücklich in der Vorrede zu Opp. Leibn. I. p. XVII, er betrachte beide Sammlungen als Supplemente der ſeinigen, welche zuſammen eine Bibliothecam Leibnitianam bilden ſollten.

S. 296.

Ich ſetze die formelle Erklärung Newtons über den Sinn ſeines Scholion aus ſeinem Briefe an den Abbé Conti vom Mai 1716 (Leibn. opp. III, 479) her: „Il (M. Leibniz) prétend, que dans mon livre des Principes p. 253 et 254. je lui ai passé, qu'il tenait indépendamment de moi l'invention du Calcul différentiel; et

que de m'en attribuer présentement l'invention à moi-même, c'est revoquer la concession que je lui ai faite. Mais dans le paragraphe qu'il cite, je ne trouve pas un seul mot, qui le favorise. Tout au contraire, j'y représente, que j'avais donné avis de ma méthode à Mr. Leibniz, avant qu'il m'eût donné avis de la sienne; et je le mets dans l'obligation de prouver, qu'il eût trouvé la méthode avant la date de ma lettre, c'est-à-dire, huit mois pour le moins avant la date de la sienne. De plus, en renvoyant, comme je fais, aux lettres, que nous nous étions écrites Mr. Leibniz et moi, dix ans auparavant, j'ai laissé aux lecteurs à consulter ces lettres, qui peuvent servir à expliquer le paragraphe en question. Car ils pouvoient voir par ces lettres, que cinq ans avant quelles fussent écrites, c'est-à-dire en 1671, j'avais composé un Traité de cette méthode et de la méthode des Suites, jointes ensemble. Ainsi ce paragraphe qu'il cite de mon livre, donne suffisamment à entendre en peu de mots, ce qu'on doit penser sur ce sujet; le but du livre n'étant pas de discuter cette matière.“ Die Briefe Fatio's an Huygens ſetzen die Aufrichtigkeit Newton's hier außer allen Zweifel, wenn Jemandem der plane Text nicht hinreichend erſcheint.

S. 298.

Herr Biot (Biogr. Un. XXIII, 635), welcher nicht wußte oder bedachte, daß Leibnitz vom Ende 1687—1690 auf ſeiner großen italieniſchen Reiſe ſich befand, während die principia mathematica Newtons herauskamen und in den Acta eruditorum angezeigt wurden, giebt mit Unrecht Leibnitzen eine blinde Verachtung jenes Werkes Schuld; ſelbſt wenn er auch des Werkes in Italien theilhaft geworden wäre, hätte er nicht die Zeit gehabt, es zu ſtudiren. — Herr Biot citirt in Betreff der von Leibnitz in dem Tentamen de motuum celestium causis begangenen Irrthümer ein Manuſcript von Lagrange, und fügt hinzu, daß zu Leibnitzens Glück dies ſeinem Gegner entgangen war. Aber dem war nicht ſo, Newton hebt es wenigſtens in ſeinem Briefe vom Mai 1716 (Leibn. opp. III, 482) in Bezug auf das Tentamen hervor, als Beweis, daß Leibnitz den höheren Theil der Differentialrechnung nicht einmal verſtanden hätte.

S. 309.

Der zweite Theil der Opera mathematica von Wallis', welcher 1695 herauskam, trug die Fluxionsrechnung als eine Erfindung Newtons vor; in einer anonymen Recenſion dieſes Buches in den Acta eruditorum von 1696, Juni (ſ. Ludovici II, 64. 259) begnügte ſich Leibnitz, wie auch anderswo, auf Newtons Scholium, als eine Anerkennung der Miterfindung, zu berufen. Es war von ſeiner Seite überall daſſelbe argumentum ad hominem; es iſt aber ſchwer zu glauben, daß Leibnitz die Abſicht Newtons nicht bald durchſchaut haben ſollte. In keinem Falle half ihm dieſe anonyme Reclamation ſeiner Rechte ſpäter etwas; da er nicht öffentlich unter ſeinem Namen gegen die Inſinuation des Wallis proteſtirt hatte, ſo legte ihm Newton vom 26. Febr. 1716 (Leibn. opp. III, 454) ſein Schweigen für ein Zugeſtändniß aus.

S. 311.

Daß Leibnitz der Verfaſſer der Recenſion des Newtonſchen Werkes in den Acta erud. Jan. 1705 ſei, lehrt Ludovici II, S. 66.

S. 314.

Newton ſuchte die Societät in ihrem Verfahren dadurch zu rechtfertigen, daß Leibnitz, ſtatt Keil zu widerlegen, beſtändig nur auf deſſen Verurtheilung drang (III, 357). Ce fut ce procédé de M. Leibniz, qui obligea la société à faire assembler un comité de ses membres, pour examiner tous les vieux écrits, qui pouvaient avoir rélation à cette affaire, et pour en faire un rapport. Si l'on a fait cette démande à son insû, ça été sa propre faute. Quels égards méritait un homme, qui vouloit l'emporter cette hauteur sur la société et qui déclarait, qu'on ne pouvait pas sans injustice s'attendre, qu'il défendìt sa candeur, et qu'il plaidât sa cause devant elle...? Dagegen ſchrieb Leibnitz vorher (ib. 489) an Chambrlayne: „je ne sais par quelle chicane et quelle supercherie quelques-uns firent en sorte, qu'on prìt la chose, comme si je plaidais devant la société et me soumettais à sa jurisdiction, à quoi je n'avais jamais pensé...“ Leibnitz hatte Unrecht, die Verurtheilung Keils ohne Unterſuchung zu verlangen; die Societät und Newton insbeſondere hatten Unrecht, ſich zu Richtern über Leibnitz, ohne ſeine Einwilligung, aufzuwerfen.

S. 316.

Der Brief Bernouilli's, mit Vorwort und Schluß von Leibnitz, welcher bisher in dieſer Form mit Unrecht (auch von Biot) Bernouilli beigelegt wurde, ſteht, unter andern, unter den Beilagen der deutſchen Ueberſetzung der Theodicee, Hannover 1735. S. 920 bis 974 mit der Ueberſchrift: „Eine Schrift, in welcher klar gezeiget wird, daß nicht Herr Newton, ſondern der Herr von Leibnitz Erfinder des Calculi differentialis ſei". Man erkennt Leibnitzens Feder ganz deutlich, und ſein Briefwechſel mit Joh. Bernouilli bringt die Sache zur Evidenz. Man findet hier erſtlich II, p. 305—311. No. CCVI, den Brief, aus welchem Leibnitz das betreffende Fragment genommen; es fängt an: Videtur Newtonus etc. ib. 309. und geht bis nobis fuisset familiaris; mit einigen Aenderungen und Auslaſſungen von Leibnitz. Bernouilli ſchließt mit den Worten: Sed cogor abrumpere hoc vice; rogo vero, et quae hic scribo, iis recte utaris, neque me committas cum Newtono ejusque popularibus; nollem enim immisceri hisce litibus. Leibnitz antwortete ihm unter anderm aus Wien d. 28. Juni 1713: Satis apparet, Newtonum id egisse suis blanditiis, ut benevolentiam Tuam captaret; conscium sibi, quam non recte stent talo, quae molitus est. Ego tametsi nolim, ut in mei gratiam Tibi negotium facessas, expecto tamen ab aequitate Tua, ut profitearis apud amicos quam primum, et publice data occasione, calculum Newtoni nostro posteriorem Tibi videri. Endlich, den 19. Aug. 1713 (ib. p. 371) ſchrieb Leibnitz, mit Bezug auf die Partheilichkeit der Engländer gegen ihn: Sed ego exigua, credo, scheda efficiam, ut poeniteat eos nugarum. Utar *inter alia argumenta Tuis*, sed *a Te nominando abstinebo.* Bernouilli hatte nichts dagegen, nur daß die Engländer ihn nicht erriethen (p. 323). Da Newton aber von dem „prétendu mathématicien" verächtlich ſchrieb, konnte Leibnitz nicht umhin, zu ſeiner und Bernouillis Ehre ihn zu nennen. — Wenn man die Stellung Newtons und Leibnitz's, im Leben wie nach dem Tode, mit einander vergleicht, wie glücklich erſcheint da in ſo vieler Beziehung der erſte gegen den andern! Newton ſteht als verehrter, ja angebeteter Mittelpunkt einer angeſehenen Schule da, und während dieſe eifrig, ja leidenſchaftlich um ſeinen Ruhm und ſeine Ehre, bald vertheidigend, bald im Angriffe kämpft, bewahrt er bis zuletzt die ſtolze Haltung eines Gottes über den Wolken, deſſen Wink die Seinigen in Bewegung ſetzt. Leibnitz dagen iſt beſtändig

auf ſich allein angewieſen: wenn er nicht ſeine Rechte zu wahren ſucht, wer thut es? — Man kann von dem gemeinen Standpunkt aus, es tadeln, daß Leibnitz, welcher es verſchmähte, ſich offen gegen Gelehrte, die er in jeder Rückſicht tief unter ſich ſah, zu vertheidigen, zu anonymen Recenſionen und Flugſchriften ſeine Zuflucht nahm: aber wer ſteht, von dem höheren Standpunkte der Ehre und Sittlichkeit betrachtet, niedriger vor der Nachwelt, Leibnitz, welcher ſich mit einem Fragment von Bernouillis Briefe anonym und in dritter Perſon vertheidigen muß, oder — Bernouilli, welcher Leibnitzen nicht allein ſeinen Ruhm in der Wiſſenſchaft, ſondern auch wiederholte Empfehlungen zur Anſtellung verdankte, und der nicht Muth, nicht Dankbarkeit genug fühlte, öffentlich als Vertheidiger ſeines Meiſters und Freundes hervorzutreten?!

S. 318.

Auf Befehl des Königs Georg I., mußte Newton Leibnitzen eine Herausforderung, ſich zu erklären, ſchicken; ſo erzählt es Leibnitz III, 467. Mais enfin on a trouvé le moyen de me faire parler, en donnant connaissance de l'affaire au roi et en m'envoyant en même temps un Cartel de M. Newton. — Ueber ſein Vorhaben, ein Commercium epistolicum dem der Londoner Sozietät entgegen zu ſetzen, ſchrieb Leibnitz an den P. Tournemine den 28. Oct. 1714 (III, 441): Ce que je pourrai donner au public à cette occasion, servira à éclaircir les progrès de la science et comment jai avancé peu à peu. Leibnitz (berichtet von Murr) ſchrieb auch dem engliſchen Commercium epistolicum viele Anmerkungen zur Seite, und dieſes Exemplar iſt noch unter ſeinen Handſchriften in Hannover. —

S. 320.

Erdmann hat die werthvollen Proben des Plans zur allgemeinen Characteriſtik aus Leibnitzens Papieren ſeiner Ausgabe einverleibt, namentlich von No. XI—No. XX. E. hat aber mehrere Stücke von dieſer Gruppe getrennt, die weſentlich dazu gehören, erſtlich: No. VII. Dialogus de connexione inter res et verba, 1677 (aus Raspes Sammlung), dann No. XXVI. De vera Methodo Philosophiae et Theologiae, vorzüglich aber die No. LII bis LIV. Historia et commendatio linguae characteristicae. Préceptes pour avancer les sciences. Dis-

cours touchant le méthode de la certitude. Ich habe die Chronologie und die nähere Verwandtſchaft aller dieſer Schriften in meiner Abhandlung: Quaestiones criticae ad Leibnitii opera philosophica pertinentes, Qu. II, kritiſch näher begründet, da Herr E. praef. XII, offen geſtand, daß aus innern Gründen ſich hierüber nichts ausmachen laſſe, und die Schriftzüge des Philoſophen in deſſen Autographis ihm der einzige Leitfaden geweſen ſeien: was ihn natürlich vor ſtarken Mißgriffen nicht geſchützt hat. Die Verſchiedenheit der Schriftzüge in Leibnitzens Autographis aus ſeinem jüngern und ſpätern Lebensalter ſtelle ich nicht in Abrede, aber wie trüglich dieſes Kriterium ſei, geſteht Herr E., nicht ohne Ironie gegen ſein eigenes Verfahren, ein. Daß die No. LIII und LIV (Préceptes etc. und Discours) Denkſchriften an Ludwig XIV. ſind, entging ihm ganz (woraus auch die unrichtige Chronologie folgt); und er hätte den Discours touchant la méthode de la certitude nicht nach dem Jahre 1701 geſetzt (praef. XXI), wenn er nicht den König Ludwig XIV., an welchen dieſer Discours (wenn auch ohne ihn zu nennen) gerichtet iſt, mit — dem König von Preußen verwechſelt hätte. Aber Leibnitz würde ſich ſelbſt als Schmeichler lächerlich gemacht haben, wenn er jemals vom König Friedrich I. geſchrieben hätte: ce grand monarque, qu'on reconnait aisément à ce peu que je viens d'en dire, étant arbitre de son sort et de *celui de ses voisins*, et ayant déjà executé des choses, qu'on trouvait impossibles et qu'on a de la peine à croire après le coup etc. (edit. Erdm. p. 173).

S. 330.

Am ausführlichſten über den Entwurf ſeiner Analysis situs iſt Leibnitz in ſeinen Briefen an Huygens vom 8. Septbr. und $\frac{10}{20}$ October 1679 und dem folgenden ohne Datum (Hugenii Exercitationes ed. Uylenbroeck, vorzüglich die Erörterung, als Beilage im 2. Theil S. 6—12). Aus dem Schluſſe (Je n'ai qu'une remarque à ajouter, c'est que je vois, qu'il est possible d'étendre la characteristique jusqu' aux choses, qui ne sont pas sujettes à l'imagination etc.) geht der Zuſammenhang dieſer characteristica situs mit dem calculus philosophicus hervor. — Auszüge aus dieſen Briefen findet man ſchon in Königs Appel au public etc. p. 86—87, welche der damalige Bibliothekar zu Leyden, Gronovius, ihm mitgetheilt. König bezog ſich darauf und auf anderes, als

einen Beleg, daß Leibnitz, wenn er einem Gelehrten „den Puls fühlte,“ ſogleich abbrach, wenn er „nicht begriffen“ wurde, wie es ihm hier bei Huygens ging, indem er mit Xenocrates ſagte: non habet hujus rei ansas.

S. 333.

Ueber die Muſik und die bildenden Künſte ſpricht ſich L. überall in gleicher Weiſe aus, z. B. in den Principes de la nature et de la Grâce, ed. Erdm. p. 717 (Opp. II, 38). . . Von der Weisheit (Leibn. deutſch. Schr. I, 421. Bei Erdmann mit der Aufſchrift: Von der Glückſeligkeit, No. LXXVIII, mit dem Zuſatz (Praef.): Restituimus eam praescriptionem, qua Hanoverae in Bibliotheca regia instructum vidimus, quo hic libellus continetur. Hier könnte Jemand glauben, ich hätte einer Ueberſchrift Leibnitzens meine eigne willkührlich ſubſtituirt; aber da ſie nicht von Leibnitz, ſondern von einem Bibliothekar herrührt (Leibnitz ließ bei kleinen Aufſätzen der Art ſehr oft die Ueberſchrift fort, daher auch H. Erdmann mehrmals ſie ſelbſt machen mußte), ſo habe ich nur von dem Rechte eines kritiſchen Herausgebers Gebrauch gemacht, für welchen ein Bibliothekar keine Autorität iſt. Herr E. zieht es blos vor, dem Bibliothekar zu folgen.)

S. 334.

Unter den Aphorismen, Opp. VI, 297 beginnt die eine: Quaenam discenda ad usum vitae? Si una lingua esset in mundo, accederet in effectu generi humano tertia pars vitae, quippe quae linguis impenditur etc.

S. 342.

Der merkwürdige Briefwechſel zwiſchen Leibnitz und dem Landgrafen Ernſt von Heſſen-Rheinfels, ſo weit er die Religion betrifft, iſt mitgetheilt worden von G. W. Böhmer im Magazin für das Kirchenrecht u. ſ. w., I, Göttingen 1787, S. 431 ff., II. (1793) S. 191 ff. S. 388. Damit vergleiche man den Briefwechſel des Landgrafen mit Anton Arnaud in den Oeuvres d'Arnaud, IV. — Der Antrag des Erzbiſchofs von Köln an Leibnitz für die Kanzlerſtelle in Hildesheim, geht aus einem ungedruckten Briefe Leibnitzens an den Landgrafen hervor.

S. 356.

Die Stelle aus dem Trifolium Lutheranum theilt Schlegel in der Kirchengeſchichte Norddeutſchlands III, 319, mit. Leibnitz war über dieſe Schrift des Landgrafen, welche er unter der Hand vertheilte, empfindlich. Jener verſicherte daher Leibnitz vom 22. Febr. (a. St.) 1692, daß er das Blatt nur dem Baron von Blum mitgetheilt. (Feder Specimina, 56.)

S. 361.

Ueber die Wirkung von Spinolas Aufenthalt in Hannover, 1679, ſchrieb Leibnitz an Frau von Brinon (1691) Opp. V. 557. — Lorsque Monsieur l'Evéque de Tina, maintenant de Neustadt en Autriche, était ici par ordre de l'Empereur pour des avis toutes semblables (henotiſche nemlich), j'envoyai moi-même sa lettre à Mr. l'evéque de Meaux, où il lui donnait part de sa négotiation etc.

S. 362.

Leibnitz hatte Huets Demonstratio evangelica ſchon bei ihm im Entwurfe zu Paris geſehen. Durch ihn ward der Herzog Johann Friedrich auf deſſen Erſcheinung ſehr begierig gemacht (ſiehe die ausführlichen Briefe Leibnitzens an Huet über dieſes Werk, Opp. V, 457—467. Et sane accepti libri potissima aspexit ipse, reliqua mihi majori legenda delegavit (sc. princeps). Sein kritiſches Urtheil über dies Werk giebt Leibnitz Opp. VI, 244 an Thomas Burnet. Er tadelt Huets Hypotheſe, die ganze heidniſche Mythologie aus dem alten Teſtamente abzuleiten; im Uebrigen lobt er es.

S. 365.

Das Schreiben an Haniſius ſteht in Burckhardi Hist. Bibl. August. II, 285.

Den Brief Leibnitzens, worin er ſich 1680 um die Stelle des Bibliothekars in Wien, nach Lambeccius Tode, bewarb (Opp. V, 214 aus Fellers Otium Hannoveranum) hat Baumgarten ganz, und überdies Leibnitzens geſammten, deshalb geführten, noch ungedruckten Briefwechſel eine Zeit lang mit vielen andern Manuſcripten Leibnitzens beſeſſen (ſ. Nachrichten von einer Halliſchen Bibliothek V I, 365). Wir leſen da noch folgendes Excerpt, in Be-

zug auf die Maſchinen im Bergweſen, das in den Opp. Omn. (l.l.) fehlt: Quodsi dicendum, quod res est, dicendum est autem, fatebor tibi, rem totam jam olim prima animi destinatione maximo Caesari a me consecratam esse. Nam si regem catholicum excipias, nemo est in Europa, cujus magis intersit fodinas juvari.. Ditissimas enim Caesareas esse intellexi a viris peritissimis, et multos in Hungaria annos versatis. Quodsi omnia naturae artisque auxilia adhibeamus, in quibus nonnulla sane ingentia nunc primum a me afferuntur, ausim ex solis illis fodinis sperare majora exspectatione, et quibus laboranti reipublicae subveniri possit. Sed cum hoc jam olim cogitarem, decrevi tamen prius in loco minus excelso periculum facere. Caesareo enim fastigio eam reverentiam deberi arbitror, ut non nisi certa et demonstrata afferantur. Habes rationem consilii mei de fodinis... Aus dieſen Aeußerungen könnte man ſchließen, daß es Leibnitzen in den erſten Jahren ſeiner Anſtellung in Hannover nicht gefallen, und er ſich ſchon damals nach einem größeren Wirkungskreiſe ſehr geſehnt habe. Baumgarten irrt, wenn er ſagt: „Durch die von Leibnitz verlangte Stelle in consilium aulicum ſei keine Reichshofrathſtelle, ſondern eine außerordentliche Stelle im Miniſterium zu verſtehen.“ Dieſer Gelehrte flicht dieſe und ähnliche Betrachtungen in die ſehr ausführliche Unterſuchung: ob Leibnitz geizig geweſen; ſie geht von S. 375 — 376 und iſt durch einen Angriff der Göttinger Anzeigen auf Baumgartens Ueberſetzung der Biographie Nicerons veranlaßt.

Ueber die Stelle eines auswärtigen Mitglieds der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris ſ. Hugenii exercitationes ed. Uylenbroek p. 18 und pars II, p. 13. Leibnitz bewarb ſich darum, noch ehe die Nachricht von dem Tode des Herzogs Johann Friedrich eingetroffen war. „Ce que vous avez fait, Monsieur, en ma considération du temps passé, m'encourage à ajouter ceci. Le phosphore, dont je vous envoye un échantillon, pourra vous donner occasion de parler dé rechef de moi chez Mons. Colbert, et j'espère que M. l'Abbé Gallois y contribuera“ etc.

S. 366.

Hätte ich in Leibnitz den Verfaſſer der Personalia des Herzogs Johann Friedrich früher entdeckt, ſo würde ich ihm unter ſeinen

deutſchen Schriften vor dem Lebenslauf des Kurfürſten Ernſt Auguſt einen Platz gegeben haben; ſie verdienen es, ſowohl was ihre Sprache, als den Inhalt betrifft. Ich ſtieß zuerſt auf die Nachricht bei Scheid in den Origines Guelphicae I. praef. p. 37. Not. e: „Equidem illustris auctor, qui vitam ducis *Johannis Friderici*, quam funebria ejus exhibent, conscripsit (conscripsit autem eam, ceu authographium, quod in manibus habemus, probat, *Leibnitius* ipse) in ea adhuc haeresi fuit, ut serenissimam gentem Brunsvico-Luneburgicam a Carolo M. descendisse crediderit etc.“ Daß das Manuſcript von Leibnitzens Hand noch gegenwärtig in der Königl. Bibliothek vorhanden iſt, beſtätigte mir Herr Geheime Rath Pertz, als er die Güte hatte, mir die Funeralien des Herzogs Johann Friedrich von Hannover zu überſchicken. — Da Rethmeier (III. Theil) die Perſonalien des Kurfürſten Ernſt Auguſt ausgeſchrieben (ſ. Leibnitz's deutſche Schr. I, S. 309—318), ſo ſah ich nach, ob er nicht bei dem vorhergehenden Kapitel, über Herzog Johann Friedrich daſſelbe gethan: und ſo verhält es ſich in der That; und zwar noch vollſtändiger, wie in dem über Ernſt Auguſt. Daß Rethmeier ein wirkliches Plagiat an Leibnitz begieng, geht daraus hervor, daß er bei der Aufzählung des Inhalts des Prachtwerks der Funeralien (p. 1717) alle Stücke namhaft macht— ausgenommen die Personalia, die er abſchrieb! Es ſollte es alſo kein Leſer errathen. Ich wundere mich jetzt noch viel mehr, als früher, daß hannöverſche Schriftſteller dieſem Compilator und reſpective Plagiarius die Ehre erzeigt haben, ihn wie eine Originalquelle ſchlechthin zu citiren. Ohne Zweifel iſt der größte Theil dieſer Chronik aus der Compilation ſolcher Perſonalien entſtanden, deren Verfaſſer zu ermitteln, Sache der hiſtoriſchen Kritik ſein wird. Sollten z. B. dem ſehr reichhaltigen Abſchnitt über Herzog Auguſt nicht Perſonalien von Conrings Hand zu Grunde liegen? Denn ſehr unrecht geben die Handbücher an, Conring habe nie deutſch geſchrieben. Man ſchlage ſeine Werke auf. — Dies dient zu gleicher Zeit, um Eckharts Anſprüche und Angaben zu controlliren: als Hiſtoriograph des Hauſes und Gehülfe von Leibnitz, hätte er, ſo gut und noch beſſer wie Scheid, wiſſen müſſen, daß er die Perſonalien Johann Friedrichs verfaßt; aber er weiß nichts davon, ſo wenig als dem übrigen der Funeralien.

S. 370.

Hier noch eine Stelle aus dem Gedichte an die Herzogin Sophie:

Maintenant que Louis, trop content de la guerre,
Consentant au repos des peuples de la terre,
Satisfait à sa gloire, en acceptant la paix,
Que les heureux mortels lui devront désormais:
Jean Frédéric ayant balancé les affaires,
Eloigné du pays la guerre et ses misères,
Et d'un conseil exact mis ordre à tout enfin,
Le ciel vient d'enlever cet esprit tout divin —

Dieſe Stelle kann für die Chronologie der an Ludwig XIV. gerichteten Denkſchrift: Préceptes pour avancer les sciences (ed. Erdmann, p. 165—171), welche ich kurz nach dem Frieden von Nimwegen ſetze, dienen, wo es S. 167 ganz ähnlich heißt: Tout ce que nous devons souhaiter, c'est que le ciel continue de le favoriser et que, sans être embarassé de déhors, il puisse faire jouir l'Europe de cette paix heureuse, par laquelle il a couronné ses exploits merveilleux etc.

Das Epicedium in obitum Johannis Friderici, das Ludovici nicht geſehen haben kann, weil er es (I, §. 308) unter dem ganz allgemeinen Titel: Carmen heroicum in obitum Johannis Friderici citirt, erſchien in: Recentiorum Poetarum Germanorum Carmina latina selectiora ex recens. O. T. Roenickii. Helmstad. 1748. I. Heroica, am Anfange p. 3—13. Die in den Funeralien des Herzogs dem Carmen vorgedruckten Schreiben an Leibnitz vom Biſchof von Münſter und vom Abbate Mauro lauten:

1.

Ferdinandus Episcopus et Princeps Paderbornensis et Monasteriensis
V. C. Gothefrido Gulielmo Leibnitio
S. P. D.

Quicunque extincti principis novere animum, tibi gratias habebunt, quod pulcherrimam ipsius imaginem felici carmine expresseris, nec magnum seculi nostri ornamentum posteros latere sis passus. Certe Regiae virtutes id promeruerant, ut tali stylo celebrarentur, cujus dulcedine et vi raptae legentium mentes salubria consilia et decora exempla avidius spectarent, et alacrius imitarentur. Ideo insigni poemate tuo mirum in mo-

dum sum delectatus, nec tam in ipso ingenium artemque probavi, quam egregium grati animi et posthumi cultus monumentum, ex qua etiam parte amicitia tua constantibus istis obsequiis et superstite fide se nobis magis atque magis commendat. Vale et me scias ipsi, uti decet, responsurum. Neuhusii Kalend. Maj. MDCLXXX.

2.

Monsieur.

J'avois espéré l'honneur de vous voir à l'enterrement de feu notre maître, mais une fâcheuse indisposition m'en a privé; je vous suis cependant infiniment obligé, Monsieur, de celui que vous m'avez fait par votre lettre du 19. Avril: les vers, dont vous avez régalé S. A., tiennent lieu de superbes mausolées et de pompeuses funerailles: ils rendent des devoirs si tendres et si éclatans à la mémoire du prince défunt, que tous ceux qui l'aiment et la revèrent, doivent être râvis de la voir briller dans votre poême et le couronner de la gloire immortelle. S. A. ne se peut lasser de la lire et de l'admirer. Vous verrez dans les ci-jointes une partie des louanges dont elle l'honore; n'osant y ajouter les miennes je les remettrai à la première entrevue, que vons nous faites espérer, aussi bien que mes remercimens et les assurances de la passion, avec laquelle je suis votre très humble et trés obéissant serviteur

Hortense Mauro.

S. 372.

Die eingeſchalteten Verſe führt Leibnitz in einem Briefe an Sebaſtian Kortholt, den 3. Juli 1716 (Opp. V, 340) als eine Prophezeihung, die eingetroffen ſei, an. Er ſagt hier: Ego aliquando juvenis dissertationem moliebar de vaticinio sapientum...... Caeterum licet me inter sapientes non numerem, et in omen felix magnitudinis Brunsvicensis non judicio, sed impetu animi inciderim, praesago tamen carmine etc. In einem früheren Briefe ſchon an denſelben vom 2. Juli 1715 kommt er darauf und bekennt, daß ihm bei den letzten beiden Verſen die Verſe Virgils vorgeſchwebt hätten:

prohibent nam talia Parcae,
Scire Helenum, farique vetat Saturnia Juno.

Einige Zeilen weiter iſt es, wo er ſagt: Poesis mihi recte dici posse videtur lingua Angelorum.

S. 373.

Eine Reihe Briefe von Leibnitz an Behrens ließ Koch in dem neuen Hannöverſchen Magazin von 1805, 1806, 1809 aus den Autographis abdrucken. Die ganze Sammlung, die er herausgeben wollte (was er nicht gethan), ging von 1698–1711. Behrens ſtarb in Hildesheim 1736.

S. 978.

Eine Reihe Briefe von Leibniz an [illegible] sich auch in dem neuen Hannoverschen Magazin von 1805, 1806, 1809 aus dem Autographen abgedruckt. Die ganze Sammlung, die [illegible] (welche nicht gesehen), ging von 1698—1715. [illegible] 1736.

[illegible]

Monsieur,

[illegible] mais une fâcheuse indisposition m'en a privé [illegible] Monsieur, de [illegible] par votre lettre du 17 d'Avril [illegible] des devoirs et [illegible] du prince défunt, que tous ceux qui l'ont [illegible] la gloire immortelle. [illegible] Vous verrez [illegible] je les remettrai à la première [illegible], aussi bien que mes remerciments et les assurances de la passion, avec laquelle je suis votre très humble et très obéissant serviteur

[illegible]

S. 372.

[illegible]

Beilage

der

Anmerkungen und Urkunden.

Neue Folge.

Anmerkungen

zum erſten Theile.

Neue Folge.

S. 5.

In einem, der Königlichen und Univerſitäts-Bibliothek zu Breslau gehörigen Stammbuch eines Frankfurters, Namens Chriſtian Gerſtmann, welcher in den Jahren 1644 bis 1646 auf der Univerſität zu Leipzig ſtudirte, befindet ſich unter andern eine eigenhändige Inſcription von Leibnitzens Vater, aus dem Jahre 1645, alſo ein Jahr vor Leibnitzens Geburt. Sie iſt folgende:

Laboramus; at non destituimur.
Unß iſt bange, aber wier verzagen nicht. 2 Cor. 4.
γίγνεται γὰρ παντόδαπος ἐπίκουρος ἡμῖν ὁ Χριστός.
Manuel Imper. or. 6.
Friederich Leibnütz moralium Professor et acad. Lips. ab actis scripsit 25 Juny Ao. 1645.

Die beiden Anfangsbuchſtaben des Namens angebrachten Schnörkel erinnern an die Kanzleiſtube; dagegen die gewählten Denkſprüche an den frommen Sinn des Mannes.

(In Hinſicht der Schreibung von Leibnitzens Namen wollen manche in Deutſchland, nach Pertz's Vorgang (auf dem Titel und in der Vorrede von „Leibnizens geſammelten Werken.“ Hannover 1843). Leibniz ſtatt Leibnitz geſchrieben wiſſen. Für mich, bekenne ich, iſt kein hinreichender Grund da, die alte, herkömmliche Schreibung zu verlaſſen. Wenn auch, was nicht zu leugnen iſt, Leibnitz im Briefwechſel mit Franzoſen das t in ſeinem Namen fortließ, und in Folge

deſſen dies auch in deutſchen Briefen oft (nicht immer) beobachtete, ſo hat doch der literariſche Gebrauch die deutſche Schreibung bis auf dieſen Tag authoriſirt, und ſelbſt die Franzoſen, ohne Ausnahme, ſchreiben in neuerer Zeit Leibnitz, ohne Rückſicht darauf, daß Fontenelle noch Leibniz ſchrieb. Auf dem Titel ſeiner Theodicee lieſt man übrigens auch Leibnitz (ich habe die Amſterdamer Ausgabe von 1720 vor mir). Wenn alſo ſelbſt die Franzoſen zu der urſprünglichen echt deutſchen Schreibung zurückgekehrt ſind, warum ſollten wir anfangen, den von Leibnitz aus Gefälligkeit franzöſirten Namen einzuführen? Genug, hier muß der eingebürgerte literariſche Gebrauch entſcheiden. So ſchreiben wir ja alle Chriſtian Thomaſius, obgleich Thomaſius ſelbſt auf dem Titel ſeiner deutſchen Schriften ſich bekanntlich Thomas ſchrieb).

Andere Profeſſoren an der Univerſität Leipzig, welche ſich neben Friedrich Leibnütz eingeſchrieben und in irgend einer Beziehung zu deſſen großen Sohne ſtehen, ſind: Dr. Johannes Ittigius, der ſich ſelbſt: Organi Arist. Prof. Publ. unterſchreibt, ſonſt aber auch als Prof. der Arzneikunſt und Phyſik angeführt wird (Ladvocat): er war der Vater von Thomas Ittig, geboren 1643, eines Mitſchülers Leibnitzens, nachher berühmten Theologen (Leibn. opp. V. 311.); Johann Benedict Carpzow, Vater von vier in der Gelehrtengeſchichte bekannten Söhnen, von denen Johann Benedict als ein Hauptgegner von Chriſtian Thomaſius und Friedrich Benedict als Polyhiſtor beſonders erwähnt werden. Hieronymus Kromayer, Prof. der Beredſamkeit, derſelbe, welcher die noch erhaltenen Perſonalien von Leibnitzens Eltern geſchrieben hat; Martin Geier, Prof. der hebräiſchen Sprache, ſpäter Oberhofprediger zu Dresden, einer von Leibnitzens Taufpathen; und noch mehrere andere Mitglieder der Univerſität.

S. 46.

In Herrmann Kopp's Geſchichte der Chemie, Braunſchweig 1844 II. Theil (vergl. Münchner Gelehrt. Anzeigen 1845 Nr. 171) wird angegeben, daß die alchymiſtiſche Geſellſchaft in Nürnberg, an welcher viele Geiſtliche und Aerzte Theil nahmen, und deren berühmteſter Theilnehmer Leibnitz geweſen, eine Fraktion der im erſten Viertheil des 17ten Jahrhunderts entſtandenen Geſellſchaft der Roſenkreuzer Fraternitas roseae crucis, war. Dieſe ſelbſt verdankte ihr Entſtehen der Satire des würtembergiſchen Geiſtlichen

Johann Valentin Andreä. — Auch Stahl, der Begründer der phlogiſtiſchen Theorie, hat ſich in ſeiner Jugend eifrig mit Alchymie beſchäftigt, verleugnete dieſelbe aber im höhern Alter. Der Verfaſſer hätte unter den Alchymiſten des 18. Jahrhunderts, oder denen, welche ſie in ihrer Jugend getrieben hatten, vor Allen Göthe nennen müſſen, welcher (Dichtung und Wahrheit, II., W. XXV, 199—204) ſeine alchymiſtiſchen Verſuche, nach ſeiner Rückkehr von der Univerſität Leipzig, im Umgange mit dem Fräulein von Klettenberg ebenſo unterrichtend als intereſſant beſchreibt. Wie Leibnitz zog auch Göthe aus dieſen, in ſich hohlen und eiteln Beſtrebungen indirekt manchen Nutzen, als Naturforſcher, wie als Dichter. Die Subſtanz der Alchymie enthalten die Verſe im Munde Fauſt's:

Da ward ein rother Leu, ein kühner Freier
Im lauen Bad, der Lilie vermählt,
Und beide dann, mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.
Erſchien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas — —

Am kräftigſten und entſchiedenſten wurde die Alchymie durch Lavoiſier und ſeine antiphlogiſtiſche Theorie bekämpft. Die Hermetiker wurden nun ſeltener. Die letzte Anſtrengung, welche gemacht wurde, um für die Alchymie noch einige Theilnahme zu erwecken, war die Errichtung der hermetiſchen Geſellſchaft 1796, von Dr. Kortüm in Bochum (Verfaſſer der Jobſiade) und Dr. Bährens in Dortmund, welche, als Stifter der Geſellſchaft, die Liebhaber der Alchymie im Reichsanzeiger zu gegenſeitigen Mittheilungen einluden. Auch das 19. Jahrhundert hat noch Proben myſtiſcher Chemie aufzuweiſen. Dahin gehört vor andern Eckhartshauſens Schrift: „Die Wolke über dem Heiligthum, oder etwas, wovon ſich die ſtolze Philoſophie unſers Jahrhunderts nichts träumen läßt.“

S. 52.

Der vor Kurzem im hohem Alter verſtorbene Ritter Hugo hat in einer Anzeige dieſes Buches in dem Göttingſchen G. A. 1843. S. 108., welche freilich, bei aller Verehrung vor dem berühmten Manne geſagt, nicht ohne Spuren von Altersſchwäche iſt — einiges hieher Gehörige berichtigt, als, daß er „ſchon zu Ende des letz-

ten Jahrzehends des vorigen Jahrhunderts, auf L.'s Vorſchläge zur Verbeſſerung der Lehrart des Römiſchen Rechtes von neuem mit vielem Eifer gedrungen, auch ſeitdem in der gelehrten Geſchichte ihm die verdiente Stelle gewidmet hat." Daß Herr Dr. G. kein Juriſt iſt, fährt er fort, ſähe man ſchon daraus, daß er von einem neuen Geſetzbuche ſpricht, welches Ludwig XIV. veranſtaltet habe (es ſoll wohl die Ordonnance civile gemeint ſein) und vielleicht auch daraus, daß Friedrich der Große und Maria Thereſia die Umarbeitung des Corpus Juris, die L. vorhatte, überflüſſig gemacht hätten." Was mir bei der Anführung von Ludwig XIV. als Autorität vorgeſchwebt hat, war folgende Stelle aus einem Briefe Conrings an Boineburg vom 10. Febr. 1670. (Gruber, Anecdota Boineb. p. 1283) über Leibnitzens Blätter: De corpore juris reconcinnando: „Nisi sane accesserit Regentium auctoritas, frustra credo omnia esse. Quotus autem quisquae Imperantium tale quid egerit? Nisi fortassis ex Gallia spes aliqua affulserit, jam promulgato codice Ludovicio.“ Warum ſoll dieſer, die ordonnance civile, kein Geſetzbuch heißen? —

S. 52.

Die hier angeführte franzöſiſche Ueberſetzung der Nova Methodus führt den Titel: Méthode nouvelle pour apprendre et enseigner la jurisprudence, traduite du latin par G. S. Maurin. Nîmes, Pauchon et Paris 1830. 8. (vid. Quérard, la France littéraire s. v. Leibnitz.)

S. 66.

Obſchon die Richtigkeit der Darſtellung der wahren, von Kurmainz um 1660 unternommenen Unionsverſuche zwiſchen Proteſtanten und Katholiken, wie ſie bereits in den Beilagen zum erſten Bande von Leibnitzens deutſchen Schriften, Berlin 1838, gegeben worden, nichts entgegengeſetzt werden konnte, (wie ſie denn auch in K. A. Menzels Geſchichte der Deutſchen, VIII, S. 331. aufgenommen iſt) ſo hören noch immer in neueſter Zeit ſelbſt Schriftſteller, welche Quellenforſchung oſtentiren, nicht auf, die widerlegte Fabel von angeblichen, zwiſchen dem Kurfürſten von Mainz und dem Papſte geführten Unterhandlungen über die Union auf Grund abentheuerlicher Vorſchläge als Geſchichte zu geben, und ihre Klug-

heit an deren Kritik zu zeigen. — In dieſer Hinſicht ſei daher noch auf ein an ſich ſelbſt intereſſantes Dokument verwieſen, welches J. K. von Moſer unter den Zuſätzen und Verbeſſerungen zu dem Patriotiſchen Archiv, am Schluſſe des zwölften und letzten Bandes, (S. 426.) und zwar zu dem von ihm, im V. Bde. Nr. 4. als echt mitgetheilten, angeblichen kurmainziſchen Unionsprojekte mittheilt. Man erinnert ſich, daß im Eingange jenes, aus Leibnitzens Papieren von Gruber in den Anecdota Boineburgica aufgenommenen Projekts ein Herr von Wallendorf als Abgeſandter des Kurfürſten an den Pabſt (Alexander VII.) angeführt wird. Darauf bezieht ſich folgendes, welches Moſer in einer „wichtigen Sammlung von Handſchriften" die weiter nicht bezeichnet wird, gefunden hatte:

Ex Relatione Dn. de Wallendorf missi Romae (sic) Anno 1658 ab Electore Moguntino Johanne Philippo.

26 Januarii admissi et introducti sumus ad Audientiam, relictis extra Cameram pileo et chirotecis.

Pontifex ad nos: Gratulamur Nobis, videre nos Germanos nostros, sic enim eos solemus appellare, et eos accedere ad Sedem Apostolicam. Et quidem eo libentius eos recipimus in Sinum nostrum, quia sunt de principalioribus Ecclesiis missi. Non placuit Nobis, nec libenter suscepimus nomine D. Archiepiscopi vestri mendicantem Religiosum illum P. Leodium; de mente enim Sacr. Consilii et summorum Pontificum fuit, audire Episcopos ipsos referentes de statu Ecclesiarum suarum, vel, de assensu Sanctae Sedis, in ipsorum legitima absentia, personas ab ipsis delegatas et qualificatas, ut cum illis eo libentius et confidentius de statu illarum ecclesiarum conferre per nos ipsos vel nostros Deputatos possemus. Praestat etiam aliquando accedere Romam et sanctam Sedem agnoscere.

Declaravit, quid semper D. Archiepiscopo moderno suaserit, similitudinem sumens illius, qui navi utitur, quod alio ire non possit, quam quo vento navis illa feratur. Sic illum una cum navi dirigi necesse esse. Nos oportere in navi Imperii esse. Electorem Trevirensem defunctum nimium deviasse, partes et navim Imperii deruisse. Certum et necessarium esse, in tali conjunctura habere potentiorum Regum rationem. Et haec semper Ejus fuisse consilia, illa saepius ante hoc suasisse et inculcasse.

Moſer verdient vollen Dank für die Bekanntmachung dieſes ſo anziehenden Berichtes über die Audienz des kurmainziſchen Geſandten beim Pabſt; wenn er aber darin einen Beleg für den dieſer Geſandtſchaft untergelegten Zweck, nämlich die Kirchen-Union, zu ſehen glaubte, ſo irrte er ſich ganz; denn es wird deſſen mit keinem Worte darin gedacht und konnte es auch nicht.

S. 71.

F. Ch. Paullini iſt in neueſter Zeit vielfach wegen der Annales Corbejenses, als deren muthmaßlicher Selbſtverfaſſer er angenommen ward, in Erinnerung gebracht worden. Dieſer Veranlaſſung verdanken wir den Abdruck zweier Briefe von Leibnitz an Paullini aus dem Buderſchen Nachlaſſe in der Herzogl. Bibl. zu Jena, in der Neuen Jenaiſchen Lit. Zeit. 1842. Nr. 18. und 24., vom 14 Jan. und 26. Febr. 1691. Dieſe Briefe ſind hiſtoriſchen Inhalts und beziehen ſich zum Theil auf Paullinis Vorſchlag zu einem Collegium historicum.

S. 112.

In Bezug auf die franzöſiſche Expedition nach Aegypten unter Bonaparte, welche von den Engländern als ein durch das Auffinden des Leibnitzſchen Memoirs an Ludwig XIV. improviſirtes Abentheuer des erſten Conſuls dargeſtellt worden iſt, findet ſich in den vor Kurzem herausgegebenen Vorleſungen Niebuhrs, die er 1829 zu Bonn über die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution gehalten hat (Geſchichte des Zeitalters der Revolution. Hamburg 1845. I, S. 111.) eine weniger bekannte Notiz über die ſchon vor der Revolution von der franzöſiſchen Regierung verfolgten Entwürfe zur Eroberung Aegyptens. (die Rede iſt von dem ruſſiſch-öſterreichiſchen Kriege gegen die Pforte 1788.) „Frankreich, heißt es, hatte ſchon nach dem amerikaniſchen Kriege ernſtlich den Plan wieder (?) vorgenommen, Aegypten zu erobern und der General Matthieu Dumas war damals nach Kreta geſandt, um die Localität zu unterſuchen. Die Abſicht war, die Türkei in einen Krieg zu verwickeln, in dem ſie die Hülfe Frankreichs bedürfte, als Preis derſelben ſollte ſie Kreta abtreten, und von da aus wollte man Aegypten erobern. Später als Frankreich in die Revolution verwickelt wurde, zog es ſich aus der Affaire und England ſo wie Preußen traten vermittelnd ein.“

S. 117.

Die nähern hiſtoriſchen Umſtände über den Aufſatz betreffend die Mechanik der Uhren, aus dem Jahre 1675 giebt Leibnitz in einem Berichte, der nach ſeinem Tode 1718 in einer Zeitſchrift erſchien, (ſ. Leibn. opp. III. 502—504.) Der berühmte engliſche Mathematiker Hobert Hooke, zu deſſen Eigenheiten aber gehörte, jedem andern ſeine Erfindung ſtreitig zu machen [1]), proteſtirte, wie kurz vorher gegen Huygens Erfindung der Pendeluhren, ſo auch gegen die Priorität von dieſer Erfindung Leibnitzens, geſtand jedoch, daß er ſeine eigene nicht bekannt gemacht hätte. In Bezug auf die Ausführung ſeiner neuen Erfindung ſchreibt dort Leibnitz: „J'ai pensé quelquefois à faire executer cette invention, qui promet de nouveaux avantages assez considérables; mais j'ai toujours manqué de l'assistance d'un bon maitre, qui eût la volonté d'y travailler; les ouvries ordinaires, surtout en Allemagne, n'ayant point d'envie de s'écarter de leur routine. Cependant une montre au horloge, faite de cette manière, pourrait se passer de la fusée, et irait de même, quand on en redoublerait le poids, ou la force du premier mobile; elle serait aussi plus propre aux horloges de mer que l'horloge de pendule. Leibnitzens Aufſatz ſteht in demſelben Bande S. 135.

S. 169.

Dr. Gerhard in Salzwedel hat unter den Manuſcripten von Leibnitz die erſte Section von Pascal's bisher für verloren gehaltenen größern Werke über die Kegelſchnitte aufgefunden — Es exiſtirt ein Brief von L. an Pascals Neffen, Perier, worin er ſagt, daß die Papiere der Veröffentlichung werth ſeien, und dabei die Reihenfolge der einzelnen Stücke angiebt, aus denen das Werk beſtanden hat. Als das erſte bezeichnet er einen Theil mit der Aufſchrift: Generatio conisectionum, von dem er bemerkt,

---

[1]) S. Göthe, Geſchichte der Farbenlehre, W. LIV. S. 24. „Er war ein lebhafter, unruhig thätiger Mann von den ausgebreiteſten Kenntniſſen; aber er wollte auch nichts für neu oder bedeutend gelten laſſen, was irgend angebracht und mitgetheilt wurde. Er glaubte es entweder ſelbſt ſchon zu kennen, oder etwas Anderes und Beſſeres zu wiſſen."

es ſei: le fondement de tout le reste. Dieſe erſte Section iſt in einer von Leibnitz collationirten Abſchrift vorhanden. (Neue Jenaer Lit. Zeit. 1846. Nr. 51. S. 202.) Dr. Gerhard wird ohne Zweifel dieſe Reliquie mit dem übrigen mathematiſchen Nachlaſſe Leibnitzens herausgeben.

S. 199.

In meiner nächſtens erſcheinenden lateiniſchen Abhandlung über Jungius habe ich deſſen Leben und Verhältniß zu den großen Philoſophen ſeines Jahrhunderts erſt noch im Umriſſe darzuſtellen verſucht. Das allgemeinere und bleibende Intereſſe an jenem merkwürdigen Manne iſt als geſichert zu erachten, ſeit Göthe in den letzten Jahren ſeines Lebens ihm ein literariſches Denkmal ſetzte, welches bis auf weniges vollendet, im Götheſchen Archiv aufbewahrt wird (ſ. Briefe an und von Göthe. Herausgegeben von F. W. Riemer, Leipzig 1846. S. 233). Andeutungen hierzu finden ſich bereits in Göthe's Briefwechſel mit Zelter, V. Bd. Jahrgang 1828 und 1829. In ſeinem Briefe vom 16. Decemb. 1828 (daſ. S. 134), giebt Göthe folgende Schilderung von Jungius: „Der Mann war Mathematiker und Logiker von Haus aus, hatte ſich aber mit freiem Sinn der lebendigen Natur ergeben, und ſeiner Zeit vorſchreitende Arbeiten geliefert. Bei dem mannigfaltigen Intereſſe, das er mir einflößt, kommt in Betracht: daß er ein Zeitgenoſſe Bacons von Verulam, Descartes's und Galileis geweſen, ſich aber in ſeinen Studien und Lehrgang durchaus originell zu erhalten wußte.“ Wem etwa das Jungius von Leibnitz geſpendete Lob übertrieben ſchien, wird jetzt wenigſtens zu ernſthaftern Studien und Prüfung des den Meiſten noch unbekannten Mannes ſich angeregt finden.

S. 208.

Von Leibnitzens Verhältniſſe zur Naturforſchung ſpricht der berühmte Naturforſcher Chr. Gottfr. Ehrenberg in ſeiner Rede zur Feier des Leibnitziſchen Jahrestages „über Leibnitzens Methode Verhältniß zur Naturforſchung und Briefwechſel mit Leeuwenhoek“ am 3. Juli 1845 gehalten (Berlin 1845), nachdem er an die Methoden von Ariſtoteles, Linné und die der heutigen Chemie erinnert; zuerſt im Allgemeinen und dann mit beſonderer Beziehung zu der Protogäa und Leibnitz's Briefen an Leeuwenhoek, welche hier aus

Leibnitzens Nachlaſſe dem Inhalte nach zum erſtenmal bekannt gemacht werden. (Gut wäre es geweſen, die Briefe im Original beizufügen.) „Leibnitz, heißt es S. 7. hat ſich nirgend als nur einigermaßen bedeutender Naturforſcher gezeigt, allein ſeine eigenthümliche Methode mußte auch in der Naturforſchung glänzend fruchtbar werden, ſobald er ſie nur ernſtlich darauf anwendete. Dies geſchah in der Protogäa.... Dieſer Wiſſenſchaft, welche er durch Vergleichung der Erſcheinungen auf der Erde im kühnen, aber ſcharf logiſchem Umriß vorgelegt, und die der jetzigen auf Verſteinerungskunde ſich gründenden Geologie entſpricht, giebt er den Namen Geographia naturalis und ſtreut nach allen Seiten hin Anregungen mit ebenſo allſeitiger Gelehrſamkeit aus, welche belebend genug gewirkt haben. Sehr ehrenvoll für den geiſtvollen Mann iſt, daß er nicht ſeine Meinung geradehin geltend macht, ſondern daß er ſelbſt klar erkannte und es ausſprach, der philoſophiſchen Methode fehle es noch, um ſicher zu prüfen, an den nöthigen Datis. Dieſe den Philoſophen Leibnitz zum Naturforſcher ſtempelnde Stelle heißt: „So ſehr aber dieſe Vorſtellung vom Urzuſtande unſrer Erde mit Beifall aufgenommen werden mag, und obwohl ſie die Keime einer neuen Wiſſenſchaft enthält, die man natürliche Geographie nennen mag, ſo habe ich ſie doch nur zu berühren, nicht auszuführen gewagt. Denn obwohl die heiligen Urkunden der göttlichen Offenbarung zuſtimmend ſind, ſo überlaſſen wir doch das Urtheil denen, welche das Recht der Auslegung haben. Und obſchon die Spuren aus der alten Welt mit der jetzigen Geſtalt der Dinge zuſammenſtimmen, ſo werden doch die ſpäten Geſchlechter alles beſſer beſtimmen, wenn erſt die Wißbegier der Menſchen dahin gekommen ſein wird, daß ſie länderweis die vortretenden „Bodenverhältniſſe und Schichtung beſchreiben." Das iſt Leibnitzens Methode und das Goldkorn der Protogäa von 1687.

Hieran ſchließt ſich durch innern Zuſammenhang die von Ehrenberg gegen das Ende angeführte Stelle aus der Protogäa im §. XVII. welches die mikroſkopiſche Phyſiologie betrifft, für welche Leibnitz ſich ſo lebhaft intereſſirte. „Ich wünſche, daß das Mikroſkop zur Unterſuchung angewendet würde, womit Leeuwenhoeks, des Delfter Philoſophen, ſcharfſinniger Fleiß ſo viel geleiſtet hat, daß ich mich oft über die menſchliche Trägheit erzürne, welche die Augen nicht öffnen und den wiſſenſchaftlichen Beſitz, welcher bereit

liegt, nicht antreten will. Wären wir klug, ſo hätte jener ſchon Nachahmung gefunden.“ —

Dem Inhalt und der Bedeutung für Leibnitzens Verhältniß zur Naturforſchung nach ſchließe ſich hier an ein kurz vorher erſchienener Beitrag: „Sechszehn ungedruckte Briefe von G. W. Leibnitz herausgegeben von Horner. Programm der Zürcheriſchen Kantonsſchule 1844.“ Dieſe Briefe ſind gerichtet an den noch nicht vergeſſenen Schweizeriſchen Naturforſcher Johann Jakob Scheuchzer, geboren 1672 zu Zürich, † 1733; deſſen Artikel in der Biographie universelle Cuvier verfaßt hat. Er iſt Verfaſſer einer „Naturgeſchichte des Schweizerlandes“ in 3 Quartbänden (1716—1718), mehrerer auf Koſten der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften, herausgegebenen Reiſen und beſonders der 1731 zu Augsburg erſchienenen Physica sacra, 4 Bände in Fol., eine Art der Bibel angepaßte Encyklopädie. Leibnitzens Briefe (der erſte iſt vom 14. October 1706, der letzte vom 14. April 1714) beziehen ſich größtentheils auf die geologiſchen Verhältniſſe der Schweiz, ſtehen alſo in nächſter Beziehung zur Protogäa. So ſchreibt er 14. Oct. 1706: Merentur Alpes vestrae, si quis alius Europae locus, hanc eruditi inquilini curam et caeteros montes utili exemplo praeibunt, quemadmodum magnitudine vincunt. Video Te necessaria subsidia attulisse, ardorem inquirendi, quod primum est, deinde naturae scientiam, et necessariam graphices opem. Macte tam praeclaro opere. Non dubito, quin jam confutaveris fabellam, quae crystallos ex antiqua glacie indurat. Fortasse judicio tuo aliquando et metalla, et alia profutura debebit patria. In dem folgenden Briefe (25. Jan. 1707): Germanorum nostrorum non ea est diligentia quam vellem: itaque Historias regionum naturales habemus nullas, cum Angli Scotique nobis egregiis exemplis praeiverint. Tuum propius spero nostros homines magis excitaturum; praesertim si res Societatis hujus Regiae adhuc tenues paulatim magis consolidentur atque amplificentur. (Scheuchzer war eben Mitglied der Societät geworden.) — Memorabilis erit altitudinis Alpium designatio, si Tuae eam curae debebit respublica literaria. (15. Mart. 1708.)

Sehr intereſſant iſt auch folgende Aeußerung über den Züricher Theologen Hottinger, welcher in ſeiner Geſchichte der Schweiz Copernikus angegriffen hatte: Dudum conclamata res est, et

seri veniunt quicunque Copernicum impugnant. Nemo eorum, qui res astronomicas satis examinarunt, de veritate Copernicani systematis dubitare amplius potest. Nec scriptura sacra aliter quam in ea legimus loqui poterat, etiamsi sacri scriptores Copernicani fuissent. Ego ipse in Historia solem surgere, solem moveri, occidere dico; et formulis hujusmodi omnes ad phaenomena referuntur opticosque motus. Si quis perstantes in censuris, ad Theologos exteros, inprimis Anglicanos, rem referrent, haud dubie caderent causa.

Incolas esse in planetis nobis similes non dixerim; animalia tamen ratione praedita in illis alicubi degere, praefracte negare non ausim. Certe de divinis operibus magnifice nimis sentire nemo potest: in solo nostro globo tantillo rationem et sapientiam creatorarum visibilium inclusam esse, minime verisimile judico (28. Mart. 1711).

Aus den ſpätern Briefen, namentlich aus Dresden d. 7. Decbr. 1717, in franzöſ. Sprache, geht hervor, daß Leibnitz Peter dem Großen Scheuchzer zum Leibarzt vorgeſchlagen hatte. Man vergleiche den Brief Leibnitzens an Peter den Großen, aus Wien den 26. Octbr. 1713, im Magazin für die Literatur des Auslandes 1842. Nr. 136., wo Leibnitz den Schweizeriſchen Naturforſcher, obwohl ohne ihn zu nennen, als einen „berühmten Mediciner und vortrefflichen Naturkundigen zu Zürich in der Schweiz bezeichnet. Vgl. den Zuſatz zu Theil II. S. 275.

Aus Leibnitzens Briefe vom 18. Oktb. 1712 geht noch hervor, daß er damals einen „Mechanicus“ zu barometriſchen Beobachtungen im Harze, ſowohl in den Gruben, als auf der Höhe veranlaßt hatte. Quidam mechanicus ad fodinas Hercyniae meo consilio observationes instituit, tam in fodina aliqua ad 200 hexapodas depressa, tum in monte vicino. Inservient haec ad melius constituendam progressionem ex experimentis potius, quam ratiociniis. — Nach Aufſtellung einer Hypotheſe über die Zuſammenſetzung der athmoſphäriſchen Luft aus zwei Beſtandtheilen, einem comprimiblen und nicht comprimibeln, ſetzt er hinzu: Nondum apud nostros constituta est, an montes Harzici sint barometro explorandi. Constituent tamen fortasse post praeludia observationum faventia. So ſtrebte dieſer große Mann noch im

Greiſenalter raſtlos, die Wiſſenſchaften in Deutſchland überall hin zum Aufſchwung und zu neuen Richtungen zu verhelfen.

S. 259.

Eine der fruchtbarſten und anziehendſten Anwendungen des pſychologiſchen Grundſatzes von den unendlich kleinen Perceptionen auf dem dunkeln Hintergrunde des Bewußtſeins bei Leibnitz iſt ſeine Erklärung unſers Vergnügens durch die Muſik und die dabei zu Grunde liegenden Proportionen. Dies iſt namentlich in einem Briefe an Chriſtian Goldbach, damaligen kaiſerlichen ruſſiſchen Geheimen Juſtizrath, vom April 1712 (opp. III., 437) ausgeſprochen. Die Stelle iſt für den Philoſophen und Aeſthetiker nicht minder wichtig als den Mathematiker. Sie lautet im Originale: Non impossibile est, esse alicubi animalia, quae plus quam nos Musicae sensibilitatis habeant, et de ectentur musicis proportionibus, quibus nos minus afficimur. Sed putem, majorem sensuum nostrorum subtilitatem magis nobis nocituram, quam profuturam, multa enim visu, olfactu, tactu ingrata sensuri essemus; et qui nimis subtilis sensus sunt in Musica, offenduntur quibusdam oberrationibus practicorum, in organorum constructione non bene evitabilibus, quibus tamen auditorium offendi non solet. Nos in musica non numeramus ultra quinque, similes illis populis, qui etiam in arithmetica non ultra ternarium progrediebantur, et in quibus phrasis Germanorum de homine simplice locum haberet: Er kann nicht über drey zehlen. Nam nostra intervalla usitata omnia sunt rationum compositarum ex rationibus inter binos ex numeris primitivis, 1, 2, 3, 5. Si paullo plus nobis subtilitatis daretur, possemus procedere ad numerum primitinum 7. Et tales reapse dari puto. Itaque nec numerum 7. veteres refugiebant plane. Sed vix erunt, qui procedant usque ad proximos primitivos 11. et 13. Rationem autem consonantiae petendam puto ex congruantia ictuum. Musica est exercitium arithmeticae occultum nescientis se numerare animi. Multa enim facit in perceptionibus confusis seu insensibilibus, quae distincta apperceptione notare nequit. Errant enim, qui nihil in anima fieri putant, cujus ipsa non sit conscia. Anima igitur, etsi se numerare non sentiat, sentit tamen hujus numerationis insensibilis effectum, seu voluptatem in consonantiis, molestiam

in dissonantiis inde resultantem. Ex multis enim congruentiis insensibilibus oritur voluptas. Vulgo vero male rem computant, qui eas tantum operationes animae tribuant, quarum conscia est. Unde multi non tantum anterioribus philosophis, sed etiam Cartesianis ipsis aliisque recentioribus, velut Lockio et Baylio, errores nati sunt. Sed ut ad rem redeamus, in octava secundus ex alternis ictus unius ictuum series congruit Cuivis ictui alterius seriei. In quinta tertius quisque unuis seriei et secundus alterius consentiunt etc. Die Zuſchriften Goldbachs, auf welchen ſich dieſe Briefe Leibnitzens beziehen, ſind nicht mitabgedruckt; ſie finden ſich jedoch, laut Feder's alphabetiſchem Verzeichniß [1]) in der Königl. Biblioth. v. Hannover.

S. 264. Zuſatz zur Anmerkung.

Ich habe mich in Betreff der Echtheit dieſes Briefes, welchen die Berliner Akademie in ihrer Dienſtfertigkeit gegen den Präſidenten Maupertuis für untergeſchoben erklärte, auf eine Widerlegung der äußern Gründe jenes Forums nicht eingelaſſen, weil die Willkähr und Grundloſigkeit derſelben in die Augen ſpringt. Unmöglich kann die von Maupertuis und der Akademie bei jenem monſtröſen Prozeſſe zu Grunde gelegte Maxime zugelaſſen werden, daß jeder, welcher eine ungedruckte Schrift eines Autors vorbringt, gehalten ſei, das Original davon, als Urkunde der Echtheit, beizubringen. Nicht nur ein großer Theil der neuern, die geſammte antike Literatur könnte ſo in Frage geſtellt werden, da die Originalſchriften längſt untergegangen ſind. Die innere Echtheit iſt hier, wenn ja ein Verdacht erhoben werden ſoll, maaßgebend und entſcheidend. Dieſe ſteht hier feſt durch die Analogie mit dem ganzen Syſtem Leibnitzens, welches gewiſſermaßen auf dem Geſetze der Continuität, ſowohl im Phyſiſchen als im Moraliſchen, beruht. Eine,

[1]) Alphabetiſch-kritiſches Verzeichniß des noch im Manuſcript vorhandenen Leibnitziſchen Briefwechſels mit Gelehrten, Künſtlern und Geſchäftsmännern. Vaterländiſches Muſeum. Erſter Band. Hamburg 1810. S. 243—252. S. 609--631. Dieſes wichtige Verzeichniß iſt unter den Freunden von Leibnitzens Schriften noch zu wenig bekannt und verdiente wegen der Seltenheit des Vaterl. Muſeums wieder abgedruckt zu werden.

dem Inhalt nach, dem fraglichen Briefe verwandte Stelle findet ſich unter andern in den Nouveaux Essais sur l'entendement humain, liv. IV. (Ed. Erdmann p. 392.) wo es in Bezug auf die unter den Weſen herrſchende Analogie heißt: „Pour ce qui est de la connexion graduelle des espèces, nous en avons dit quelque chose dans une conférence précedente, où je remarquai que déja des philosophes avoient raisonné sur le vide dans les formes ou espèces. Tout va par degré dans la nature et rien par saut, et cette règle à l'égard des changemens est une partie de ma loi de la continuité. Mais la beauté de la nature qui veut des perceptions distinguées, demande des apparences de sauts et pour ainsi dire des chutes de musique dans les phenomènes, et prend plaisir de mêler les espèces etc. An wen? jener Brief von Leibnitz gerichtet iſt, bleibt dunkel, bis einmal bei einer genauern und vollſtändigen Unterſuchung des ungedruckten Briefwechſels Leibnitzens das Concept davon aufgefunden wird.

S. 276 a.

Das Vorhandenſein des Briefwechſels Leibnitzens und Arnauds auf der Königl. Bibl. zu Hannover, worauf noch neuerdings Hr. Couſin (Journal des Sayavs. 1814 Octobre p. 606.) zweifelnd und bedauernd zurückkommt, iſt glücklicherweiſe kein Gegenſtand des Streites mehr. Der leider zu früh verſtorbene Bibliothek-Sekretair Theod. Heinr. Sextro in Hannover hat noch vor ſeinem Tode das Verzeichniß der philoſophiſchen Handſchriften Leibnitzens in dieſer Bibliothek angefertigt, und nach ſeiner Bezeichnung hat Herr Collaborator Dr. Grotefend in Hannover den ganzen Briefwechſel, ſo weit er erhalten iſt, vorgefunden, und deſſen Herausgabe, verbunden mit dem übrigen ungedruckten Briefwechſel des großen Mannes, in dieſem Jahre übernommen. Wir warten dieſe koſtbare Gabe mit unſern Leſern ab. Bereits iſt die Auffindung dieſes Briefwechſels in dem Proömium des Iudex leetionum der Berliner Univerſität für den Winter 1845—46 angekündigt. Der Verfaſſer dieſes Artikels (Herr Prof. Trendelenburg) hat die gehörigen Manuſcripte ſelbſt in Augenſchein genommen, außer jenem Briefwechſel die verſchiedenen Excerpte, welche Leibnitz als philoſophiſche Studien gemacht und die für den Gang ſeines Geiſtes von Intereſſe ſind. z. B. Auszüge aus Plato's Theätet und Phädo (letztern mit der Aufſchrift: contractus anno 1676,) aus dem Enchi-

ridion des Epictet, nach der Amſterdammer Ausgabe von 1670, endlich aus Spinoza's Ethik, und zwar das 3. bis 5. Buch. (Erdmann, Opera philos. Leibn. praef. XI. nennt auch das 1. und 4. Buch aus demſelben Werke Spinoza's. Randgloſſen Leibnitzens zu Spinoza's Ethik hat übrigens ſchon, und zwar auf den Wunſch Herbart's, G. E. Schulze in den Göttinger gelehrten Anzeigen, Jahrg. 1830. St. 128. bekannt gemacht). Außerdem Excerpte mit eingeſtreuten Bemerkungen aus des Peter Poiret Cogitationes rationales de Deo, anima et malo, nach der zweiten Ausgabe von 1685. Alles von Leibnitzens eigner Hand. Dankenswerth iſt der gleichzeitig mitgetheilte Auszug aus einem ungedruckten Briefe Leibnitzens an einem Ungenannten mit der Aufſchrift: Leibnitii responsio, quae de fato disserit, mit Hinweiſung auf die Parallelſtellen in den übrigen Schriften von Leibnitz. Weder der Empfänger noch das Datum iſt angegeben: daß dieſes Schreiben jedoch in das höhere Mannesalter Leibnitzens falle, darüber läßt die Verwandtſchaft des Inhalts mit der Theodicee und die Bündigkeit der Schlußfolgen keinen Zweifel übrig. Am Schluſſe verbittet ſich L. die Verbreitung dieſes Briefes, mit dem bedeutſamen Zuſatze: Nam nec rectissima a quovis intelligantur.

S. 276 b.

Von dem Briefwechſel zwiſchen Leibnitz und Malebranche waren früher nur die beiden Briefe von Malebranche, 13. Dec. 1698, und von Leibnitz, 2/12 Oct. 1698, in Feders Specimina com. epist. Leibnitz p. 136—141 bekannt. Herrn Couſin verdanken wir ſeit Kurzem die Veröffentlichung oder eigentlich nur die allgemeinere Verbreitung [1]) dieſes ganzen Briefwechſels, mit ſchätzbaren

---

[1]) Herr Couſin ſcheint nicht gewußt zu haben, daß die Briefe Leibnitzens an Malebranche, wie an den P. Lelong ſchon 24 Jahre vorher in Paris, freilich nur in ſehr wenig Exemplaren für die Mitglieder der Societé des bibliophiles herausgegeben worden ſind. Die Notiz giebt Quérard, La France littéraire T. V. p. 119. Paris 1833: Lettres au P. Malebranche et au P. Lelong. Paris, de l'imprimerie de F. Didot 1820. gr. in 8. de 88 pages. Tirées à 30 exemplaires pour les mélanges de la société des bibliophiles, le volume contient seize lettres, 13 lignes qui servent d'avertissement et imprimés au verso du faux titre, sont

Einleitungen und Zwiſchenreden in den Monaten Juli bis October des Journal des Savans von 1844. Wenn Couſin ſchreibt: „Aucun des historiens de Leibnitz, ni Ludovici, ni... Mr. Guhrauer ne disent un seul mot des relations des deux philosophes,“ ſo hat er nicht nur mir, ſondern auch Ludovici Unrecht gethan. Letzterer iſt zu vergleichen in ſeinem Buche II. p. 12. worauf ich unten zurückkomme [1]). Nach der Bekanntwerdung des ganzen Briefwechſels verdiente das perſönliche und wiſſenſchaftliche Verhältniß Beider eine ausführlichere Behandlung in Leibnitzens Leben. Die vorhandene Correſpondenz beſteht aus zehn Briefen von Leibnitz und ſechs von Malebranche. Sie geht bis zu Leibnitzens Aufenthalt in Paris zurück und bis zum Tode von M. Die erſten Briefe, die aus Paris, ſind ohne Datum, fallen jedoch jedenfalls in die ſpätere Zeit von L.'s Aufenthalt in Paris, nach ſeiner Reiſe nach England, was aus der Angabe der Wohnung hervorgeht, welche er 1675 einnahm. (Vgl. Kurmainz u. ſ. w. II., S. 70.). Couſin ſetzt den erſten dieſer Briefe 1672, alſo jedenfalls zu früh. Der erſte Brief bezieht ſich auf eine Unterredung der beiden Philoſophen über die Philoſophie des Carteſius, namentlich den Begriff der Materie, den L. beſtritt. Malebranche war, wie Couſin bemerkt, kein Freund von Disputationen in Briefen. Der größte Theil dieſes Briefwechſels betrifft die Carteſianiſche Philoſophie. Herr Couſin, welcher den „Vater der deutſchen Philoſophie“ unter ſeinen Landsleuten gewiſſermaßen von neuem zum Bürgerrecht verholfen hat, nachdem er es in der ſenſualiſtiſchen und materialiſtiſchen Periode Frankreichs verloren hatte, er, welcher

---

signés Durand de Laucon. Hier ſcheinen mehr Briefe von Malebranche zu ſein, als die von Couſin herausgegebenen; jedenfalls wird es bei einer künftigen Herausgabe dieſer Briefe unerläßlich ſein, dieſe editio princeps zu vergleichen.

[1]) An demſelben Orte gedenkt Couſin des Irrthums Ludovici's, daß Leibnitz 1675 zum auswärtigen Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris ernannt worden. Was aber feſtſteht, und erwähnt zu werden verdient, iſt, daß man Leibnitzen als Mitglied der Akademie damals allerdings in Paris feſthalten wollte, wenn er hätte katholiſch werden wollen. Vgl. dieſen Theil S. 171.

doch wegen der Menge ihrer von einander unabhängigen Grundbegriffe und der vielen nicht mit ihnen zugleich gegebenen, ſondern größtentheils ſehr verborgenen Beziehungen, nur langſam nähern können. Dieſes ſei der der Leibnitz'ſchen Univerſalwiſſenſchaft zu Grunde liegende richtige Grundgedanke. Der Calcul ſollte den Wiſſenſchaften aufhelfen: das hieß nichts anders, als daß nach Leibnitz, in der Beachtung der Logik, im formalen Sinne des Worts, das Heil der Wiſſenſchaften ruhe. Seine Univerſalwiſſenſchaft iſt hier die wahre Logik. „Die Logik war ihm, was ſie wirklich iſt, die Wiſſenſchaft, welche das Ideal aller Wiſſenſchaften zeichnet, dem ein jeder auf ihre Weiſe ſich zu nähern hat. Und dieſes Ideal ſelbſt iſt nichts anders, als vollkommene Deutlichkeit aller Begriffe und ihrer Beziehungen, wofür der Calcul nur eine beſondere Weiſe der Darſtellung wäre. Echte Wiſſenſchaft und klare Einigkeit fließen allein aus der Klarheit der Gedanken."

Der Vf. wendet dieſe Reſultate ſchließlich auf den gegenwärtigen Zuſtand der deutſchen Philoſophie an, was dann nicht zu ihrem Vortheil ausfällt. Uebrigens giebt er dieſe Unterſuchung ſelbſt nur in der Abſicht, die eines andern hervorzurufen, „der mit philoſophiſcher Einſicht die genaueſte Kenntniß der bisherigen Leiſtungen im Gebiete der reinen und angewandten Mathematik, ſo wie der Naturwiſſenſchaften verbände."

S. 360.

Die Anweſenheit Spinola's in Hannover 1679 iſt nicht von Leibnitz ausgegangen. Er kam dahin, und zwar mit einem lateiniſchen Empfehlungsſchreiben des Papſtes Innocenz XI. vom 20. April 1678, welches A. Theiner in ſeiner „Geſchichte der Zurückkehr der regierenden Häuſer von Braunſchweig und Sachſen in den Schooß der katholiſchen Kirche" u. ſ. w. Einſiedeln 1843. Urkundenbuch S. 2. mittheilt, in der irrigen Meinung, daß der Papſt dem Herzoge in Spinola einen apoſtoliſchen Vicar bewilliget, während ein ſolcher in Steno bereits am Hofe lebte. (Vgl. Soldan, Dreißig Jahre des Proſelytismus in Sachſen und Braunſchweig. Leipzig 1845. S. 48.). Mit Recht erklät Soldan des Pabſtes Schreiben für ein ſchätzbares Aktenſtück, weil es die bisher öfters beſtrittene Betheiligung des Pabſtes an jenen henotiſchen Reiſen über allen Zweifel erhebt.

Ueber Steno findet ſich eine anziehende Nachricht in Joh. Wilh. Peterſen's von ihm ſelbſt aufgeſetzter Lebensbeſchreibung, ohne Ort 1719. S. 31. Peterſen, der durch ſeine Schriften und Schickſale bekannte Chiliaſt, war 1677, an demſelben Tage mit Steno nach Hannover gekommen, wo er aber nur ein Jahr Paſtor an der St. Aegidienkirche war.

Druck und Papier von Heinrich Richter.

C

j'a
Alt
port
j'au
M
&mp
Min
je v

M
je f
j'au

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

8° B
Guhrau
1.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Guhrauer, Gottschalk E.,

Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz eine Biographie

Bd.: 1 : Mit Leibnitzens Bildniß und Facsimile ; [Buch 1-2]

Breslau 1846

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 2931 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235799-5